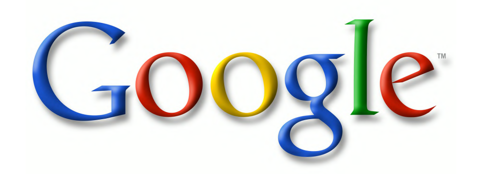



Princeton University Library
32101 064245218


Digitized by Google

Die Güldenkammer

3. Jahrgang
Heft 1
Oktober 1912

Verlag: Kaffeehag Bremen

INHALTS-VERZEICHNIS.

ANREGUNGEN UND AUSBLICKE.

BEZUGS-BEDINGUNGEN.

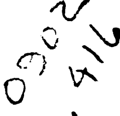
Durch sämtliche Buchhandlungen, Postanstalten oder direkt vom Verlag:
jährlich Mk. 8.—, vierteljährlich Mk. 2.—, Einzelheft: Mk. 0.80.

Kommissions-Verlag: Franz Leuwer, Bremen, Obernstraße 14.

„Die Güldenkammer“

Inhalts-Verzeichnis des III. Jahrgangs.

(Oktober 1912 bis September 1913.)







ANREGUNGEN UND AUSBLICKE.

Die Güldenkammer

Herausgeber:
S. D. Gallwitz · G. F. Hartlaub · Hermann Smidt

Alexander Ular: Der Totenkult und die Kultur.

(Zum Fall Nogi.)

Gewaltsamer Tod ist fast immer ein kulturgeschichtliches Dokument. Wird jemandem mit dem Tomahawk der Schädel gespalten; wird ein Körper unter dem Folterrade zermalmt; reißt ein Granatensplitter jemandem den Bauch auf; fliegen Gliedmaßen unter einem Automobil auseinander; ertrinkt einer, weil sein hohler Baumstamm unter einer winzigen Welle kenterte; hängt eine alte Frau sich in leerer Mansarde auf; erschießt sich jemand in Monaco in Frack und weißer Binde; wird jemand geköpft: stets läßt sich aus den Umständen und den Motiven des Todes ein zwingender Schluß auf das Gepräge des Milieus, auf die sozialen und, unerbittlicher noch, auf die seelischen Zustände der Umwelt ziehen. In den meisten Fällen ist den ins Totenreich Wallenden mutmaßlicherweise dieser kulturgeschichtliche Wert ihres Endes höchst gleichgültig; sie hätten im Gegenteil in der Mehrzahl gern auf solches posthumes Interesse verzichtet, wäre ihnen nur im Leben ein winziger Bruchteil derselben Aufmerksamkeit zuteil geworden. Aber manchmal ist gewaltsamer Tod doch eine politische, soziale oder psychische Kundgebung des Sterbenden gegen seine Umwelt oder zum mindesten gegen die Umformung seiner Umwelt, die er nicht mitmachen konnte oder wollte. Und dann wird der selbstbeschlossene gewaltsame Tod zum Symbol einer Weltanschauung und die Auffassung der Überlebenden von diesem Tode ein sicheres Kennzeichen des seelischen Zustandes, der Kultur der Menschengruppe, zu der der Tote gehörte.

Selten wurde sensationeller ein ganzer Kulturzustand durch das Handeln eines einzelnen beleuchtet, als der gegenwärtige

seelische Habitus der Japaner durch den Selbstmord des Generals Nogi. Vor fünfzig Jahren noch alltägliches Vorkommnis, das in Zeitungen unter den „Vermischten Nachrichten" in zwei Zeilen abgefertigt worden wäre, gewinnt dieser Akt unter den jetzigen Verhältnissen den Wert einer wahren kulturgeschichtlichen Enthüllung, des Durchreißens einer trügerischen Oberfläche, hinter der die Kenner zwar das Wirkliche sahen, die aber den Europäern im allgemeinen etwas vortäuschte, das niemals existiert hat, nämlich die ungefähr gleiche Höhe japanischer Kultur mit europäischer.

Die Begeisterung, die Bewunderung, der Stolz, mit dem ganz Japan diesen „patriotischen" Akt begrüßt hat, scheint in Europa im allgemeinen das Gefühl einer beinahe respektvollen Scheu auszulösen. Die „Liebe" zum Kaiser, die „Treue" zum angestammten Herrscher, der „Heroismus" und das „Pflichtgefühl", die den alten Heerführer in der Minute zum Tode trieben, als sein Herrscher zu Grabe getragen wurde, geben hübsche Motive zur Rührung, zur Ehrfurcht und womöglich zu moralischer Erhebung. Sicherlich aber nur, weil der Sinn dieses blödsinnigen, geradezu kindischen Selbstmordes und der peinliche Charakter der japanischen Gemütserregung dieser Tragikomödie gegenüber nur den wenigsten Europäern hat zum Bewußtsein kommen können.

Nogi verdiente im Leben den größten Respekt, und niemand versagte ihn ihm. Denn er war ein Stratege ersten Ranges. Man konnte ihn mit Moltke vergleichen. Er beherrschte mit stupendem Geschick die modernste Technik. Er benutzte Telegraphen und Telephone; die Chemie der Sprengstoffe hatte für ihn keine Geheimnisse; er integrierte Gleichungen von balistischen Kurven. seine hygienischen Maßnahmen vor Port Arthur waren mustergültig. Er schien ein durch und durch moderner Mensch. Und das verdiente um so höhere Achtung, als er schon fast erwachsen war zur Zeit, da die europäisierende Umwälzung die alte Barbarei Japans im innersten umzugestalten schien (in Wirklichkeit allerdings sie nur mit einem klebrigen Firnis europäischer Äußerlichkeiten umgab). Alles, was diesem Manne Respekt und Bewunderung eingetragen hat, war letzten Endes die Anpassung an moderne Kultur. Diesen Respekt aber hat er durch sein schmähliches Ende zerstört. Denn in diesem zeigte er, demonstrierte er absichtlich, daß alles, was ihn groß gemacht, nur äußerlich, nur Nachahmung gewesen, und daß auf dem Grunde, im Mittelpunkt seines geistigen Lebens, keine menschenwürdigen Ideen lagen, sondern die wüsten Vorstellungen wilder Urmenschen, die primitiven Regungen von Papuas und Eskimos, roher als die Gedanken uralter Ägypter und Sumerer: dieselben Gedanken, die seit Jahrtausenden, allen

kulturbringenden Mühen von Buddhisten, Christen, Chinesen und Europäern zum Trotz, sein Volk in skandalöser Sklaverei halten.

Wer im Selbstmorde Nogis die sentimentalen Motive sucht, und über sie in Rührung gerät, begeht den verzeihlichen Irrtum, ein wildes Menschenopfer in eine Linie zu stellen mit dem freiwilligen Tode des Mannes, dem das Leben ohne seine Geliebte zur Last wird, oder der sich in der Extase des Kriegs dem Überleben der Gemeinschaft opfert. Nogi hat sich in Beobachtung alter japanischer Feudaltradition getötet, und das ist ganz etwas anderes.

Er hat zwar nicht das klassische Harakiri begangen; er hat nicht von links nach rechts seinen Bauch samt sämtlichen Eingeweiden zerschnitten. Er hat vorgezogen, sich den Hals abzuschneiden. Aber er wußte ganz genau, daß dies ein grober Verstoß gegen Anstand und Etikette war. Und damit nur ja kein Zweifel darüber entstehen könnte, daß er sich nicht aus irgendwelchen modern riechenden Gründen umbrachte, sondern in Beobachtung des ältesten barbarischen Aberglaubens, zum Zweck, seinem Herrn im Gespensterreiche Gefolgschaft als Flügeladjutant zu leisten, wie er es hier getan, deutete er zuvor wenigstens an, daß er das echte alte Harakiri zu vollführen im Sinne hatte: er führte zwei oberflächliche Schnitte über seinen Bauch.

Das weiß jeder Japaner, und gerade das gibt dem Fall seinen kulturgeschichtlichen Wert. Nogi hat sich nicht getötet, wie ein Europäer sich töten würde: er hat seinem Herrn Gefolgschaft geleistet, um in den seligen Gefilden seinen Dienst fortzuführen, seinen amtlichen Pflichten weiter zu genügen. Das Motiv seines Todes ist nicht Moralisches oder Sentimentales; es ist noch weniger etwas Intellektuelles; es ist vielmehr die Negation aller Vernunft und aller einigermaßen plausiblen Moral; es ist die totale Unterwerfung unter die Wahnvorstellungen primitivsten Aberglaubens, die absolute Herrschaft animistischer und dämonistischer Urmenschtheorien, die Herrschaft der Toten.

Bei keinem Volke der Welt hat sich ja diese Herrschaft despotischer, härter, zwingender gezeigt als bei den Japanern.

Ganz zweifellos waren sämtliche anderen Völker zu irgendeiner Zeit bei jenem Standpunkte der Weltauffassung angelangt, der menschliche Seelen in jedes Ding setzt und zugleich das unverstandene dinglose Schalten, das außerhalb des Menschen und über den Menschen hinweg Agierende, den Seelen der Toten zuschrieb. Entwicklung des Verstandes ist doch nichts als immer feineres Differenzieren der Dinge. Im primitiven Zustande setzt der Mensch alles mit sich selbst gleich. Er legt allem seine eigenen Fähigkeiten,

Gefühle und Kräfte bei. Da er sie, sobald sie außerhalb eines menschlichen Körpers wirken, nicht mehr versteht, sucht er nach Mitteln, sie sich günstig zu stimmen, und findet dazu natürlich keine anderen als die, die auf Menschen Einfluß haben: er bringt einem Steine Essen und Trinken, unterhält sich mit ihm, führt ihm Tänze vor und bittet ihn, betet zu ihm, wie er es mit einem mächtigen Menschen tun würde. War und ist aber der primitive Mensch unfähig, selbst nichtorganische Dinge von sich zu differenzieren, so war er in weit höherem Grade in der Unmöglichkeit, den Lebenden von dem Toten zu unterscheiden. Er sah zwar einen Unterschied: daß nämlich das Handelnde den Körper verlassen hatte. Aber er hatte keinen Grund zur Annahme, daß dies Handelnde nunmehr vernichtet sei. Im Gegenteil, er benötigte nicht einmal Traumerscheinungen oder sonstiger ungewöhnlicher Vorfälle, um vom Weiterhandeln des Toten überzeugt zu sein. Es genügte ja das bloße Gedächtnis, die Erinnerung an die Lehren der Eltern, das fortwährende, meist kaum bewußt werdende Profitieren von der Erfahrung der Verstorbenen: denn diese Erinnerung konnte er ja nicht von dem Gegenwärtigen differenzieren; erinnerte er sich, sein Vater habe dies oder jenes auf eine gewisse Weise ausgeführt und ahmte er demgemäß diese Weise nach, so schien es ihm, als machte ihn der Verstorbene erst in diesem Augenblick auf die Sache aufmerksam und befehle ihm, so zu handeln. Machte er etwas verkehrt, d. h. mit Mißerfolg, und erinnerte er sich darauf an die überkommene Erfahrung, so hatte er nicht das Bewußtsein von dem schon recht komplizierten Prozessus, daß er etwas aus der Vergangenheit Stammendes vergessen hatte, sondern er empfand, daß der Verstorbene ihn mit Mißerfolg dafür bestrafte, daß er nicht so gehandelt hatte wie jener: folglich leben die Toten mit all ihren Eigenschaften weiter und nehmen an dem Leben der Nachkommen teil; und da sie dies tun können ohne sichtbar zu werden, verfügen sie über Mächte, die der Mensch nicht hat. Weiter ergibt sich aus diesen Umständen, daß der Tote wie im Leben unglücklich ist, wenn er nicht dieselben Bedürfnisse weiter befriedigen kann, wenn ihn die Lebenden nicht bedienen; daß der Tote sich wie im Leben bei Vernachlässigung ungehalten zeigt und straft; daß also das Glück der Lebenden von der aufmerksamen Bedienung der Toten abhängt; daß folglich alles, was im Leben den Menschen zustößt, das Werk der Toten ist, und daß natürlich die Toten alles und jedes, was die Lebenden tun, beobachten, überwachen und beurteilen, um darnach je nach dem Verhalten der Lebenden in gutem oder bösem Sinne in ihr Dasein einzugreifen.

Diese Grundzüge des Ahnen- oder Totenglaubens sind ausnahmslos allen Völkern gemein, und auf ihnen beruhen geschichtlich ausnahmslos sämtliche Religionen, selbst die raffiniertesten, wie der Buddhismus und das Christentum. Und der Ausgangspunkt jeden Kultes, selbst des üppigsten und kompliziertesten, hat sich langsam aus dem Totenkult entwickelt, aus den praktischen Maßnahmen, die man traf, um für das Wohlergehen der Dämon gewordenen Toten zu sorgen und dadurch ihre tatkräftige Unterstützung im Leben zu verdienen.

Alle Kulturvölker haben dieses primitive Stadium überwunden, aber nicht ein einziges ganz. Fast alle haben von ihm zum mindesten in ihren außerpraktischen, metaphysischen Theorien und Gepflogenheiten reiche Reste bewahrt, oft ohne sich ihrer Herkunft bewußt zu sein: man denke nur an den Allerseelentag der Katholiken und an die Gewohnheit, Gräber mit Blumen zu schmücken, ja, überhaupt Grabsteine zu setzen, letzte Andeutung des Erbauens des „Geisterhauses“, wo der Tote wohnt. Aber je höher ein Volk sich entwickelte, um so weiter wurde der Totenglaube und der Totenkult aus dem praktischen, dem sozialen Leben zurückgedrängt und ins Sentimentale oder Metaphysische verwiesen. Ein Medizinkandidat, der etwa heute seinem verstorbenen Vater (einem Arzte) eine Schüssel voll seines Lieblingsgerichtes auf das Grab stellt, damit er ihm morgen unsichtbar beim Staatsexamen zu Hilfe kommt, würde wahrscheinlich als toll eingesperrt werden; und ein Geschäftsmann, der sich vor einer Börsenoperation überlegt, ob wohl sein Urgroßvater mütterlicherseits an die Hausse der A. E. G. glaubt, macht sicher bankrott. Mit anderen Worten: Totenglaube und Totenkult sind an und für sich kulturwidrig, da sie den Menschen nicht von sich selbst und den tatsächlichen Umständen abhängig machen, sondern von einer Unzahl unheimlicher Mächte, deren Beruhigung ihm seine beste Zeit und Kraft wegnimmt.

Allerdings kommt es bei Beurteilung dieser Dinge recht sehr darauf an, was man denn eigentlich unter Kultur versteht. Daß an und für sich Lokomotiven, Mitrailleusen, elektrische Bahnen und Flugmaschinen noch nicht Kultur ausmachen, darüber ist man wohl einig: denn sonst hätten ja sogar die Amerikaner wirkliche Kultur, und zu solchem Wahnsinn versteigt sich doch wohl kein vernünftiger Mensch (obwohl man die Tollheit begangen hat, den Japanern europäische Kulturhöhe zuzuschreiben, weil sie mit europäischen Mitteln besser zu morden wußten als die Russen). Kultur wird doch wohl immer mehr als etwas Individuelles angesehen; zum mindesten in dem Sinne, daß ein Volk nicht ein Kulturvolk ist, wenn nicht seine Mitglieder durch-

schnittlich eine gewisse Verfeinerung des geistigen Lebens aufweisen. Diese Verfeinerung aber ist nichts anderes, als ein immer präziseres und energischeres Aufsichselbststellen des Individuums gegenüber der lebenden und toten Umwelt, eine Bereicherung der Persönlichkeit auf Kosten der Umwelt, die Differenzierung der Persönlichkeit von dem, was um ihn ist. Wer sich im Dasein so zu orientieren weiß, daß seine Persönlichkeit dabei wächst, wer das Universum kraft seiner geistigen Interpretationsfähigkeit sozusagen beherrscht, der hat Kultur. Es gehört dazu Wissen um Tatsachen und vor allem Ausschaltung der Vorstellungen, die absolut sicher Irrtümer sind. Es gehört dazu also persönliche Auseinandersetzung mit den Problemen der Existenz. Und das höchst entwickelte Kulturvolk ist nicht etwa das zahlreichste, oder das, welches die schönste Handelsbilanz oder die größten Panzerschiffe hat, sondern das, in welchem die verhältnismäßig größte Anzahl von Individuen sich durch eigene Energie und eigene Überlegung, unter dem Minimum schlechtweg hingenommener Grundsätze und Dogmen aller Art, eine Weltanschauung gebildet hat. Hierin allein liegt die europäische Kultur und jeder andere Maßstab würde sie unter die mohammedanische oder indische stellen.

Wie aber wäre solche Kultur, die wir Europäer nicht anders als die wahre ansehen können, möglich bei Völkern, deren jedes einzelne Mitglied niemals auf sich selbst, ja nicht einmal auf der gegebenen Kollektivität der Mitglieder steht, sondern jeden Ortes und jeder Zeit in jeder Tätigkeit der absolute Sklave der Toten ist, von den Toten beherrscht und gelenkt wird, seine Hauptkraft auf die Auseinandersetzung mit den Toten zu verwenden hat, kurz, nicht selbst lebt, sondern nur insofern Tote vor ihm gelebt haben?

Die Macht der Toten ist ja noch bei uns furchtbar. Irgendeiner hat einmal geschrieben, wir regierten uns nur zu höchstens einem Zehntel selbst, aber neun Zehntel aller Macht bei uns läge bei den Toten, die wir fortgesetzt anrufen, von deren Ansichten und Handlungen wir uns fortwährend beeinflussen lassen, obwohl sie wahrhaftig schon reichlich genug damit getan haben, daß sie uns das Gehirn vererben, dessen wir uns freuen oder schämen, und das man sehr wohl nun selbständig weiterwirtschaften lassen könnte. Und doch haben wir als Kulturmenschen bereits in hohem Grade das Bewußtsein und den Stolz, unser eigenes Urteil über alles frühere zu stellen. Wie ungeheuer die Macht der Toten bei unseren Voreltern gewesen sein muß, wie furchtbar die Toten alles Neue, allen Fortschritt bekämpft haben müssen, davon können

wir uns kaum eine Vorstellung machen, aber wir können es ahnen, wenn wir die noch heute bestehende Riesenmacht aller abgeschwächtesten Totenglaubens, wenn wir die Macht der Tradition abwägen.

Wir sind, wie gesagt, in unserer rein geistigen Tätigkeit noch lange nicht von den Toten befreit, und die relativ enorme Kulturhöhe, die wir erreicht haben, beruht einzig und allein darauf, daß wir wenigstens aus dem praktischen, dem materiellen, dem utilitaristischen, dem wirtschaftlichen, dem sozialen Leben die Toten schon weit hinausgedrängt haben. Alle Völker haben diesen Riesenkampf gegen die Toten begonnen, alle sogenannten oder angeblichen Kulturvölker wenigstens. Aber — und dies ist die Tatsache, die augenblicklich interessant erscheinen dürfte — von allen großen Völkern ist das japanische das, welches in diesem Kampfe am kümmerlichsten abgeschnitten hat; denn es ist noch jetzt dort, wo die Griechen vor Homer, die Inder vor den Veden, die Ägypter vor dreißig Jahrhunderten waren.

Die ganze japanische Geschichte ist nichts als die Geschichte des Totenglaubens und des Totenkultus. Die ganze japanische Gesellschaft ist nichts als eine Menschengruppe, die sich ohnmächtig gegen ihre Toten wehrt. Die ganze angebliche japanische Kultur ist nichts als die fortgesetzte Unterdrückung der Lebenden durch die Toten und der hahnebüchene Versuch, ein erträgliches Zusammenleben unter der Herrschaft der Toten mit der Preisgabe alles dessen zu erkaufen, was wir individuell nennen, und was dem Europäer, auch wenn er es nicht weiß oder sogar leugnet, tatsächlich das Wesentliche ist.

In Japan ist noch heute Familie, Stamm und Staat nichts als Totenkult. Die ganze anscheinend so erhabene japanische Moral, der berühmte oder besser berüchtigte alberne Bushido, der „Ehrbegriff", das „Ritterliche" des Japaners, die vermeintliche Höflichkeit, der Stoizismus, der angebliche „Patriotismus", der von unserem so verschieden ist wie das Funktionieren einer Dampfmaschine von der Pflichttreue eines Kassenbeamten, alles das ist ja nichts als die notwendige Erscheinungsform der absoluten Knebelung des Individuums durch den Aberglauben an die Toten, der sich als Familie, Clan und Staat organisiert hat.

In Japan gibt es bekanntlich keine Kirschen, obwohl im Frühling das ganze Land, zur Extase der Snobs, unter zarten Blüten ruht. Die Bäume geben Blumen, aber keine Früchte. Sie sind sinnlos. Es sieht fast wie ein Symbol aus. Denn die japanische Gesellschaft ist ebenso. Sie kann gar nichts hervorbringen;

sie kann bloß scheinen. Ihr Ziel ist sozusagen, nicht weiterzukommen, sondern fortwährend zum selben zurückzukehren, zu den Toten, zu dem, was die Toten taten, zur Tradition, zu einer Tradition, die das uralte Gewesene zur Richtschnur, zum Henkerbeil des Neuen nimmt.

Anderthalb Jahrtausende Buddhismus, moderne Technik, europäische Wissenschaft, gewaltige Anläufe des Christentums haben nicht vermocht, in diese härtesten Hirne der Welt befreiende Ideen zu hämmern. Und schließlich wird sie wohl nur der Magen, der leere Magen, das Problem des früher unbekannten Proletariats notgedrungen etwas zugänglicher machen. Heute ist der Japaner hinter uns noch ebenso weit zurück wie der älteste Assyrier. Und hätte es eines Beweises bedurft, so würde der General Nogi ihn uns mit aller wünschenswerten Klarheit liefern.

Dieser Mann war stets als einer der wenigen angeblich Aufgeklärten bekannt, die mit Stolz sich als echte Vertreter des wirklichen Japans brüsteten. Er dachte, wie früher der Adel dachte und wie das ganze Volk noch heute denkt. Das heißt, er dachte überhaupt nicht, sondern war in jener „schlechthinnigen Abhängigkeit von einer höheren Macht", die Schleiermacher als das Wesen der Religion bezeichnet hat; bloß war diese höhere Macht die albernste von allen, nämlich der uralte nie ausgerottete Volksaberglaube, die absolute Herrschaft der Toten: nicht der Toten, die wie bei uns durch Erinnerung an ihre Taten und Werke wirken, sondern der Toten, die im Gespensterreiche wie Menschen weiterleben und handeln, menschliche Leidenschaften und Velleitäten aufzeigen, sich persönlich ins Dasein der Lebenden mischen, und deren Bedürfnisse und Launen (wenn sie mächtig sind) befriedigt werden müssen, wie die eines perversen Neuropathen. Deshalb und nur deshalb ging er in den Tod. Seine Andeutung des klassischen Feudalselbstmordes und die religiöse Gehobenheit, die sich im Volke geltend machte, beweisen es schlagend.

Und nun noch das Typischste, das Unheimlichste, das Fragwürdigste. Der Mann stand im tiefsten Tiefstande alles dessen, was wir religiöses Leben nennen, er handelte als Urmensch, als Wilder, und um diesem seinem primitiven seelischen Bedürfnisse zu folgen, übertrat er die schärfsten Gesetze der Herren, denen er Gefolgschaft in den Tod leistete, um ihnen weiter zu dienen.

Die jämmerlichste soziale Folgeerscheinung des absoluten Totenglaubens nämlich stellt zweifellos der Mord der Überlebenden dar: das Menschenopfer, das die Juden bereits in grauer Vorzeit verpönten (Geschichte Abrahams). Was bedeuten diese Menschenopfer, die noch jetzt bei ganz primitiven Völkern vorkommen?

Genau dasselbe wie der Selbstmord des Strategen Nogi. Sie bedeuteten, daß, wenn doch der Tote weiterlebt und dieselben Bedürfnisse weiterbesitzt, alle diese Bedürfnisse befriedigt werden müssen, soll nicht Unheil über die Lebenden kommen; hat einer zu Lebzeiten Reis gegessen, so braucht er Reis unter den Gespenstern; war einer Krieger, so braucht er weiter seine Waffen (manche feine Leute lassen sich noch jetzt mit einem Säbel begraben und elegante Damen mit ihren Perlenhalsbändern); war einer an zahlreiche Dienerschaft und persönlich an gewisse Diener gewöhnt, so mußten diese eben mit ins Jenseits wandern; war einer gar Kaiser oder ähnliches, so brauchte er selbstverständlich einen ganzen Hofstaat, Frauen, Kinder, Gefolge, Minister, Generäle usw. Man mußte all diese Utensilien also mit begraben.

Und das geschah tatsächlich in Japan. In langen Reihen grub man zahllose Angehörige, Hörige, Diener und Gefolgsleute, Männer, Weiber und Kinder lebendig bis an den Hals rings um das Mausoleum des Toten in die Erde ein und ließ sie dort qualvoll langsam sterben. Diese erhebende Zeremonie hieß Menschenhecke, Chto-gaki. Ihre Opfer waren wahrscheinlich weniger gläubig als General Nogi. Sie unterwarfen sich der Prozedur durchaus nicht freiwillig. Das Jammern und Heulen ihres Todeskampfes muß furchtbar gewesen sein. Denn schon im 7. Jahrhundert verbot ein etwas nervöser Kaiser unter greulichen Strafen diese barbarischen Gepflogenheiten mit der Begründung, er habe das grauenhafte Jammern der riesigen Menschenhecke seines verstorbenen Bruders nicht ertragen können und es sei daher unmöglich, daß derartige Bräuche gut seien. Zu diesem ethischen Motiv, das der Kaiser als Abkömmling der Sonne (er heißt ja noch jetzt offiziell Ten-no, „der des Himmels", und durchaus nicht Mikado, was „hoher Weg" bedeutet, ähnlich wie die „Hohe Pforte" in der Türkei oder das altägyptische Pharao „doppelt großer Palast") — das der Kaiser mit Berechtigung zum Gesetz erheben konnte, da er ja selbst als Produkt seiner gottgewordenen Vorfahren Gott ist, kam in Wirklichkeit natürlich ein politisches staatsmoralisches Motiv, nämlich die Verhinderung von Menschenverlusten bei jedem sensationellen Todesfall, die zweifellos die Verluste damaliger Schlachten weit überstiegen. Aber was kann ein Kaiser, und sei er zehnmal ein Gott, gegen die Harthirnigkeit seiner Untertanen, gegen altüberkommene Wahnvorstellungen, in Hinsicht auf welche das ganze Leben eingerichtet ist? Völker mit weniger kümmerlich organisiertem Gehirn hätten, wenn nicht von selbst, so doch unter dem Zwange eines solchen drakonischen Gesetzes mit der absoluten Totenherrschaft aufgeräumt, wie

Griechen, Römer, Germanen, Semiten und Ägypter es getan haben, um ihre Weltanschauung und ihre Moral auf weniger bornierte Vorstellungen zu gründen und dadurch einige Kultur zu gewinnen. Die Japaner waren dazu unfähig.

Zwar hörten natürlich die erzwungenen Menschenopfer auf, da die Mörder grausam zur Rechenschaft gezogen wurden. Aber die Sitte wurde dadurch nicht etwa ausgerottet, sondern sozusagen verinnerlicht, wie es ja mit allen Überzeugungen geht, die verboten werden. Die Menschenopfer wurden ganz einfach freiwillig. Der Selbstmord zum Zweck der „Gefolgschaft in den Tod" kam auf. Und diese offenbare Umgehung des Staatsgesetzes brachte den Schuldigen natürlich nicht etwa Schande, sondern Ansehen und Ruhm: sie bewiesen, daß in ihnen der „wahre Glaube" noch stark war. Es wurde also eine „Ehre", verstorbenen Herren in den Tod zu folgen. Die speziellen Begriffe von Ehre aber machen recht eigentlich den Unterschied der sozialen Kasten aus (wenigstens von den höheren Klassen aus betrachtet, und zwar meistens derart, daß die höchsten Kasten oder die sich als solche betrachten, die lächerlichsten Ehrbegriffe besitzen). So wurde die „Ehre" der Gefolgschaft in den Tod fast zum unterscheidenden Merkmal der höheren Gesellschaftskreise. Es kam damals in Japan der militärische Feudaladel auf, der um so leichter die Gefolgschaft in den Tod zu seinem Kastendogma erheben konnte, als sein Handwerk ohnehin grausamen Mut, Todesverachtung, Gefühllosigkeit gegenüber physischem Schmerz und jene falsche „Ritterlichkeit" verlangte, die die Standesetikette über das Leben wertet.

Daß derartige gesetzwidrige Ehrbegriffe in Japan vom ganzen Volke als berechtigt und lobenswert angenommen werden konnte, rührt daher, daß damals schon längst, wie noch jetzt, alles und jedes im Leben bis ins Kleinlichste absolut fest geregelt war, und zwar nicht auf sozialer Basis, sondern durch den Totenglauben. Ein Zimmermannssohn hätte ja den Zimmermannskult aufgegeben, also seine Toten beleidigt, wäre also unglücklich geworden, hätte alle Moral über den Haufen geworfen, wenn er nicht Zimmermann geworden wäre; er wäre Verbrecher geworden, hätte er kostbarere Gewänder getragen als die verflossenen Zimmerleute, oder hätte er üppiger geschmaust.

Der Totenglaube hatte Kasten geschaffen, und in jeder Kaste wieder zahllose unübertretbare Gesetze, die in sich selbst ihre Macht trugen, da sie religiös waren und der Glaube, der ihnen zu Grunde lag, gerade durch die Wechselwirkung zwischen den gegebenen Lebensverhältnissen und den religiösen Gesetzen, anstatt



sich abzuschwächen, geradezu zum Instinkt wurde. Mit einem Worte: es gab überhaupt keine individuellen Japaner mehr; jeder hatte nur die Gedanken, Gewohnheiten und Tätigkeiten der Gruppe, in die er zufällig hineingeboren war.

Die herrschenden Kasten hätten toll sein müssen, wenn sie, die schon längst durch die buddhistischen Lehren und das Eindringen chinesischer Kultur aufgeklärt waren oder aufgeklärt hätten sein müssen, diesen für sie so außerordentlich bequemen sozialen Habitus des Volkes hätten ändern wollen. Sie sanktionierten daher diese ganze seelische und soziale Erstarrung des Volkes noch durch besondere drakonische Gesetze, die kaum nötig gewesen wären, aber jedenfalls alle Velleitäten individuellen Tuns unmöglich machten.

Das Volk seinerseits gab sich natürlich mit seinem nunmehr ganz und gar zu bloßem Rituell gewordenen Leben (selbst das Einschlagen eines Nagels ist ja ein religiöser Akt, der auf besondere fest bestimmte Weise vollzogen werden muß) durchaus zufrieden. Denn seine Toten waren ja im Gespensterreiche den Toten der Herrschenden unterworfen, wie sie es im Leben gewesen waren; sie hatten also die Satzungen der höheren Toten, die drüben über ihre Toten herrschten, gehorsam zu beobachten, und auch diese höheren Toten je nach Rang zu verehren, am höchsten, am absolutesten also die Toten des Herrschers und ihre unmittelbare Erscheinung auf Erden, den Kaiser, der somit selbst zum Gott wurde. Alles, was der Kaiser tat oder geschehen ließ, war also gut. Und der Kaiser ließ — sicherlich aus denselben politischen Gründen, die noch jetzt in Preußen die gesetzwidrigen Ehrbegriffe einer der Dynastie besonders nützlichen Kaste aufrechterhalten — die gesetzwidrige „Gefolgschaft in den Tod“ bei seinem militärischen Feudaladel, seinem wesentlichen Herrscherwerkzeuge, zu, weil diese Sitte, ganz abgesehen von ihren primitiven psychischen Grundlagen, zweifellos die ihm so nützlichen Begriffe der absoluten Treue, des Mutes, der Todesverachtung stärkte.

Es gehörte somit zum Wesen des Adels, war sozusagen sein typisches Vorrecht und Merkmal, im Widerstreit zum Staatsgesetz den toten Vorgesetzten freiwillige Menschenopfer zu bringen, dem ältesten Volksaberglauben stets neue Kraft zu verleichen, die Realität des Gespensterreiches immer aufs neue durch Selbstmorde nachzuweisen, dem Volke gegenüber also die Wahrheit jenes primitiven Aberglaubens von oben herunter darzutun, der es zum absoluten Sklaven der toten Vergangenheit und der lebendigen höheren Kaste machten.

Die Sage, die ja bei uns zu neun Zehnteln und bei den Japanern überhaupt das ausmacht, was wir Geschichte nennen, nämlich das Interpretieren des Geschehenen je nach den Vorstellungen der Lebenden, pflegt derartige lange und verwickelte soziale oder politische Entwicklungen organisch auf ein einziges Ursprungsereignis zurückzuführen. So erzählt denn auch die japanische Geschichte, daß im Jahre 1333 der letzte Hojo-Regent durch Selbstmord endete und ihm die Mehrzahl seiner Vasallen sofort durch Harakiri in den Tod folgte (da er doch im Jenseits derselben Gefolgschaft bedurfte). Hierhin verlegen also die Japaner den Ursprung ihres vielgerühmten Bushi-do, des „Weges der Ritterlichkeit“, jenes Ehrbegriffes, der zeitweise in Europa blödsinnig bewundert wurde und sicherlich das Unmoralischste, Unvernünftigste, Unnützeste, Kulturwidrigste, Albernste darstellt, was je Menschen als Verhaltungsmaßregel empfohlen wurde. Es ist ja nur das absolute Hintansetzen des Individuums ohne Rücksicht auf seinen individuellen Wert, und diese Hintansetzung nicht in Beziehung auf einen Zweck oder ein Ziel, das sich irgendwie rechtfertigen ließe, sondern in bezug auf den rohesten, primitivsten Aberglauben, von dem die Ethnologie uns berichtet.

Der Selbstmord zur Gefolgschaft in den Tod, die praktisch und von der im 7. Jahrhundert bereits proklamierten Staatsmoral aus als ein wahres Verbrechen gegen die Gemeinschaft, als eine unsinnige Verschwendung menschlicher Kraft und Persönlichkeit auf Kosten der Gemeinschaft gebrandmarkt war, grassierte als moral- und menschentötende Adelsepidemie jahrhundertelang in widerwärtigster Weise, aber unter dem begeisterten Beifall des ganzen Volkes, das geradezu in der Beobachtung der unsinnigen Sitte nicht nur das Kennzeichen höheren gesellschaftlichen Ranges, sondern die Erfüllung höchster religiöser Pflicht sah, zu der es sich selbst großenteils gern unfähig bekannte, nicht ohne diese Unfähigkeit dem Gesetze des Kaisers zuzuschreiben.

Der Unfug wurde aber so schlimm, das sinnlose Wegsterben der nützlichsten Staatsdiener so fatal, daß schließlich im Anfang des siebzehnten Jahrhunderts der große Shogun Ijejassu, der einzige einigermaßen vernünftige, übrigens buddhistisch und vor allem von chinesischer Kultur angekränkelte Gesetzgeber Japans, mit drakonischer Wut in dieses Giftnest patriotischer Unmoral und kindischen Aberglaubens fuhr. Er verbot die Gefolgschaft in den Tod durch ein Gesetz, nach dem alle Angehörigen des Schwachsinnigen, der dieses Verbrechen begang, aufs strengste zur Verantwortung gezogen, mit Einziehung ihrer Güter, ja mit dem Tode bestraft wurden.

Natürlich zeigte sich dies Gesetz noch unwirksamer als die Bestimmungen des Nippon-dji des 7. Jahrhunderts. Denn damals hieß es ja nur einem wüsten Aberglauben entgegentreten, jetzt aber, nicht nur demselben immer fester gewordenen Aberglauben, sondern auch noch der Tradition, dem Ehrbegriff der mächtigsten Kaste den Garaus machen. Die Menschenopfer an die Toten, wie sie der Adel beging, wurden vielleicht etwas seltener infolge der furchtbaren Strafbeispiele, die an den Überlebenden manchmal statuiert wurden. Aber sie blieben zahllos. Ja, mehr noch: da jederzeit das Volk schließlich sucht, es den herrschenden Kasten nachzutun, und dabei regelmäßig zunächst die Perversitäten, das Schlechteste, das Dümmste nachahmt, das die Herrschenden zu charakterisieren scheint (man nehme nur die Hüte unserer Arbeiterinnen), so empfand man es im Volke als außerordentlich nobel, wenn jemand, der gar nichts mit der Adelskaste zu tun hatte, sich ihrem mörderischen Unfug ergab. Es kam hierzu natürlich noch die Idee, daß ja im Grunde der Adel jene „Moralvorschrift“ befolgte, die der Glaube an die Toten an und für sich verlangt, daß man also eigentlich zu einem Grade der „Frömmigkeit“ zurückkehrte, der zwar gesetzlich verboten, aber trotzdem der höchste war, den man sich vorstellen konnte.

Der gute General Nogi — und das ist hier der wesentliche Punkt — hat also Selbstmord verübt in Übertretung zweier der schärfsten sozialpolitischen Gesetze, die in Japan gegeben wurden, und er hat diese Gesetze übertreten, weil in ihm, dem ganz modernen Heerführer, dem Mann, der Mathematik, Physik, Chemie, ja sogar Geschichte kannte, der allerprimitivste, atavistisch überkommene Aberglaube, der Dämonenglaube der tiefststehenden Naturvölker mächtiger war. als alle Logik, als aller Patriotismus, als alles auch nur simpelste Verständnis für das Wesen menschlicher Kultur. Und wenn dieser Mann, trotz der Entwicklung seiner intellektuellen Fähigkeiten, trotz zahlloser auf seinen rudimentären Geist gepfropften tatsächlichen Kenntnisse, trotz der scheinbar totalen Anpassung an vernunftgemäßes Denken ohne weiteres in den Urzustand zurückfiel, wie muß es dann wohl um die ungeheure grauenhaft unwissende und jedenfalls nichts überlegende Masse seines Volkes stehen, das in seinem Tode jubelnd das Wiederaufleben der ihm zu Instinkt gewordenen Wahnvorstellungen begrüßt, die man schon fast unter dem verachteten und verhaßten Eindringen moderner Resultate erstickt glaubte? Das muß nämlich jeder Europäer endlich einmal trotz aller Lackarbeiten und trotz aller minutiösen Malereien der Japanver (die in Wirklichkeit nur die notgedrungene Spielerei eines Volkes sind, dem

alles Denken und Tun verboten war) ein für alle mal lernen, daß Japan nur von uns erzielte Resultate entlehnt hat, aber bisher absolut unfähig geblieben ist, sich das anzueignen, aus dem diese Resultate hervorgehen.

Japaner verstehen wir überhaupt nicht, oder doch nur insofern wir konstatieren können, daß sie als Individuen noch nicht existieren, sondern nur als kollektiver Ausdruck einer ungeheuren verwickelten Masse von Toten, die als lebend gedacht werden. Wir schreiten vom Lebenden zum Lebenden, und das ist vielleicht unser ganzer Ruhm, unsere ganze Überlegenheit, unsere ganze Kultur. Wir nehmen die Toten nur als in ihrer Zeit lebend. Wir nehmen sie ale Vorstufen. Wir gehen über Goethe wie über Aristoteles hinaus; sogar Bismarck, der keinen pommerschen Grenadiersknochen im Orient opfern wollte, ist in bezug auf Weltpolitik schon eine abgetane Sache; und wir nehmen von den Toten ganz genau nur das, unterwerfen uns ihnen ganz genau nur in dem, was unter den zu unserer Zeit herrschenden Verhältnissen nützlich, gemüts- und tätigkeitserregend zu wirken vermag. Die Japaner aber nehmen die Toten noch immer als zu jeder Zeit lebend, und zwar nicht durch ihre Taten, sondern in ihrer im Leben konstatierten Persönlichkeit existierend. Und deshalb gehen die Japaner zu den Toten zurück, während wir über sie hinausgehen. Deshalb können die Japaner tatsächliche Sachen nachahmen, aber nichts aus sich selbst schaffen. Deshalb sind sie kein Kulturvolk, ist kein Japaner innerlich frei genug, um selbst etwas zu schaffen oder auch nur schaffen zu dürfen, was über die ungeheure Macht seiner Milliarden Toten hinausgeht, was etwas selbständig gefundenes Neues ist.

Der Riesenkampf gegen die Toten, den wir sieghaft geführt haben und weiter führen, der Kampf gegen die Mächte der Vergangenheit, deren illusorischen Charakter wir immer schärfer, immer zwingender nachweisen, der Kampf gegen die eigentliche Kinderkrankheit des Menschengeschlechts, gegen den Wahn der Anthropomorphisierung, gegen das primitive Bedürfnis alles Geschehen auf Menschenähnliches zurückzuführen, auf Menschseelen, die in den Dingen sitzen, und über die Dinge herrschen, dieser Jahrtausende hindurch mit unendlichen Opfern, aber auch wundervollen Triumphen geführte Kampf: die Japaner haben ihn noch nicht einmal begonnen. Sie können wohl Funkenspruchstationen ebensogut einrichten wie wir, weil wir es ihnen zeigen, aber sie haben keinen Begriff und können keinen Begriff haben von der ungeheuren Gedankenreihe, von den fabelhaften Geistesschlachten, von der fast unendlichen Reihe von mühsam erkämpften, ver-

teidigten und fortgeführten Prämissen, die schließlich jenes Wunder möglich machten. Und darin liegt der ganze Unterschied von Kultur und Unkultur.

Der Europäer denkt; der Japaner ahmt die Resultate des Denkens nach. Der Europäer handelt; der Japaner ist Werkzeug der Toten, die handeln. Der Europäer lebt; der Japaner hat den Schein des Lebens, aber in Wirklichkeit leben durch ihn nur seine Toten. Ein Moltke, seiner Kraft bewußt, lebt der Gemeinschaft, der unsterblichen Kollektivität, so lange er kann; ein Nogi stirbt, seiner Kraft bewußt, weil die Gemeinschaft der Toten wichtiger ist als die Lebenden. Der Japaner hat nur eine Vergangenheit, die ihn erdrückt; der Europäer hat eine Zukunft, die ihn erhebt. Der Japaner ist nichts als ein beliebiger Ausschnitt aus einer Kollektivität; der Europäer aber ist ein Mensch.

Nogi hätte besser getan, dies nicht so dramatisch zu beweisen, und das japanische Volk hätte über diese Demonstration seiner Erstarrung im Urmenschentum nicht mit Jubel und Bewunderung, sondern mit Entrüstung und Trauer als über eine Beleidigung quittieren sollen. Denn solange die Toten eines Volkes wichtiger sind als die Lebenden, lebt dieses Volk nicht, sondern vegetiert. Und solange der Mensch sich nicht auf sich selbst, sondern als willenloser Sklave unter seine Toten stellt, zwingt er sich auf niedrigste Stufen seiner möglichen Entwicklung zurück; er enträt dessen, was eigentlich den Menschen erst zum Menschen und den Menschen zum Kulturmenschen und den Kulturmenschen zur reichen Persönlichkeit macht; der grenzenlosen Freiheit des Wollens, die nur die Schranken ihres eigenen Vermögens kennt.

Dr. Conrad Simonsen: Die dänische Seele.

Deutsch von Richard Guttmann.

Die seelischen Eigenschaften eines Volks bestimmen im wesentlichen drei Faktoren. Am zeitigsten und wohl am tiefsten wirken die landschaftlichen Umgebungen ein, hiernach die Stellung, die die Menschen in der Gesellschaft einnehmen, die Arbeit, mittelst derer sie sich ernähren. In letzter Reihe steht der einzelne unter dem Einfluß der Genies seines Landes, ihrer Erfindungen, Kunstwerke oder Persönlichkeit.

Die Natur des kleinen dänischen Inselreichs trägt ein ruhiges, idyllisches, im ganzen gleichförmiges Antlitz. Wohl spiegeln sich in ihm alle Farben der Jahreszeiten, alle Temperaturnuancen, aber keine gewaltsamen Ausbrüche der Erde haben hier große Unterschiede der Landschaft, Disharmonien geschaffen. Wo die sanft geschwungenen Linien des Landes enden, lächelt der Fjord, setzt das eigensinnig rollende Meer ein. Die Kontraste sind nie allzugroß, groß dagegen ist der Reichtum der Abtönungen. Ebensowenig zu Extremen neigend, doch im kleinen von einander abweichend sind die Seelen, die in dieser Landschaft heimisch sind, sei es auf westjütischer Heide, im Wald, auf dem Ackerland, auf den vielen windumbrausten Inseln oder in den Häusern der Großstadt.

Auf dem Weg von der Natur zur Kultur, vom Einfachen zum Zusammengesetzten reißt sich der Menschensinn nicht von der Landschaft los, in der schon die Altvordern wurzelten. Wenn die Entwicklung das Individuum zum Wortausdruck heranreifen läßt, vermag es doch höchstens nur das eigne Wesen zu enthüllen.

Ob auch die Geschichte des dänischen Stamms von der des gesamten Nordens nicht zu trennen ist, und die Stämme der ja geographisch weiter verbreiteten Nordgermanen das Enge des geistigen Horizonts, das Fehlen freier Vorstellungen gemeinsam haben, so tragen die Bewohner Dänemarks doch ein besonderes geistiges Gepräge. Unser Land, das weder Einöden noch Berge besitzt, dafür aber fruchtbarer als Schweden und Norwegen ist und einer beständig wechselnden Witterung unterliegt, hat ein materialistisches, ruhig dahinlebendes, idyllisch-lyrisches Volk aus uns gemacht, das hauptsächlich auf ein wenig dem Wechsel unterworfenes Wohlleben abzielt, unter Bevorzugung des traulichen Elements, das sehr reflektierend, ein wenig träumerisch ist, aber einen feinen Schönheitssinn in vielen kleinen Dingen offenbart. Gleichzeitig sind wir jedoch sorglos und kurzsichtig.

Der Durchschnittsdäne hat viele gute, stets bürgerliche Eigenschaften, der Westjüte ist starrsinnig und schwerfällig, im Gegensatz zum Bewohner Kopenhagens, der spielerisch und schlagfertig ist. Fast stets ist der Däne ehrlich, solid, vernünftelnd, behilflich und rechtschaffen. Diese gesunden Eigenschaften bewahrt er, solange er sich innerhalb des engen Horizonts der Heimat bewegt, solange er nicht an der höheren Kultur teilnimmt. Und darunter versteht eine Agrar- und Handwerkerbevölkerung zumeist Falschheit, Raffiniertheit und Degeneration. Im allgemeinen wirkt die Kultur ja auch zerstörend, wenn nämlich der Versuch gemacht wird, sie einer Mehrzahl einzuimpfen, was zu Verkehrtheiten und Äußerlichkeiten führt. Die genannten guten Eigenschaften des Volks würden in diesem Fall ja auch verschwinden, denn ein Volk wird, wie Göthe Egmont sagen läßt, in seinem Denken stets kindlich bleiben, und Intelligenz wird nie populär werden können.

Wenn mit dem neuen Jahrhundert in Dänemark die Demokratie sowohl politisch wie geistig ans Staatsruder gelangt ist, so ist einer der wichtigsten äußeren Gründe hierfür im Wirken Georg Brandes' zu suchen. Die inneren Gründe sind aus dem Volkscharakter erklärlich. Denn teils ist unsere allgemeine Volksaufklärung größer als in anderen Ländern, teils haben uns Denker gefehlt. Schließlich haben wir uns nie tiefere Kulturwerte aneignen können. Denn wie haben wir auf sie reagiert? Hier ist an erster Stelle ans Christentum zu denken.

Sicherlich ist es bei allen Völkern, wo es Eingang fand, dem Charakter des Landes — je nach Notwendigkeit — angepaßt worden. Doch in keinem Kulturstaat ist es mehr in der Theologie und in Äußerlichkeiten erstarrt, verflacht, bequem gemacht worden und unkenntlich geworden wie in Dänemark. Jesu extremes Gebot, das Zeitliche zugunsten ewigen Lebens zu verleugnen, liegt der an die Scholle gebundenen Fühl- und Denkweise des Dänen gänzlich fern. Nachdem wir im Protestantismus zum glücklichen Kompromiß mit dem Königshaus und unserem alten gesunden heidnischen Naturell gelangt waren, hatten wir für den Versuch Sören Kierkegaards, das Christentum zur Lebenssache zu erheben, kein Verständnis.

So wenig Empfänglichkeit wir für eine Religion bewiesen, die an unserer materiellen Sicherheit rütteln wollte, so ablehnend verhielten wir uns einer Lehre gegenüber, die sich zum Christentum im Gegensatz befindet. Nietzsches harte Theorie vom Übermenschen ging an uns eindruckslos vorüber, wiewohl Dänemark das erste Land war, in dem diese Anschauungen verkündet wurden. Während Deutschlands Geistesleben unter der Einwirkung von

Nietzsches Postulaten fast gelähmt worden zu sein scheint und sich auch Schwedens, Frankreichs und Englands Literaten von seiner Größe haben hypnotisieren lassen, spielt er in Dänemarks Kultur keine Rolle. Nur Johannes V. Jensen scheint ihn gelesen zu haben, auf unsere übrigen zeitgenössischen Schriftsteller scheint er einflußlos geblieben zu sein. Erst im letzten Jahre erschien „Zarathustra" ins Dänische übersetzt im Kommissionsverlag. Sicherlich sind Nietzsches Werke nur von wenigen studiert worden.

Haben wir ein Verhältnis zur Mystik? Nein. Ebensowenig wie Dänemark je ein religiöses Genie geboren wurde, das nicht auch dogmatischer Natur war, hat es unter dem Einfluß eines derartigen Geistes gestanden. Wir haben in dieser Hinsicht nichts mit Deutschland gemein, noch weniger mit Schweden, dessen Bewohner stark zur Mystik neigen.

Es dient nicht zu unserer Ehre, daß wir unsere Seele nie in starke Schwingungen zu setzen vermögen, weil wir als schlichte, nüchterne Bürger vor allem Großen und Ungewöhnlichen panische Angst empfinden, die Furcht, uns lächerlich zu machen, des bürgerlichen Ansehens verlustig zu gehen. Wird doch auch in Dänemark Armut oft Armseligkeit gleichgesetzt, und intellektuelle Arbeit, die nicht zu Amt und Würden führt, für unpassend angesehen.

Der Däne, insbesondere der Kopenhagener, will für kritisch gehalten werden, weil er sich nicht begeistern läßt. Aber unserer Vernunft fehlt die Tiefe, unsere Kritik erstreckt sich auf Kleinigkeiten. Wir lachen über alles, was aufzufassen wir nicht imstande sind, und werden von der komischen Angst verfolgt, Ausländern mißfallen zu können. Auch darin verraten wir, daß unsere Versuche einer kühlen, ironischen Lebensauffassung nicht in wirklicher Überlegenheit wurzeln, sondern in Bescheidenheit und dem Idyll, das uns die Natur in die Wiege gelegt hat. Ja, wir sind Europas provinziellste Nation. Überall erkennt man den Dänen am gutmütigen, bürgerlichen Auftreten, selbst ob er bartlos und zurückhaltend wie ein englischer Weltmann erscheint. Und da er als Angehöriger eines kleinen, ungefährlichen Staats in der Regel wohlwollend aufgenommen wird, ein liebenswürdiges Wesen zur Schau trägt und die Größe anderer willig anerkennt, wenn sie ausländischen Ursprungs ist, sichert er sich meist eine freundliche Erinnerung. Aber in der Heimat, unter den Seinigen, verhält er sich anders. Jede Ecke soll hier gerundet, jede Tiefe verdeckt werden. Und wir lassen uns daher gern von einer Mehrheit regieren — oder in geistiger Beziehung von einer Rasse wie den Juden, die die Härte, den Witz, die Initiative besitzt, die uns fehlt. —

An Schilderungen des Volkes ist in der dänischen Literatur doch kein Mangel, ob auch die Behandlung stets nachsichtig ist und nur wenige Typen umfaßt. Wenn auch die dänische Kultur derjenigen Norwegens ähnlich — von gestern ist und das gesellschaftliche Leben Stil vermissen läßt, so haben wir — im Gegensatz zu Deutschland — größere Fähigkeiten für den wirklichen Lebensgenuß, weniger die, zu grübeln, zu moralisieren. Unser Charakter enthält also ein bedeutendes ästhetisches Element, und im Verhältnis zur geringen Volksmenge ist Dänemark — gleich Island, Norwegen und Schweden — reich an Künstlern, die teilweise Weltruf besitzen würden, wenn ihre Begabung nicht wesentlich lyrischer Art, und die Nation, die sie schildern, nicht so klein wäre.

Bereits zu Beginn des achtzehnten Jahrhunderts schuf der Vater unserer nationalen Dichtung, der Norweger Ludwig Holberg ein treffliches Bild des damaligen engen und einfältigen Kopenhagen und in „Jeppe auf dem Berg" das des tyrannisierten und verachteten Bauern, dessen Geistesbildung heute noch viel zu wünschen läßt, trotz des materiellen Aufschwungs und der großen Macht, zu der er gelangt ist.

Während der Periode der Romantik gab Friedrich Paludan-Möller in der epischen Dichtung „Adam Homo" eine Schilderung des charakterschwachen, liebenswürdigen Bourgeois seines Landes. Dieses Werk bleibt jedoch an der Oberfläche haften, ist wenig konzentriert und läßt die Knappheit vermissen. Der Typ ist zwar germanisch, aber nicht ausgeprägt dänisch. Erst J. P. Jacobsen läßt den gebildeten Dänen seiner Zeit im Roman „Niels Lyhne" (1881) Leben gewinnen. Niels ist eine poetische, stille, träumerische, schwermütige, weil in der Provinz heimische Natur, die Georg Brandes' Vorträge in der Hauptstadt zum Freidenker wandeln und mehr und mehr zum Pessimisten machen, der der Wirklichkeit ehrlich ins Auge blicken zu können glaubt. Niels' Wesen eignet auch der Held des 15 Jahre später erschienenen Henrik Pontoppidauschen Romans „Hans im Glück", der unter den Einflüssen des modernen Lebens steht. Auch „Hans" ist ein Gottsuchender, ein biegsamer Mensch und Träumer, dessen Pessimismus sich aber zum Zynismus, zur Härte, zum Galgenhumor entwickelt hat. Er ist jener Typ, den die Brüder Georg und Edvard Brandes vom Kopenhagener entworfen haben, den der ebenfalls jüdische Journalist Gustav Eßmann in seinen Novellen — doch ohne Überlegenheit — geschildert hat. Oberflächlich betrachtet, erscheint der gebildete Däne der 90er Jahre als Europäer voller Skepsis, Nervosität, Blasiertheit und Frivolität,

den im Grunde jedoch die Schlichtheit, das Phlegma und die Sentimentalität nie im Stich lassen. Im Roman „Danskere“ („Dänen“) hat Johannes V. Jensen die Jugend seiner Zeit gezeichnet, wie sie, ohne jede Ideale, noch nicht an sich selbst zu glauben vermag. „Wer in einer christlichen Erziehung aufgewachsen ist, dem sitzt — unbewußt — gar vieles fest. Ich glaube, daß diese Leute sowohl aufbauen wie einreißen müssen. Daher bleibt ihnen im Leben fast keine Zeit mehr zu anderen Dingen. Vieles Denken tut weh. Daher wurden sie Pessimisten.“

Aber auch aus einem anderen Grunde wurden sie in den 80er und 90er Jahren Pessimisten. Ein Mann zwang uns in seine Macht. In dieser Periode wurden wir unserer Religion, unseres Nationalitätsbewußtseins beraubt, aller unserer dänischen Eigentümlichkeiten wegen verhöhnt. Der Mann, dem wir uns beugten, war Georg Brandes. Brandes behauptet, er sei Däne, weil seine Wiege in Kopenhagen gestanden habe. Brandes besitzt jedoch keine einzige der dänischen Eigenheiten. Unsere Genies waren alle kindlich, mild, phlegmatisch, bescheiden, bisweilen auch schwermütig, reflektionskrank oder gar kindisch. Nichts hiervon finden wir bei Brandes wieder. Ist er naiv, liebte er je die Bauernerde seiner Heimat? Fühlte er sich in Dänemark je heimisch?

Eine ganz oberflächliche Kenntnis seiner Werke genügt, um zu erkennen, daß Brandes weder ein dänischer, noch nordischer Geist ist. Hätte er jedoch die Zugehörigkeit zur semitischen Rasse offen eingeräumt, die sowohl seine Stärke wie Begrenzung bedingen, so würde seine Stellung klarer, sein Einfluß nicht so verwirrend gewesen sein. Sind wir doch alle Schuldner von Persönlichkeiten, die nicht Landsleute von uns sind. Aber Brandes hat es stets als Kränkung empfunden, für einen Juden gehalten werden zu müssen, und die Zugehörigkeit zu seiner Rasse geleugnet. Er hat sich als Atheist bezeichnet und nicht verstehen wollen, daß Rassen — und nicht das Christentum — ein Volk charakterisieren, daß niemand sich von seiner Nationalität losreißt, ob er auch Bürger eines anderen Landes wird und religiös ungläubig ist. Dennoch hat Brandes gemeint, uns unserer Naivität wegen schelten zu müssen, deren er ja bedurfte, um sich zur Macht aufzuschwingen. Dafür hat er jüdische Geister zweiten und dritten Ranges, wie Disraeli, Lassalle, Börne, Wassermann und Bernstein in die Wolken gehoben, ihnen literarisch eine Stellung zugewiesen, die ihnen nicht zukommt. Schließlich hat er Dänemarks Gutmütigkeit auf die Probe stellen zu müssen geglaubt dadurch, daß er rief, man hindere sein Vorwärtskommen, weil er Jude sei. Ein eingebildetes Martyrium diente ihm als Reklame.

Welche Gefühle sind bei Brandes durch das dänische Volk verletzt? Die einzige Enttäuschung, die er hier erlebte, war, daß ihm keine Professur zuteil wurde. Schade, daß dem nicht so war. Wir hätten nicht zu befürchten brauchen, daß er gleich Nietzsche eine derartige Stellung als ein Hindernis zur Entwicklung eigner Gedanken empfinden würde. Denn Brandes hat nichts Positives geschaffen, nichts Selbständiges. Das Wirken vieler Universitätsprofessoren ist ebenso reich gewesen, ohne daß sie versucht hätten, ihre Werke an denen anderer „Berühmtheiten" des Kontinents zu messen.

Einige seiner Gegner waren unkultiviert genug, in seiner Rasse und seinem Unglauben eine Gefahr zu erblicken. Aber sie ermüdeten rasch, verstummten bald. In dem verzagten Land begegnete ihm keine ernste Kritik, und so wuchs eine Generation heran, die ihn vorübergehend vergötterte. Jetzt sind auch diejenigen, die seine Schuldner zu sein glauben, alt geworden. Und Brandes' Wirken schließt um das Jahr 1910. Damals lenkte er die Aufmerksamkeit auf Nietzsche hin, glaubte er doch, daß es seine Pflicht sei, das Volk entchristlichen, als Prophet der Gottlosigkeit auftreten zu müssen. Er suchte zu beweisen, daß Dänemarks Kultur rückständig sei, und agitierte für Begriffe wie „Gedankenfreiheit", „den Sieg der Wahrheit", „Fäulnis der Ehe", Ideen, die er vom Ausland, von Voltaire übernommen hatte, die nur bei Philosophen auf Zustimmung zu rechnen haben, die den Rassen- und Nationalitätsgedanken, eine Evolution leugnen. Die Propagierung der Voltaireschen Ideen jedoch, die vor 200 Jahren eine Kulturtat darstellen mochten, kann heute Barbarei sein. — Nur bei einem so kleinstädtischen Publikum wie dem dänischen konnten die Brandesschen Anschauungen Eingang finden. Die Brandesschen Schriften sind aus diesem Grunde unzeitgemäß und verfehlt; denn wer nicht die Bedeutung der Rasse, Religion und Nation anerkennt, dem fehlt der Blick für Kulturwerte. Daher blieb auch Brandes unter uns ein Fremder. Er entdeckte unseren hervorragenden Dichter J. P. Jacobsen nicht, als dieser sich jung und unbekannt mit seinen Gedichten an ihn wandte, die ihn später berühmt machen sollten. Er tat sein mögliches, um unseren nächstbedeutenden, modernen Dichter, den unglücklichen Herman Bang, durch Schweigen zu unterdrücken; dem jüngsten, stark nationalen Talent eines Johannes V. Jensen gegenüber verhält er sich durchaus verachtend und feindlich.

Brandes geringes psychologisches Verständnis ist z. T. dem Umstand zuzuschreiben, daß er nicht darwinistisch zu denken vermag. Er glaubte, daß der Ungleichheiten nicht so viele seien, wie

sie in Wirklichkeit sind, daß Aufklärung und Atheismus überall zu helfen vermöchten. Daraus erklären sich seine Rufe von „der Dummheit der Menschen“, die in der veralteten Voltaireschen Lebensauffassung ihren Grund haben. So erklärt sich sein Mangel an Verständnis für eigenartig fühlende Dichter wie Kleist, Platen, Wilde und Walt Whitman oder Herman Bang, deren er entweder keine Erwähnung tut oder deren Werke er falsch aufgefaßt hat. Hierin liegt auch der Grund des Verkennens der dänischen Nation, ihres Phlegmas, Idylls, Starrsinns. Wenn er verstanden hätte, daß eine Literatur stets an den Boden der Heimat gebunden ist, so würde er nicht mit seiner leichtfüßigen Begeisterung Mißtrauen zur religiösen Überzeugung ins Gemüt des Bauern gelegt und Tausenden geschadet haben.

Vorzüglich hat Jacob Knudsen, der die Sinnesart des gemeinen Mannes besser als andere zu kennen scheint, im Roman „Lehrer Urup“, dargetan, welchen Schaden der Freidenker durch eine Überschätzung des Schlagworts „Gedankenfreiheit“ verursacht, um die politische Mehrheit zu gewinnen. So kommt es, daß Georg Brandes ein ganz anderes Resultat seines Wirkens erlebt, als er geträumt hat. Gewiß — er ist zwischen die nordische und ausländische Literatur als Mittler getreten. Aber durch seinen Haß zur Religion und Illusion, der ein mangelndes Verständnis für die Kunst offenbart, in der sich Glaube immer richtiger als Unglaube erwiesen hat, durch einen anmaßenden Spott, der auf einen Mangel an Genialität hindeuten dürfte, durch Agitieren für Anschauungen, die seine Eitelkeit befriedigten, hat er eine pessimistische Stimmung geschaffen. Er hat in unsere Sprache einen Journalistenjargon eingeführt, mehr als das; der gebildete Däne ist so freisinnig geworden, wie es ihm seine Intelligenz erlaubt, er ist entchristlicht, unsicher in seinem Lebensgefühl geworden, hat jede elementare Freude am Dasein verloren und sucht gierig gemeine Genüsse zu befriedigen. Der Materialismus, die niedrige Denkart und Verkommenheit so vieler leitender, smarter Männer unserer Gesellschaft ist in zwei vorzüglichen Zeitromanen beleuchtet worden, in Wilhelm Thamigs „Der große Appetit“ (1906) und Paul Levins „Die dänische Familie“. Die nervöse Literatur dagegen, deren Pflegstätte Kopenhagen ist, ist rein subjektiv geworden. Die z. T. alten Beamtenfamilien entstammenden Schriftsteller sind resigniert und traurig gestimmt worden und verkünden die Wollust der bitteren Erkenntnis des Schmerzes und der kurzen Dauer aller Freuden.

Es würde um Dänemarks augenblickliche Kultur und die Zukunft des Volks trübe aussehen, wenn die Resignation, die Kopen-

hagen beherrscht, auch andere Teile des Landes ergriffen hätte. — Beim national gesinnten und religiös ernsteren Landbewohner jedoch, wo Brandes keinen Einfluß gewann, haben sich die spezifisch dänischen Eigenschaften wie nie früher entfaltet. Hier ist der materielle Aufschwung so groß gewesen, daß unsere Meiereien, unsere Landwirtschaft als in erster Reihe stehend und vorbildlich gerühmt werden. Und dieser wirtschaftliche Hochstand der Nation hat eine kräftige geistige Bewegung im Gefolge gehabt. Vor allem in der engeren, volkstümlich-nationalen, grundvigianischen Hochschulbildung, in der das typisch Dänische so stark hervortritt, als Hintergrund jener Geistesrichtung gesehen, die durch Georg Brandes repräsentiert sind und Stadt und Bourgeoisie erobert hatte. — Die das Land beherrschende Bewegung, der soviel Affektation, Chauvinismus und Eigenliebe beigemischt ist, hat eine Generation hochgetragen, die das Glück in der Scholle findet, ohne sich dabei den Einflüssen des Auslandes entziehen zu wollen. Eine Reihe der Bauernerde entstammender Dichter hat das Untypische des Nationalcharakters aufgezeigt. In Knudsen und Johannes V. Jensen hat das Naturell der Bauern geniale Schilderer gefunden. Diese beiden Dichter haben — wie nie zuvor — das Urtypische der dänischen Seele erfaßt, das Entscheidende unseres Charakters zu beschreiben gewußt, wie er sich als mysteriöser Starr- und Eigensinn, Beigemische der in der Seele des Bauern lebendigen Urinstinkte, äußert. Sogar die Darstellung der Knudsenschen Romane „Der alte Pfarrer“, „Gemüt“, „Fortschritt“ trägt den schweratmenden, unbewußt dämonisch handelnden Charakter der Personen, deren Geist man mit dem des Verfassers identifizieren zu können glaubt. Mit nicht so breiten Pinselstrichen, nicht so heimatlichen Worten gezeichnet, dafür artistisch überlegen gesehen, stehen Johannes V. Jensens Bauerngestalten der „Himmerlandsgeschichten“ vor uns.

Unabhängig von diesen künstlerisch-revolutionären Dichtern hat eine Reihe bedeutender Persönlichkeiten den Stand und die Landschaft behandelt, der sie entsprossen sind. Gustav Wied hat in Roman- und Dramenform vornehmlich die tierische Erotik des Bauern und Gutsbesitzers, das Plumpe unseres Volks in der Liebe sich spiegeln lassen, während Harald Kiddes’ schwermütige Phantasie sich in das treue, ernsthafte Naturell des Ostjüten vertiefte, der dem raschen Wechsel der Gefühle und Anschauungen des Kopenhageners nicht zu folgen vermag. Jeppe Aakjaer ist unser volkstümlichster Lyriker, dessen Fähigkeiten im Finden des Ausdrucks für einfache Gefühle ebensogroß sind, wie er als Denker im Hervortretenlassen sozialdemokratischer Ideen

wenig sympathisch wirkt. Schließlich finden wir in Marie Bregendahls Roman „Heinrich auf dem Hügel" die in einer Erdgeruch tragenden Sprache erzählte und mit ganz seltener Objektivität wiedergegebene Schilderung von Bauerntrotz und Hartnäckigkeit.

Es ist also möglich, daß die uns nachgerühmte hohe materielle Kultur die Basis einer geistigen Kultur bilden kann. Die Geschichte zeigt ja, daß der wirtschaftliche Wohlstand, das politische Selbstgefühl einer Nation Bedingungen einer reichen geistigen Blüte sind. Der jetzt in Dänemark wiedererwachten nationalen Kunst, die heute doch bewußter wie früher auftritt, gehört vielleicht die Zukunft, wenn die demokratischen Regierungsformen sie nicht einschnüren werden. Denn diese sind dem Genie so ungünstig wie möglich. Wohl gehen die Genies aus dem Volk hervor, aber sie sind doch nicht das Volk selbst, und hat dieses die Macht in Händen, so glaubt es auch über die geistig hervorstechenden Erscheinungen zu Gericht sitzen zu müssen, weil es allem, was nicht popularisiert werden kann, nur geringen Wert beimißt, während der entgegengesetzte Gedanke der richtige sein dürfte. Die Dänen sind ein so schlichtes Volk, daß sie bisher gewiß an der Spitze der Nation marschiert sind, die ihren Genies Hindernisse in den Weg legten. Ein Tycho Brahe wurde vertrieben, Holberg verkannt, Kierkegaard mißverstanden. H. C. Andersen und Thorwaldsen erlangten im Ausland Berühmtheit, ehe sie das Vaterland anerkannte, und J. P. Jacobsen starb, nur von wenigen gekannt, in Armut. Diese geringe Sehergabe deutet nicht auf eine Dämonie der dänischen Volksseele hin, sondern eher auf Sorglosigkeit und schlichte Denkart.

Innen und außen.

Ein denkender Mensch ist fast immer ein unangenehmer Mensch. Darum berührt auch jeden Mann von Geschmack das moderne Bemühen so unsympathisch, welches die Frauen zum Selbstdenken erziehen will.

* * *

Ein gewisser Gelehrtentypus kommt allen Dingen einzig darum so schnell auf den Grund, weil er sie alle nur flach sieht.

* * *

Ich halte nichts vom Rechte der „neuen Frau", sich den ihr Gefallenden in freier Liebe selbst zu küren. Es ist unsozial. Es schaltet die hauptsächlich geistig produktiven Männer aus.

* * *

Die Seele eines Menschen ist nichts anderes als eine letzte, teuerste, allen anderen unzugängliche Einsamkeit. Darum offerieren uns ihre Seele auch nur Leute, die keine haben.

Lothar Brieger-Wasservogel.



H. Steinitzer: Die Schlacht von Comajagua.

Auf welche Weise Sebastian Dürrmoser in jenes ferne, heiße Land der neuen Welt verschlagen worden war, wo jeder Landedelmann General genannt wird und man den Titel Oberst schon beinahe als Beleidigung empfindet, wird kaum jemals mit Genauigkeit festzustellen sein. Tatsache jedoch und durch einwandfreie Zeugen zu beweisen ist, daß er im Sommer des Jahres 1906, abgerissen und zerlumpt, jedoch mit einem ziemlich dicken Bündel auf dem Rücken, auf der Hazienda des Generals Don Jeronimo Velladores erschien und den dringenden Wunsch aussprach, dort bleiben zu dürfen. Don Jeronimo verachtete alle Ausländer aus Gewohnheit und Überzeugung, und er würde zweifellos auch Sebastian Dürrmoser ohne Bedenken wieder fortgeschickt haben, wenn er nicht gerade eines Lehrers für seinen jugendlichen Sohn Innocente bedurft hätte. Und da er der Ansicht war, alle Deutschen wären entweder Soldaten oder Gelehrte, und Dirrmosso, wie er ihn nannte, seines verwahrlosten Zustandes wegen für einen der letzteren hielt, beauftragte er ihn kurzer Hand mit dem Unterricht seines Sohnes in der deutschen und französischen Sprache, ohne sich weiter zu erkundigen, ob er dazu auch imstande wäre. Sebastian war ein schüchterner Geselle und viel zu froh, endlich einen Unterschlupf gefunden zu haben, um Bedenken zu äußern. Ein paar französische Brocken hatte er auf seinen Wanderungen aufgeschnappt, ein Roman von Eugène Sue, den ein Durchreisender auf der Hazienda vergessen hatte, fand sich vor — und so begann der Unterricht, der nach dem Ausspruche Don Jeronimos seinen Sohn einmal in den Stand setzen sollte, die Dichter Schaksperano und Dante in der Ursprache zu lesen.

Sebastian gab sich seinen neuen Pflichten mit Eifer und Gewissenhaftigkeit hin, und weiß Gott, welche Höhen der Bildung Lehrer und Schüler erklommen haben würden, wenn nicht nach einiger Zeit noch Donna Transita an der Stunde teilgenommen hätte, ein junges Mädchen, das zum Haushalte oder auch zur Familie gehörte, ohne daß man Genaueres darüber zu wissen schien. Die beiden verliebten sich bald ineinander, was Innocente mit großer Freude bemerkte, da er nun nichts mehr zu lernen brauchte. Denn Sebastian war als echtem Deutschen die Liebe aufs Gemüt geschlagen und hatte ihn für grammatikalische Fehler unempfindlich gemacht. Wenn er bedachte, daß er jeden Augenblick wieder fortgeschickt werden konnte, wollte er fast ver-

zweifeln. Donna Transita hatte dann alle Mühe, ihn zu trösten und ihm Hoffnung einzusprechen.

„Habt Geduld und wartet, Don Sebastiano," pflegte sie zu sagen. „In zwei Jahren wird Don Jeronimo Minister sein, dann wird alles gut gehen."

Dürrmoser sperrte Mund und Augen auf.

„Minister!" rief er. „Das ist doch unmöglich."

„Gewiß," meinte Transita gleichmütig. „In zwei Jahren. Dann machen wir Revolution und Don Jeronimo wird Minister oder vielleicht sogar Präsident."

Sebastian dachte lange nach.

„Warum macht ihr dann nicht gleich Revolution?" fragte er endlich.

„Aber Don Sebastiano," sagte Transita vorwurfsvoll. „Das wäre doch nicht anständig. Die andern haben uns auch sechs Jahre in Ruhe gelassen; und sie sind erst vier Jahre oben. Zwei Jahre müssen wir schon noch Geduld haben."

„Schade!" sagte Dürrmoser und seufzte. „Bei uns weiß man nie, wann eine Revolution angeht. — Aber dafür gibt es auch keine," setzte er nach einer Weile nicht ohne Stolz hinzu.

Notgedrungen faßte er sich also in Geduld, gab seine deutschen Stunden und half bei der Bananenernte mit, um für die erträumte Zukunft einige landwirtschaftliche Kenntnisse zu erwerben. Haufenweise lagen leicht in Bast verpackt die riesigen Fruchtbüschel vor dem kleinen Bahnhofsgebäude aufgespeichert, um zur Hafenstation befördert zu werden. Aber gerade an diesem Tage blieb der einzige tägliche Zug aus.

„So machen sie's immer!" sagte Donna Transita zu ihrem Freunde, „weil wir doch Opposition sind."

Am nächsten Tage fuhr der Zug durch, ohne anzuhalten.

Don Jeronimo war wütend. „Das ist dieser General Delgado," rief er, „der mich ruinieren will. Aber ich lasse es mir nicht gefallen." Und er schickte eine lange Depesche in die Hauptstadt.

Tags drauf kam der Zug pünktlich zu der im Fahrplan verzeichneten Zeit an. Um diese Stunde war natürlich niemand auf dem Bahnhofe und der Zug fuhr wieder ab, ohne die Bananen mitzunehmen.

Am darauffolgenden Tage fuhr der Zug wieder durch und der General erhielt eine Depesche aus der Hauptstadt des Inhalts: daß gestern auf seine Reklamation hin einige leere Wagen dem Zuge beigegeben worden wären, die er nicht benützt habe und für die er Frachtgeld zu zahlen hätte.

Der General wurde täglich wütender und die Bananen wurden täglich gelber.

Am nächsten Tage hatte Dürrmoser einen genialen Einfall, mit dem er die bleibende Gunst des Generals zu erringen hoffte. Er verfertigte aus einem rotseidenen Unterrocke eine Fahne, um den Zug zum Halten zu bringen. Aber der Lokomotivführer durchschaute den Trick, ließ Dampf aus der Maschine strömen, daß Dürrmoser eilig fliehen mußte, und fuhr weiter.

Einen Tag später hielt endlich der Zug, und die Bananen konnten verladen werden. Aber mitten auf der Strecke nach der Hafenstation gab es Maschinendefekt, und der Zug mußte 48 Stunden liegen bleiben.

Nach fünf Tagen kamen die Bananen wieder zurück. Sie waren schon zu reif und die Annahme von der Schiffsgesellschaft war verweigert worden; dagegen mußte Hin- und Rückfracht auf der Eisenbahn gezahlt werden.

Don Jeronimo schwur einen fürchterlichen Eid. Er rief alle seine Leute zusammen und hielt eine zündende Ansprache. „Sie wollen uns vorzeitig zur Revolution zwingen," schloß er. „Sie sollen sie haben!"

„Und ihr, Don Dirrmosso," fuhr er zu Sebastian gewendet fort; „Ihr seid ein Deutscher, ein Held, der die Franzosen vernichtet hat, wollt ihr uns beistehen gegen diesen Schuft, den General Delgado?"

Dürrmoser wurde bleich und wieder rot und versprach mit fester Stimme seine Hilfe.

Dann ging er in seine Kammer und breitete den Inhalt des Bündels auf dem Bette aus. Der war eine deutsche Infanterieuniform.

Lange betrachtete sie Dürrmoser. Und Tränen traten ihm in die Augen, als er daran dachte, daß er einmal in einem Augenblicke von Kleinmut und Freiheitssehnsucht die Fahne verlassen hatte und geflohen war. Jetzt schwor er sich zu, die Uniform wieder zu Ehren zu bringen und den Flecken in seinem Leben durch unerhörte Taten auszulöschen.

Transita brachte ihm eine Flinte, die sie auf dem Dachboden gefunden hatte, und die er mit unsäglicher Mühe wieder so weit in stand setzte, daß man damit schießen konnte. Die Freundin half ihm, so gut sie konnte. Als sie aber die einfache deutsche Uniform sah, war sie sehr enttäuscht. „So habt ihr die Franzosen besiegt?" fragte sie ungläubig.

Und Sebastian vergaß in der Begeisterung des Moments, daß er erst ein Dezennium nach dem Kriegsjahre geboren worden war, und sagte stolz und feierlich: „Ja! so haben wir sie besiegt!"

Die Revolution war nun in vollem Gange. Von allen Seiten kamen Freiwillige zu Pferd und Fuß herbeigezogen. Auch die Regierung rüstete, und man wußte, daß General Delgado an der Spitze der Regierungstruppen im Anmarsch begriffen sei.

„Wir wollen ihnen entgegenziehen und sie vernichten," rief Don Jeronimo.

Als Sebastian Abschied von Donna Transita nahm, wunderte er sich im stillen über ihre Heiterkeit und Ruhe. Sie schien Revolution und Kampf und Krieg als etwas ganz Ungefährliches zu betrachten, etwa wie einen Vergnügungsausflug. „In acht Tagen seid ihr in der Hauptstadt," sagte sie. „Und dann, wenn Don Jeronimo Minister ist, sehen wir uns dort wieder."

„Leb' wohl!" sagte Dürrmoser, „du sollst von mir hören!"

Und stolzer Träume voll zog er mit den andern in den Krieg.

Am nächsten Tage erreichten sie eine weite Ebene, das Feld von Comajagua. Quer hindurch zog sich ein halb ausgetrocknetes Flußbett, und am jenseitigen Ufer stand die feindliche Armee.

Hier begann allsogleich die Schlacht.

Aus einer Entfernung, die jedes Treffen unmöglich machte, schossen die beiden Heere mit Ausdauer aufeinander. Aber diese Art der Kriegführung genügte dem Heldendurst Dürrmosers nicht. Er sah auf einem felsigen Vorsprunge einen goldstrotzenden Reiter halten. Dies war, wie er auf Befragen erfahren hatte, General Delgado, der Schuft, der Tyrann, der Anführer der Feinde. Wenn er fiel, dann war der Sieg so gut wie gewonnen, und unsterblicher Ruhm mußte an dem Namen dessen haften, der ihn getötet.

Erst lief Sebastian, wie er es zu Hause gelernt hatte, einige hundert Schritte vor, dann warf er sich hinter einem Felsblocke zur Erde nieder und wiederholte dies Manöver so oft, bis er nahe genug an den Feind herangekommen war. Niemand beachtete ihn. Alle waren damit beschäftigt, zu schießen, zu laden und wieder zu schießen. Wer aus Mangel an Pulver zuerst aufhören mußte, war der Unterlegene. So wurde es seit alters her gehalten, und das Schlachtfeld von Comajagua sollte keine Neuerung in dieser unblutigen Kriegsführung sehen.

Da geschah etwas Unfaßliches, Unerhörtes.

Man sah plötzlich den General Delgado einige unerklärliche Bewegungen mit den Händen machen, als ob er sich in der Luft irgendwo festhalten wolle. Dann glitt er langsam vom Pferde herunter und fiel gerade auf den Bauch. Erst bewegte er sich noch etwas, dann rührte er sich nicht mehr und lag nun wie ein riesiger Goldkäfer auf dem Felsenvorsprunge. Nahe bei dem

Flußbette aber, auf dem freien Platze zwischen den beiden Heeren, stand jemand, schwang eine Flinte und schrie immer wieder: „Hurra, hurra!“

Einen Augenblick war alles wie erstarrt, und Freund und Feind hielt mit dem Schießen ein. Dann richteten sich wie auf Kommando sämtliche Flintenläufe auf den Hurraschreier, und der Donner einer gemeinschaftlichen Salve rollte über die Ebene.

Zwar waren die meisten Gewehre nur mit Pulver geladen, trugen auch nicht bis zu dem Platze, wo Dürrmoser stand, aber einige Kugeln verirrten sich doch bis zu ihm.

So wurde er, ohne recht zu wissen, was mit ihm geschah, mitten aus seinem Triumph und aus diesem Leben abgerufen.

Don Jeronimo gab Befehl, die Schlacht sofort abzubrechen. Er ritt persönlich zum Feinde hinüber, um seinem Bedauern über das Vorkommnis Ausdruck zu geben. „Nur ein Fremder,“ sagte er, „konnte die Gesetze unserer glorreichen Kriegsführung so gröblich verletzen.“ Dann erklärte er unter dem Beifalle der beiden Heere, daß er unter diesen Umständen die Revolution verschiebe, bis ein neuer feindlicher Feldherr gewählt worden sei.

Das war das Ende der Schlacht von Comajagua, von der einige amerikanische Blätter behaupteten, sie wäre die blutigste in der Geschichte des Landes gewesen und es sei endlich Zeit, solchen unhaltbaren Zuständen gewaltsam ein Ende zu machen.

Die Leiche Sebastian Dürrmosers aber wurde auf ein Pferd gebunden und nach der Hazienda Don Jeronimos zurückgebracht, um ein christliches Begräbnis zu erhalten.

Als Donna Transita die Geschichte seiner Tat und seines Endes erfuhr, da weinte sie wohl, aber sie betrachtete ihren toten Geliebten in seiner schlichten Uniform mit aus Grauen und Angst gemischten Gefühlen.

„Tiger sind diese Deutschen,“ sagte sie zu Innocente. „Tiger. Auf diese Weise mag es allerdings keine Kunst gewesen sein, die Franzosen zu besiegen.“

A. E. Brinkwald: Die Mode in der Frauenschönheit.

Im vorigen Jahre fand in Rom eine Schönheitskonkurrenz statt. Das schönste Mädchen (tugendhaften Wandels) sollte einen Preis bekommen, Künstler, Schriftsteller, Journalisten und Damen der Aristokratie bildeten die Jury. Den Preis bekam ein Mädchen aus Trastevere, mit wundervollen Zügen, strahlend von Heiterkeit im Antlitz. Es war ein armes Mädchen und die Juroren kamen überein, ihr außer dem Preise auch noch eine große Geldsumme zu stiften, als Mitgift, damit sie heiraten könne.

Das ist sehr merkwürdig. Das schönste Mädchen in Rom muß eine Mitgift haben, um sich verheiraten zu können! So niedrig steht heute die Schönheit im Kurse, nicht nur innerhalb der Gesellschaft, sondern in den Kreisen von Trastevere, wo das arme römische, vom Großstadtleben nocht nicht berührte einfache Volk wohnt.

Natürlich sind Schönheitskonkurrenzen an sich ein Unding. Auch wenn man davon absieht, daß die Forderung des tugendhaften Wandels die Sache sehr unglücklich beeinflußt — weil die Schönheit leichter vom Tugendwege abbiegt als die Häßlichkeit und weil außerdem die Untugend bisweilen die Entwicklung der Schönheit fördert — es kann bei der Abstimmung einer Jury doch immer nur das gute Niveau und die akademisch festgelegte Vollkommenheit den Preis bekommen: Die Juroren einigen sich auf die Hälfte. Aber es ist nicht zu leugnen, daß heute selbst die wirklich große Schönheit nicht so geschätzt wird wie früher. Als Madame Récamier nach London kam, da spannte ihr der Mob an dem Hafen die Pferde aus und zog sie im Triumph durch die Stadt. Das wäre heute unmöglich. Eine so berühmte Schönheit wie die russische Tänzerin Ida Rubinstein muß sich scharfe Kritik gefallen lassen, jene Dame, die bei einer Vorstellung der „Kleopatra“ in Berlin enttäuscht äußerte: „Sie kann ja gar nicht tanzen, sie ist ja nur schön“ — hatte weitgehendste Zustimmung auf ihrer Seite. „Nur“ schön, das ist nicht viel, denn die Schönheit ist nun einmal nicht Mode. Wenn heute ein Geschöpf von jener wunderbaren Vollendung aufträte, wie sie Feuerbachs Nana hatte, so hätte es einen schweren Stand, um sich im Leben siegreich zu behaupten, und brauchte jedenfalls ein beträchtliches Kapital für Toiletten und „Aufmachung“, um sich entsprechend in Szene zu setzen. Schönheit ohne kostbaren Rahmen fällt kaum auf, oder wenn die Schönheit derart ist, daß sie unbedingte Beachtung erzwingt, so ist den meisten nicht ganz geheuer dabei: sie macht weder glücklich noch unglücklich. Für letzteres Bedürfnis hat man

dafür das Dämonische erfunden, wie die großen bekannten Liebestragödien des letzten Jahrzehnts zeigen, deren Heldinnen insgesamt keine Schönheiten waren.

An die Stelle der Schönheit ist im modernen Leben der Charme und die Eleganz getreten, an Stelle der Bewunderung von seiten der Männer ihr Wunsch, sich zu amüsieren, oder der Flirt. Man kann das Anwachsen dieser Bewegung im Laufe des 19. Jahrhunderts verfolgen, bei den Romanschriftstellern so gut wie bei den Modemalern. Je näher man der Jahrhundertwende kommt, um so mehr verschwindet aus den Salonromanen die Beschreibung einer schönen Frau, und wenn man irgendwo noch eine solche Beschreibung findet, so überschlägt man sie wie früher die Landschaftsschilderungen bei Gustav Freytag. Es interessiert niemand mehr zu lesen, wie die Heldin eigentlich ausgesehen habe. Das weiß man ja ohnehin: wenn ihre Bekanntschaft wirklich lohnt, dann war sie eben die Modeschönheit, und wie die aussieht, weiß jeder. Man braucht nur in die Annoncenteile der illustrierten Zeitschriften einen Blick zu werfen, so sieht man das schlanke Wesen mit der sorgsam gepflegten „Linie", möglichst zierlich, möglichst kapriziös, auf künstliche Weise kindlich, klein — und schlank, schlank, schlank. Das ist die Hauptsache. Große Form, ausdrucksvolle, edle Linie, klare Flächen und entwickelte Details sind nicht modern. Wir im Norden sind so daran gewöhnt, daß dies uns kaum noch als etwas Besonderes auffällt. Erst wenn man in den Süden kommt, nach Italien und weiter, so merkt man, daß die alte Schönheit immer noch existiert und daß die Partei der Besiegten innerlich hier nicht geschwächt ist.

Wie es möglich gewesen ist, daß in den nordischen Ländern die Mode tatsächlich die Rasse etwas verändert hat, ist schwer zu sagen. Zunächst wird die gegen früher gänzlich veränderte Ernährungsweise hierbei bestimmend mitgewirkt haben. Achtet man einmal in einem modernen Restaurant darauf, was an den Tischen um einen herum getrunken wird, so wird man die Beobachtung machen, daß auf zwei Flaschen Sauerbrunnen durchschnittlich eine halbe Flasche Wein kommt. Die Damen trinken so gut wie gar nichts. Fragt man dann aber einmal den Direktor des Etablissements, ob ihm die Antialkoholbewegung nicht ungeheuren Schaden zufüge, so verneint er es und meint, das sei gar nicht so schlimm. Was er an geringerem Weinverbrauch an Einnahme verliere, werde fast ausgeglichen durch den geringeren Speisenverbrauch. Die Antialkoholbewegung sei nur im Zusammenhange mit der allgemeinen größeren Mäßigkeit zu verstehen, seit fünfzehn Jahren komme er bei allen Diners und Soupers, die serviert würden, mit halben

Portionen gegen früher aus. Die Damen seien ungeheuer mäßig, und da die Damen den Ton der Geselligkeit angäben, seien es die Herren auch. Wirklich essen täten nur noch alte Junggesellen. — Es ist nun natürlich nicht so, daß auf einmal aus hygienischen Gründen eine weitgreifende Mäßigkeitstendenz über die Damenwelt gekommen wäre und daß infolge dieser knappen Ernährung die Töchter dieser Mütter kleiner und zierlicher würden, sondern die Mäßigkeit ist Mittel zum Zweck, nicht anders als der Sport der Französin, der für seine Anhängerinnen auch zunächst ein großes Opfer und eine Anstrengung bedeutete.

Also Antialkohol und Antifleischbewegung sind nicht Ursache der Rasseveränderung, sondern Mittel zum Zweck. Die Ursache dieser Mode muß tiefer liegen. Ich glaube, es ist die Anglomanie und der Amerikanismus, die sich in den letzten Jahrzehnten in Europa in allen Fragen der äußeren Kultur geltend gemacht haben, ja sogar in erschreckender Weise in der Sprache, der deutschen so schlimm wie der französischen. Die Engländerinnen mit ihrer durch wahren gesunden Sport seit Generationen gezüchteten Schlankheit und die Amerikanerin oder vielmehr die Newyorkerin mit ihrer Fragilität und ihrer raffinierten Art sich auf „Linie" anzuziehen, haben Paris, die Heimat und den Paroleort der europäischen Mode, überschwemmt, und Paris ist dieser Bewegung erlegen, dem rücksichtslosen Sichdurchsetzen der angelsächsischen Rassen hat die französische Skepsis um so weniger widerstehen können, als innerhalb der modernen Pariser Kultur mit all ihrer psychologischen Differenziertheit und ihrer Nervosität eigentlich ohnehin kein Platz mehr war für die alte formale, einfache und, wie man sagte, ein wenig geistlose Frauenschönheit alten Schlages, die im wesentlichen nur aufs Auge wirkt. Von Paris aus ist die Parole dann weitergegeben worden an die anderen Großstädte. Berlin steht, wie man weiß, ganz unter ihrem Einfluß, neben dem Typus der Berliner Dame bildet das zeitweise in der Kunststadt München proklamierte Ideal der „modernen Frau" nur eine uninteressante lokale Spezialität.

Man darf sich in diesen Beobachtungen nicht irremachen lassen durch die widersprechende Aussage der großen französischen Maler, die gerade in jener kritischen Übergangszeit in Paris wirkten und mit Vorliebe das moderne Gesellschaftsleben darstellten. Manet und besonders Renoir standen immer abseits, sie hatten nie etwas mit der Mode zu tun und blieben ohne jeden Einfluß auf die Gestaltung des Schönheitsideals. Sie malten, was sie sahen, was sie noch sahen. Inzwischen ging die Mode weiter, ohne sich um sie zu kümmern, und der einzig Überlebende aus

dieser Generation, Renoir, wirkt nicht nur heute in dieser Beziehung vollkommen unmodern. Als Renoir seine gesunden, blühenden Frauen malte, hatte Whistler mit seinem versteckten Praeraffaelismus sich längst die Herzen aller Damen, aller kleinen Mädchen und aller Schneider erobert. Wenn es auch nicht gut anging, sich die Augen türkisblau zu färben, so konnte man wenigstens die Haare goldig machen und puritanisch mager werden, und John Sargent wurde dann maßgebend für die ganze Generation der Pariser Porträtisten, von Blanche bis Caro Delvaille und so weiter. Die Farbe wechselt, aber die Linie bleibt. Die Kleidermode, scheinbar so selbstherrlich, macht mechanisch mit und so weiter. Die Farbe wechselt, aber die Linie bleibt. Auch die Frau ist, architektonisch gesprochen, unverkröpft, unmalerisch wie eine Florentiner Häuserfront, senkrecht wie Giovanna Tornabuoni bei Ghirlandajo. Das Korsett mit der geraden Front geht immer gleich durch drei Etagen, und der weibliche Körper ist geduldig. Da nicht nur die gerade Linie gewünscht wird, sondern auch der zierliche kleine Wuchs, hilft auch hier die Mode nach, man trägt verkürzte Röcke und tut überhaupt in der ganzen Tracht möglichst kindlich, halb amerikanisches college girl, halb gutbescheiden angezogene Kammerjungfer. Zeitweise sah es so aus, als wollte die Mode gänzlich umschlagen und als sollte die Rundung wieder zur Geltung kommen, anstatt der Vertikale. Man drohte mit der Krinoline, um gleich mit dem Extrem zu kommen. Aber vielleicht wäre das auch nur eine Maskerade gewesen, um in den Krinolinenkleidern die Frauen noch puppiger wirken zu lassen. Immerhin ist es möglich, daß der Umschlag bald kommt. Da auf anderem Gebiete der florentinische Primitivismus abgelöst wurde durch eine neue Begeisterung für den römischen Barock, so wäre es immerhin denkbar, daß demnächst auch römische Schultern und was sonst dazu gehört wieder Mode wird.

Natürlich ist es zwecklos und lächerlich, über irgendein Modeideal der Schönheit zu jammern, da ja jeder doch sein persönliches Ideal hat und da die Mode nicht von Schneidern oder Salonmalern gemacht wird. Es fragt sich aber doch, ob der Typus, der uns nun seit einem Jahrzehnt und länger als vorbildlich hingestellt wird, rein körperlich genommen dauerhaft sein kann oder nicht, ob Whistlers „Belle Américaine“ vorhält. Diese „Belle Américaine“ ist das Erzeugnis dieser einer bestimmten, nicht amerikanischen, sondern New Yorker Kultur. New York ist ein Schmelztiegel. Alle die vielen verschiedenen Rassen, die dort jährlich einströmen, werden amalgamiert und die Menschen sehen schon nach Verlauf einer Generation ganz newyorkisch aus, mit einem orientalischen

Einschlag, als Konkurrenz gegen die englische Blondheit. Das ist doch ein merkwürdiges Symptom und diese Erscheinung kann doch nur auf Kosten anderer Dinge möglich sein. Tatsächlich ist es auch so: vor einigen Jahren hat man einmal in einem New Yorker Miethause, in einer Gegend, in der der wohlhabende Mittelstand wohnt, die Zahl der Familien im Verhältnis zu ihrem Kinderreichtum festgestellt. Das Ergebnis war, daß die in diesem Hause wohnenden 22 Familien im ganzen zusammen drei Kinder besaßen. Das ist viel schlimmer als in Frankreich. Und für unsere Frage, die Frage nach der Schönheit, bedeutet dies doch soviel, daß die Entwicklung eines schönen Menschenschlages auf die Dauer ganz ausgeschlossen ist. Eine wirklich schöne Rasse braucht Tradition des Blutes. Wo die Familien so schnell aussterben, daß sich keine Blutsaristokratie bilden kann, wird diese sogenannte Schönheit immer nur eine Treibhauspflanze bleiben. Man nennt die langstieligen, märchenhaft feinen Rosen, die man in den New Yorker Blumenläden kauft, „New York Beauties". Es sind Rosen ohne Duft.

So arg, wie in jenem zufällig gefundenen New Yorker Beispiel ist die Kinderlosigkeit der Ehen ja anderswo nicht, auch nicht in Paris. Aber wenn für Frauen in dem für Eleganzentfaltung besonders geeigneten Alter zwischen 20 und 38 Jahren dauernd das Ideal der mädchenhaften Zartheit immer weiterdominieren soll, dann ist am Ende doch eine wenn auch nur vorübergehende Unfruchtbarkeit auch bei uns die Folge. Ob das den Gewinn lohnt? Denn noch eine andere Erscheinung gibt in diesem Zusammenhange zu denken: die Tatsache, daß bei nordischen Völkern sich Schönheit moderner oder unmoderner Art fast nie in den unteren Schichten des Volkes findet, sondern fast ausschließlich in jenen Kreisen, bei denen das Zusammenwirken von Blutstradition, Erziehung und äußeren Mitteln besonders günstigen Boden bereitet haben. Die nordischen Rassen können sich also den Luxus des Modeschönheitsideals viel weniger leisten als die südlichen Völker, die Italiener zum Beispiel. Diese aber leisten ihn sich tatsächlich nicht oder nur ganz selten. Sollte der Grund dafür nicht der sein, daß der Schönheitsreichtum eben dort eine Ursache der natürlicheren Empfindungsweise ist? Eine Frau von hinreißender Grazie oder gar Schönheit inkleinen, armen Städten Deutschlands, Englands oder Frankreichs zu finden, ist sehr schwer. In Italien dagegen ist die Schönheit aus dem Volke durchaus keine seltene Erscheinung. Wenn sich das Modeideal aus den natürlichen Gegebenheiten einer Rasse entwickelt, — gut, oder um so besser. Wenn nicht, so geht

es nie ganz ohne bedenkliche Gewaltsamkeiten ab. Aus diesem natürlichen Grunde wird sich auch diese Mode wieder ändern. —

Es sind nicht immer die schönsten Frauen, denen die größten Leidenschaften verdankt werden, und für eine Frau ist Schönheit, die alte formale Schönheit, an der sich die Künstler begeistern, durchaus nicht immer das wünschbarste Gut. Grazie, Charme, Esprit, ja bisweilen die bloße Eleganz der äußeren Erscheinung sind imstande, ihr den Rang abzulaufen — wenn die Schönheit nicht klug oder reich genug ist, einige dieser anderen Eigenschaften rechtzeitig zu erwerben. Im Zweifelsfalle wird heute immer Grazie und Charme vorgezogen werden. Seit wann, läßt sich schwer feststellen, da das Beispiel der großen historischen Amoureusen trügt, denn die wirken durch andere Qualitäten, noch über den Charme hinaus. Sicher ist es so schon im galanten Jahrhundert gewesen. Casanova, von Geburt und Empfindung Italiener, aber von Kultur Franzose, in Frauenfragen der aufrichtigste Beurteiler, schreibt unter dem Jahre 1759 in sein Tagebuch das Erlebnis mit einer Frau „plus belle que jolie“, aber dennoch unendlich faszinierend. Das ist der ewige Unterschied — die Schönheit gilt als selbstverständlich weniger anziehend als die „Hübschheit“. Auch Stendhal, der, umgekehrt, von Geburt Franzose, aber von Kultur Italiener war, erzählt in seinem Tagebuch, daß man (im zweiten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts) in Rom anfing, die vollendete Schönheit griechischer Frauenköpfe langweilig und geistlos zu finden. Und er selbst, der doch durch viele Jahre hindurch die pompöse Schönheit der etwas dicken Signora Pietragrua aus Mailand anbetete, ist trotzdem in Gedanken sein Lebtag nicht losgekommen von der Erinnerung an den Charme der hübschen Sängerin, seiner Mozartschen Geliebten Angela Bereyter, die ihn in Paris jeden Abend besuchte. Die heutigen Franzosen haben das resignierte ironische Wort geprägt: „Pas belle, mais pire que cela“, um auszudrücken, daß eine Frau, um einen unglücklich zu machen, nicht schön zu sein braucht; daß es mit der Schönheit eigentlich noch gar nicht anfängt.

Doch, wie dem auch sei, wer sich dazu entschließen kann, die Schönheit der Frau nur mit den Augen zu genießen, der wird immer wieder zu der unvergleichlichen formalen Vollendung bewundernd aufblicken, wie sie gelegentlich Orientalinnen, Sizilianerinnen und Italienerinnen besitzen, und die einen wenn auch nicht gerade unglücklich, so doch für ein paar Augenblicke glücklich machen können. Aus diesem Grunde sollten wir diese unmoderne Art von Schönheit nicht allzusehr unterschätzen — schon um uns für unser Alter einen ehrenvollen Rückzug zu sichern.

Dr. Fritz Wertheimer: Chinafahrt.

IV. Kuschan.

Tropisch heiß und schwül lastet die Nacht über der kleinen Insel Nantai, auf der sich das Geschäftsviertel und die Wohnungen der Fremden in Futschau befinden. Noch stehen die Sterne in ungebleichter Kraft am Himmel, ganz in der Ferne beginnt erst ein Hahn zu krähen, die Grillen und Zikaden, die am Tage ihr ohrbetäubendes Konzert in den Bäumen erschallen lassen, schlafen noch. Da brechen wir zum Ausfluge auf, der uns aus der unerträglichen Hitze des flachen Landes hinauf in das buddhistische Kloster führen soll, das in einer Bergschlucht unter schattigen Bäumen kühles Quellwasser und frischen Gebirgswind hat. Hohl schallt unser Tritt zwischen den Mauern der Häuser. Vor den Türen liegen die Chinesen auf Rohrstühlen, auf alten Strohmatten, auf Kisten und Brettern in jeder erdenklichen Lage; sie retten sich ins Freie, weil in der dumpfen Luft ihrer übervölkerten Räume des Nachts gar kein Schlaf zu finden ist. Süßlich berauschender Duft liegt über der Straße. Irgendwo trocknet man hier Jasminblüten, die mit dem Tee gemischt und getrocknet werden, um ihm Aroma und Geruch zu verleihen, den die Chinesen und auch manche Europäer so sehr lieben. Ein paar Frösche hüpfen über den Weg, ein paar Ratten huschen durchs Gestrüpp, flackernd tanzt das Licht unserer Laternen an den Häusern empor, wie ein gespenstischer Schatten schreitet der Kuliträger voran. So geht's die wenigen Schritte hinab zum Ankerplatz des Hausbootes, das eben die Anker lichtet. Grauschwarz scheinen noch von jenseits des schlafenden Flusses die Berge herüber, aber kaum sind wir abgefahren, da dämmert auch bereits der Morgen, und mit tropischer Schnelligkeit wandelt sich die Nacht in Tag. Ein frischer Flußwind schwellt uns die Segel, und da die Flut jetzt heraufgekommen ist, gehen wir in rascher Fahrt über den Fluß. Ein japanisches kleines Kriegsschiff liegt da im Wege — die Japaner hängen ja überall wie die Kletten an dieser Fukien-Provinz, die sie als Nachbarland ihrer Formosa-Kolonie gar zu gerne besitzen möchten —, ein paar Mannschaften, die auf Deck geschlafen haben, sind gerade aufgewacht und recken und dehnen die Arme, als ob sie den Himmel anflehen wollten: „Herr Gott, gib uns ein anderes Kommando, als dieses heiße, langweilige Futschau!“ Surrend und murmelnd rauschen die Wellen um unser Boot, eine kleine halbe Stunde, und wir landen drüben am Ufer, um hier den Aufstieg zu beginnen und das Hausboot vor Anker gehen zu lassen.

Drüben sind die fleißigen Chinesen schon aufgestanden. In den schmutzigen und winkligen Gassen des kleinen Dörfchens eilen schon Kinder, Hunde und Schweine in lieblichem Durcheinander umher, Männer und Frauen gehen an die Arbeit. In den Reisfeldern stehen die Frauen und schneiden den reifen Reis von den Büscheln, und jetzt sieht man, daß zwischen den reifen Büscheln schon wieder neue Reisstauden angepflanzt sind, die jetzt, nachdem das reife Korn weggenommen ist, Luft und Licht zur weiteren Entwicklung haben und bald die zweite Ernte bringen werden. Die Männer stehen auf den Tennen an den Bergabhängen und schlagen die Reisähren über ein paar Latten, so daß die Körner abfallen und gesammelt werden können; das Reisstroh wird zum Trocknen an Schnüren und über Boote aufgehängt. Ein altes Drachenboot, das man beim Drachenfest kürzlich gebraucht hat, liegt da in seiner schmalen Schlankheit und dient gleichfalls als Reisstroh-Trocknungsplatz. Bald haben wir das Dorf durchschritten, und schon beginnen die ersten Stufen des Weges, der uns nun langsam bergan führt. Jetzt ist es schon ganz hell, aber die Sonne wird uns noch eine Weile mit ihrem Glanz verschonen, denn wir sind am Fuße eines hohen Berges, und bis sie den erklettert hat, hoffen wir auch unter dem schützenden Laubdache der Klosterbäume zu sitzen. Die Mönche haben da einen prachtvollen Weg bergan gebaut. Sorgsam sind Platten an Platten gelegt, bequeme Treppenstufen führen hinauf, schattige Zypressen und Kiefern sind überall angepflanzt. Alles ist mit einer grünen Patina von altem Moos und Schlinggewächsen überzogen, über glatte Felsen stürzen kleine Bächlein zu Tal, die Vögel beginnen ihr Morgenlied und putzen sich die Schnäbelchen am Rande der Bergbäche. An vier oder fünf Stellen des Weges sind Rasthäuser gebaut, unter deren vorspringendem, von Pfeilern getragenem Dache der Weg durchführt. Eifrige Wärter bringen uns dort den heißen Tee und die weißliche, duftende Frucht der Leitschis, die hier heimisch ist. Prächtige, weite Blicke eröffnen sich hinunter auf den Fluß, der wie ein silbergraues Band immer tiefer unten liegt. Kleinen Spielzeugen gleich sieht man Dschunken und Sampans auf ihm hinabrauschen. So geht es zwei Stunden bergan; zwar drückt uns keine Sonne, nur unten ist die Luft doch dick und feucht und zwingt zu vieler Rast. Aber schon schimmern zwischen den Bäumen die Dächer des Klosters, die dumpfen Schläge der Glocken, die zum Gebet rufen, erklingen, noch eine letzte Anstrengung, und wir sind da.

Durch ein paar sauber gemauerte Torpforten geht es Stufen hinauf und Stufen hinab in eine tiefe Felsschlucht, die in das Gebirge eingeschnitten ist; brausend stürzen kleine Bäche über die

Felsen. Hier sind einige Häuschen errichtet, die sozusagen Vorposten des eigentlichen Klosters sind. Da fließt die Quelle, die von den Mönchen kunstvoll gefaßt ist, durch einen Löwenkopf in ein Schaufelrad. Sobald eine Kammer gefüllt ist, dreht sich das Rad und bewegt automatisch einen Klöppel in Gestalt eines Holzfisches, der an die eherne Glocke schlägt. Dort haben die guten Mönche unsere Flaschen, die wir mit einem Tragkuli bergauf geschickt hatten, gekühlt, und zeigen sie uns nun stolz vor, da das so gut wie Eis sei. Und wirklich sind sie famos gekühlt, und das Frühstück da oben in luftiger Höhe, vielleicht 800 m hoch, unter dem Schatten uralter Koniferen und Zypressen mit dem Blick hinab zum Flusse, der im goldenen Glanze der Morgensonne schimmert und leuchtet, ein solches Frühstück mundet famos. Dann führt man uns zu den paar Aussichtshäuschen, tiefer hinunter in die Schlucht, wo man die Quelle wiederum gefaßt und zu Springbrunnen benutzt hat, zu kleinen Miniaturhäusern, die direkt über der Felsschlucht auf ein paar mächtigen Felsblöcken schweben. Endlich aber kommen wir zum wirklichen Kloster durch einen kleinen Bambushain. Da ist ein großer grüner Teich zunächst, in dem die Mönche ihre Karpfen füttern, oder besser füttern lassen. Denn sie verkaufen den Pilgern für wenige Kupfermünzen Kakes, die man zur Fütterung ins Wasser wirft, um das Schauspiel zu genießen, wie die großen, schweren, fetten Fische kämpfen und um sich beißen, um die Bissen zu erhaschen. Von dort hat man einen hübschen Ausblick auf das Klosler, das jenseits des Teiches liegt; es beherbergt nahezu 300 buddhistische Mönche aus allen Provinzen und Gegenden Chinas, und so sind die Tempel von entsprechender Größe. Etwas Besonderes an Ausstattung zeigen sie nicht. Freilich ist das Kloster reich. Die Figur des Fo, des Buddha, im Haupttempel ist recht groß, und der Altar vor ihm weist reichen Schmuck auf, auch eine Menge Eßschüsselchen mit seltenen Leckerbissen, Schwalbennestersuppe und Haifischflossen unter anderem, die dem Gotte als Nahrung dargebracht worden sind. Rechts und links die Seitengötter, deren Schar sich an der Wand noch fortsetzt, sie alle sind sauber vergoldet und reich mit Gaben versehen. Aber all diese Obergötter und Untergötter schauen genau so aus, wie in anderen Tempeln auch, und wenn man eine Anzahl von ihnen gesehen hat, so hat man bald genug. Viel interessanter ist ja auch das weltlichere Leben und Treiben der Mönche. Da ist zum Beispiel eine Schule, ein ordentliches Zimmer mit einer Schiefertafel, und fremde Zeichen auf ihr deuten an, daß man hier auch die englische Sprache lehrt und lernt. Draußen vor den heiligen Hallen aber gibt es fruchtbare Felder, die von Kulis unter der

Aufsicht der Mönche bestellt werden und auf denen das Gemüse gezogen wird. Mit Glockengeläute zog eben dort drüben eine große Herde auf die Weide, die gleichfalls dem Kloster gehört. Zwar muß man den Reis von Tragkulis aus der Ebene heraufbringen lassen, aber er wird in einer eigenen, riesengroßen Mühle zerkleinert und zu Mehl verarbeitet. Ein großer Wasserbüffel dreht das Mühlrad, das in einer Rinne eines Mühlsteines läuft und so die Körner zu Mehl zerkleinert. Eine Schreinerei schließt sich an, zu der man das Rohmaterial aus den Waldungen des Klosters bekommt. Hier werden auch die Bambusrohrleitungen für die eigene Wasserleitung des Klosters geschnitten. Diese Wasserleitung, die in alle einzelnen Klosterabteilungen geht und überall frisches, klares Quellwasser direkt vom Berge her vermittelt, ist das Erstaunlichste an dem Kloster. Sie läuft auch in die Küche, die mit ihrer ganzen Einrichtung eine wahre Sehenswürdigkeit ist. Was wir heutzutage in großen Betrieben mit kupfernen Kesseln und Dampfheizungen machen, das haben die Mönche dort weit einfacher, aber praktisch mit groben Steintrögen geschaffen. Über diesen Steintrögen schließt ein Deckel aus schwerem, dickem Holze ziemlich luftdicht. Er kann nur an einem Seile und oft nur von zwei Männern aufgezogen werden, so daß wenig Dampf entweicht. Unter dem Steintrog aber wird direkt das Feuer angemacht, so daß der Kupferkessel von allen Seiten Feuerung erhält. Sinnige Vorrichtungen erleichtern das Ausheben und Reinigen der Kessel, Wasser kann ihnen dadurch zugeführt werden, daß man das Bambusrohr der Wasserleitung einfach verschiebt. An der Wand hängt eine große Tafel, die den heutigen Küchenzettel angibt, und fünf oder sechs Köche sind eifrig tätig, schon jetzt in der Morgenfrühe das Gemüse zu reinigen und den Reis zu waschen, die Fische zu säubern und die Saucen zurechtzumischen. Dicht neben der Küche liegt der große Speisesaal, eine einfache, offene, luftige Halle mit roh gezimmerten Bänken und Tischen. Auf den einzelnen Plätzen sind schon jetzt die Reisschüsselchen aufgestellt, in die zur Mittagszeit jedem Bruder seine Reisportion zugeteilt wird. All das sieht so sauber und lecker aus, der weiße Käsekuchen, den der eine Koch eben aus dem Backofen geholt hat und jetzt vorüberträgt, blickt so einladend, daß man es wohl verstehen kann, wenn Europäer, die die chinesische Küche gewöhnt sind und die sie sogar ausgezeichnet fanden, in diesem Kloster gern weilten. Denn das Kloster, das von den Futschau-Fremden alljährlich eine kleine freiwillige Gabe erhebt, gewissermaßen als Entgelt dessen, daß es für Fremde einige Zimmer zum Übernachten bereithält, ist ein gastfreundliches Haus. Die Mönche sind liebenswürdig und

zuvorkommend, sie nehmen ihr Führertrinkgeld mit Würde und Anstand, ja, sie haben sogar ein Fremdenbuch für diesen Zweck, in das man sich einträgt, um bei dieser Gelegenheit seinen Obulus schweigend und dankbar zu entrichten. Es herrscht sogar eine ganz gute Freundschaft zwischen diesem Buddhakloster und den fremden Missionaren, die droben auf der Höhe des Kuschanberges im schattigen Hochwald von Kuliang sich ihre Bungalows errichtet haben. Etwa 250 Missionare aus der Fukien-Provinz suchen dort neben etwa 50 Angehörigen der handeltreibenden Europäer von Futschau sommerliche Kühle und Erholung.

Die Sonne steigt am Himmel, wir müssen scheiden, wollen wir sie nicht mit Nachmittagsgluten auf dem Buckel brennen haben. Tragkörbe, aus gespaltenem Bambus geflochten und an den zwei Tragstangen schwankend, wie die schwebenden Brücken Formosas, bringen uns auf starken Kulischultern rasch zu Tal. Drunten wartet das Hausboot, eine ganz ansehnliche Dschunke, die man sich des Sonntags mietet, mit zwei großen Segeln, zwei Schlafkabinen und einem großen Eßraum, in dem wohl acht Personen sitzen können. Hier haben uns die Kulis das Tiffin bereitet, und mit frischem Winde segeln wir hinab zwischen den grünen Hügeln des Minstromes, den man den chinesischen Rhein nennt, weil er so malerische Ufer hat. Drunten bei der Pagoda werfen wir Anker bis zum späten Abend, wo die Flut wieder einläuft und wir zurückfahren können. Blitze und Wetterleuchten zucken da auf allen Seiten, und es dauert lange, bis sich eine frische Seebrise erhebt, um uns hinabzutreiben. Spät in der Nacht landen wir dann wieder vor dem Zollhause. Ein schöner Sonntagsausflug in Futschaus hübsche Umgebung liegt hinter uns.

Franz Blei:

Scaramuccia auf Naxos.

Eine heitere Oper.

Für
Anna Bahr-Mildenburg.

Die Personen:

Dionysos — Scaramuccia
Ariadne — Grazioso
Silen — Colombina
Glaukos
Satyrn, Choribanten und Mänaden.

Die Szene: Eine Waldlichtung auf der Insel. Der gegen das Meer abfallende Hintergrund läßt durch die Baumwipfel die blaue Wand des Meeres sehen.
Es ist gegen Mittag.

(Scaramuccia, Colombina, Grazioso
kommen von links, sehr erschöpft)

Scaramuccia (ruft)
Ariadne! . . . Ariadne! . . .
So ruf doch, Grazioso, Schelm!

Grazioso
Ariadne . . . Ari . . . Ich kann
Nicht mehr, 's geht über meine Kraft.

Colombina (sinkt ins Gras)
Hier bleib ich. Rühr mich nicht vom Fleck.
Der zweite Tag! Ich hab es satt!

Scaramuccia
Ihr steht in meinem Dienst und Lohn,
Und für die Reise zahlt' ich zweifach.

Colombina
Das — Reise? Plage ist's und Narrheit!
Frech angelogen hast du uns
Mit deiner Dame! Stand sie denn
Am Ufer? Wartete auf uns,
Wie du uns sagtest? Wo ist der
Kontrakt, den sie schon unterschrieben?

Grazioso
Ein Schwindel!

Colombina
Spitzbub!

Grazioso
Lump!

Colombina
Betrüger!



Scaramuccia

Auf einmal habt ihr wieder Stimme!
Ich bitt euch, schont sie, spart sie auf,
Spart den Tenor und den Soprano,
Ariadne zu rufen, nicht
Mich, euern Brotherrn, zu beschimpfen!
Was habt ihr denn davon, wenn ihr
Mich jetzt im Stich laßt?! Ich schließ die Bude!
Tanzt, singt und spielt, wo ihr dann wollt!
Ich schwör es euch, ich sperre zu!
Ariadne ist unsere Rettung.

Grazioso

Wo ist sie denn? Was kann sie denn,
Das Wunderwesen sondergleichen?

Scaramuccia

Sie ist — der Star. Ich sage nichts
Als das: sie ist der Star! Der Star!
Man spricht von ihr. Sie hat etwas
Erlebt, was braucht sie da zu können?
Sie hat die Hauptsach: den Skandal!
Die Zeitungen sind voll von ihr!
Man will sie sehn! Man soll sie sehn!

Grazioso

Als was denn? Etwas muß sie doch . . .

Scaramuccia

Wozu denn hab ich meine Dichter?
Die machen ihr ein Stück, in dem
Sie mitten unter Flammen tanzt,
Mit Tigern, Leoparden kämpft,
Vergiftet mit dem Blick der Augen,
Blumen zum Blühen bringt mit nichts
Als ihrer kleinen Hände Fächeln.
Ich zeig sie nackt, halbnackt und angezogen,
Von hinten, vorne, auf den Kopf
Gestellt, als Unschuld und als Laster.
Greise und Kinder soll sie närrisch
Mit nichts als ihrem Lächeln machen,
Und Männer rasend und die Weiber
Vergehn vor Lust . . . Ist das ein Star?
Hat so was irgendein Theater?

Grazioso

Verdammt! Ich will ihr Diener sein,
Ihr Schleppenträger, was sie will!

Scaramuccia

Ja, alles was du willst, Grazioso!
Ariadne!

Grazioso

Ariadne!

Colombina (zu Grazioso)

Du dummer Geck! Kein Wort ist wahr.

Scaramuccia

So wahr es in der Zeitung stand!

Colombina

In die du's selber drucken ließest.

(weinend)

Was fang ich Ärmste dann nur an,
Wenn diese Neue alles kann
Und alle Herren so betört,
Daß keiner Colombina hört.
Sie auslachen, wenn sie steht in Tränen,
Und lacht sie, vor Langweile gähnen.

Grazioso

Laß nur, wir spielen immer doch
Für Liebesleute, du und ich.
Der Mond versilbert immer noch
Die Liebesnacht, für dich und mich.
Das Fenster hast du angelehnt
Und Pantalon ist ausgegangen,
Und was den Tag sich hat gesehnt,
Das treibt nun heißeres Verlangen —
Das spielen wir den Liebespaaren
Auch dann wie eh' mit gleichem Erfolg,
Mußt um die Neue dich nicht bangen.

Scaramuccia

Natürlich! Per Bacchus! Von Zeit zu Zeit
Liebt's Publikum immer noch die Kunst,
Wenn sie so bescheiden sich macht wie die eure,
Und wenn sie was ist für die heimliche Brunst.
Drum helft mir weitersuchen und rufen.
Ich geh zugrund und kann euch nicht zahlen
Ohne die große Attraktion!
Ariadne!

Grazioso

Ariadne!

Colombina

Mir fallen die Füße.

Grazioso

Ich trag dich ein Stück.

(Er nimmt sie auf den Rücken.)

Alle drei

Ariadne! Ariadne!

(Es ist ganz still geworden. Die Bäume rauschen nicht mehr, die Vögel singen nicht mehr, und auch das leise anschlagende Meer schweigt. Es ist Mittag. Die Musik der Streicher und Holzbläser hält einen langen Akkord, auf dem das „Ariadne“ wie ein Echo herschwimmt. Die drei rücken ganz nah zueinander.)

Colombina

Was ist?

Grazioso

Die große Stille tönt . . .
Die Mittagsstille. Pan steht auf . . .

Colombina (rutscht vom Rücken, klammert sich an Grazioso und Scaramuccia)

Ich fürcht mich so . . . Was ist das nur?

Scaramuccia

Rief ich jetzt, sie müßt es hören,
Aber aller Mut verließ mich . . .
Ruf Ariadne, Grazioso!

Grazioso

Viel zu laut ist diese Stille,
Keine Stimme übertönt sie.

Colombina

Ach, ich fürcht mich! Wär ich fort!

(In die Musik der lang festgehaltenen Akkorde fallen die leisen Akzente eines verschlafenen, komischen Trottes, und aus dem Walde kommt Silen auf seinem faulschreitenden Grautier.)

Grazioso

Da! Ein Mensch auf einem Esel!

Scaramuccia

Das war alles? Dieser Dickbauch?

Colombina

Ist sie das? Ist das der Star?

Scaramuccia

Vielleicht der Vater.

(tritt vor Silen)

Seid begrüßt, hochberittner, edler Herr.

(Silen steigt vom Esel, der sich in den Wald verliert. Das Folgende gesprochen. Die Musiker stimmen währenddem ihre Instrumente.)

Erlaubt, daß ich vorstelle. Ich bin Scaramuccia, von dem ihr bereits so viel habt reden hören, in eigener Person. Der berühmteste Theaterdirektor Europas, Herr über das größte und kunstreichste Personal nicht nur, sondern Befehlshaber über alle Dichter, Musiker, Maler und andern Theatermaschinisten, tot oder lebendig. Dies hier ist, wenn ich in einem gehörigen Abstand, den ich drängender Geschäfte halber nur markieren kann, anschließend an mich davon sprechen darf, dies ist Colombina, die naivste Naive, die je in die Wochen kam. Sie tanzt auf einem Bein so gut wie auf beiden Beinen, die wahrhaft die Türpfosten des Himmels genannt zu werden verdienen. Dies hier ist der witzige und höchst erfolgreiche Grazioso. Seine Rede ist das Entzücken der Weiber, und sie sinken hin, wenn er ein Auge verdreht. Tut er's aber mit beiden, so sterben sie. Dürfen wir einem hohen Herrn mit einer kleinen Probe unserer Kunst aufwarten? Belieben ein Ballett oder eine Commedia, lustig oder traurig, mit Prügeln oder mit blutigem Ausgang? Unser Repertoire kann sich sehen lassen.

(Die Musiker sind gegen Schluß wieder in Ordnung gekommen.)

Silen (reicht ihm den Weinschlauch)
Alles was ich will, ist, daß ihr trinkt. Da!
Mir ist schon vom Hören trocken meine Kehle.
Was ein Maulwerk! Scaramuccia, sagt ihr, heißt ihr,
Colombina ihr mein Kind, und ihr Grazioso —
Sonderbare Namen, seltsame Gesichter!
Kommt wohl weit woher? Theater, Spieler, Mimen?
Sagt mir nur, was wollt ihr hier? Im Dorf die Bauern,
Ja, die mögen's lieben, aber hier im Wald
Ist kein Mensch. Wollt ihr vor Vögeln, Füchsen spielen?

Scaramuccia
Hier lebt Ariadne! Versteckt sich
Im Wald — so ist die letzte Nachricht.

Silen
Letzte? Schlecht berichtet bist du, Scaramuccia.

Scaramuccia
Es ist so. Theseus gab sie auf,
Verließ sie sozusagen schmählich.
Auf Naxos. Ist das Naxos, Herr?

Silen (zu sich selber)
Fand sie einer, der sie suchte durch die Welt,
Wanderer auf allen Wegen, Sturm und Flamme.

Scaramuccia
Ein anderer hat sie engagiert?

Colombina
Da hast's! Scaramuccia kam zu spät!

Grazioso
Wie immer! Alle Müh umsonst!

Scaramuccia
Ich werd verrückt! Ein andrer hat sie!
Ich bin verloren! Alles hin!
Wie heißt der Mann? Das Unternehmen?
Ich biet ihr mehr! Das Doppelte!
Das Doppelte vom Doppelten!
Ich bitt euch, helft mir, guter Herr!
Wer ist der andere Direktor?

Grazioso
Vielleicht ist er es selber.

Scaramuccia
Ha!
(er läuft zu Grazioso und Colombina, leise zu ihnen)
Nur Vorsicht jetzt und Schlauheit!
(wieder vor Silen)
Herr!
Ariadne hat sich verpflichtet,
Auf meiner Bühne aufzutreten.
Hier schwarz auf weiß steht's im Kontrakt.
Ein Gastspiel. Der Vertrag ist bindend,
Klagbar vor den Gerichten, Herr!

Silen

Schwer versteh ich euern Mimus, Scaramuccia,
Närrisch dünkt mich, was ihr redet. Ist's der Wein?

Scaramuccia

Sie spielt bei mir! Ich hab's kontraktlich!

Colombina (macht es sich unter einem Baum bequem und schläft ein)

Grazioso

Für meinen Magen such ich was,
Das besser als Ariadne.
(Er verschwindet im Wald.)

Silen

Einer ruht bei ihr und hält sie in den Armen.
Braun ist seine Brust, und seine Augen glänzen
Wie die schwarzen Beeren aus dem dunklen Weinlaub.
Kennst du den? Der Gott ist's! Ich Silen, sein Diener.
Dionysos hat sich Ariadne gefunden.

Scaramuccia

Wo find ich den Dionysos?
Er wird schon mit sich reden lassen.
Und wenn's ihm paßt und nicht zu hoch
Sein Fordern, engagier ich ihn
Mitsamt der Frau Ariadne.
Ein Gott macht sicher weniger
Geschichten als heut ein Komödiant.

Silen

Habt ihr Sorgen mit dem Spiel! Ihr treibt's so ernsthaft
Wie ein häßlich Handwerk voller Müh und Plagen.

Scaramuccia

Das Spiel? Was kümmert mich das Spiel!
Mein Leben ist's! Mein Unterhalt!
Mein Brot! Mein Schlaf! Mein Haus! Das Spiel . . .!
Mein Geld hab ich im Spiel! Drum Sorg
Und Plag und Müh und Ärger! Spiel . . .!
Die Kunst . . .! Daß Gott erbarm! Die Kunst . . .!
Geschäft ist Kunst — und keine leichte!

Silen

Geht zu, kein Wort versteh ich. Besser schon die Kleine
Da im Gras. Ein niedlich Frätzchen, süßer Schnabel.
Bockig wird mir da zumute: das versteh ich,
Eurer eifervollen Reden nicht ein Wort.
(lüpft Colombinas Röcke)
Hat das liebe Mädchen Beine! Süße Sachen!

Scaramuccia

Helft mir zu der Ariadne,
Ich sprech ein Wort für euch bei der.
(Grazioso kommt mit dem Schullehrer Glaukos aus dem Wald.)

Glaukos

Habt ihr's kapiert, was Logik ist?
Der Schluß zuletzt, erst die Behauptung.
Und jedes Ding hat seine Ursach.

Grazioso
Der Narr lief mir im Walde zu.
Er trägt voll Eiern einen Sack.
(zu Scaramuccia)
Ich glaube, ihr versteht mich recht?

Scaramuccia
Sehr recht, mein lieber Sohn Grazioso.

Glaukos (zu den übrigen)
Ich heiße Glaukos, Philosoph
Durch Wissen, Einsicht und Geburt.
(zu Grazioso)
Wirkung und Ursach, das vergeßt nicht.
Nur der, der logisch denkt, denkt richtig.

Grazioso
So denk ich richtig, daß der Ursach
Die Wirkung folgt. Die Ursach ist
Der Sack, die Wirkung ist sein Inhalt.
(Er nimmt ihm den Sack.)

Glaukos
Du Dummkopf! Falsch!

Grazioso
Und den Beweis,
Den kocht uns Colombina. Auf!

Colombina
Geschlafen hab ich. Hunger hab ich.

Scaramuccia
Mach Eierkuchen, Colombina.

Silen
Wein und Eierkuchen, das soll schmecken, Kleine.

Scaramuccia (zu Glaukos)
Und ihr seid freundlichst eingeladen.

Glaukos
Neugierig bin ich, was die Eier
Beweisen sollen! Welche Logik!
(Grazioso macht zwischen Steinen ein Feuer. Colombina schlägt die Eier in einen flachen Stein, der als Pfanne dient. Man lagert sich darum und trinkt mächtig aus dem kreisenden Schlauch Silens.)

Glaukos (trinkt zwischen jedem Satz)
Das Trinken ziemt dem Weisen nicht.
Verdunkelt ihm das klare Licht.
Ich trinke nur, den Durst zu löschen.

Silen
Ein Wohlerfahrner geb ich dir die Lehre:
Statt dich auf Studien, auf ernste, schwere
Und tiefe gründlich zu verlegen,
Trink und erwarte froh der Götter Segen.
Flüssige Flammen, flammenhaltende Flut,
Wein im Schlauche, Wein im Bauche ist Blut.

Glaukos

Wenn einer mäßig trinkt,
So soll es ihm gedeihlich sein.
(Er trinkt.)

Scaramuccia

Wenn ohne Maß er trinkt, so soll's
Ihm ohne Maß gedeihlich sein.

Silen

Ganz vortrefflich ist der Kuchen,
Kleine mit den runden Hüften.

Colombina

Alter Herr, Sie werden zärtlich,
Wollen andres noch versuchen.

Silen

Starker Bock und junges Zickel
Balgen sich am allerbesten.

Grazioso

Krieg' ich, Alter, dich am Wickel!

Scaramuccia

Achtung, Achtung unsern Gästen!

Glaukos

Alles taumelt, alles dreht sich,
Glaukos, du allein stehst fest,
Weil du denkst. Doch das versteht sich.
Aus trink ich den letzten Rest.

Silen

Was hast du in deinem Mieder?

Colombina

Hände weg, sind meine Sachen!

Glaukos

Alles schaukelt auf und nieder.

Scaramuccia

Müssen zärtlicher es machen,
Nicht so grob hineingefahren.

Grazioso

Packt' ich dich bei deinen Haaren,
Wärest du nicht rundum kahl!

Silen

Schau, da ist ein Muttermal . . .
(Glaukos stürzt hin und schläft ein.
Grazioso reißt Colombina von Silen fort.)

Silen (erhebt sich)

Komm', Dionysos, komm', wenn stets du die mystische Rebe
Liebst, und den Efeukranz, der dir die Schläfe bekrönt,
Nimm den Schmerz von mir, ihn heilend, Vater, denn oft schon
Sah man von dir besiegt Amor verlassen den Kampf.
Dieser Gott beseligt das Herz, demütigt den Stolzen

Und gibt ihn der Gewalt einer Gebieterin preis.
Falbe Löwinnen bändiget er und armenische Tiger,
Ungebändigten selbst gibt er ein fühlendes Herz,
Dies kann Amor, doch mehr kann Dionysos, mein Herr!

(In die letzte Zeile tönt eine ferne Marschmusik sonderbaren Charakters, die sich verstärkend näher kommt und rauschend laut wird, da der Zug des Dionysos die Szene erreicht.)

Scaramuccia

Was für Getön kommt aus dem Wald?

Grazioso

Zimbel und Trommel, helle Hörner . . .

Scaramuccia

Die Erde dröhnt . . .

Colombina

Die Blumen blühen auf . . .

Grazioso

Ein Sturm fährt her und beugt uns.

Silen

Dionysos Zagreus,
Mein Herr und seine Braut!

Scaramuccia

Ariadne? Zu der Musik?
Die macht der Richard Srauß mir besser.

Silen

Er steht auf dem goldenen Wagen,
Panther und Löwen sind sein Gespann.
Meine Vettern, die Faune,
Schlagen die Becken, lassen
Die Flöten schrillen zum Schrei
Der Mänaden, die rückworfenen
Hauptes den Herrn begleiten.
Wie Hunde jagt die Schar
Den Tag in die Nacht.
Durch Sumpf und Bruch,
Durch Heide und Felsgestein
Rast weglos der Zug,
Hinauf, hinab,
In die Lust, in den Tod.

(Die Szene wird auf einmal ganz dunkel. Die drei Komödianten machen sich ganz klein, drücken sich aneinander, in einer fernen Ecke. Der trunkene Glaukos schläft kaum sichtbar weiter. Silen bleibt inmitten der Szene.)

Silen

Jo, Zagreus!

(Fackeln fallen ins Dunkel. Faune und Fauninnen, nackte Mänaden stürmen auf die Lichtung, dicht drängt sich die ziehende, schiebende, jauchzende Schar um den von gelben Tieren gezogenen Wagen, auf dem Dionysos steht, Ariadne an ihn gelehnt.)

Dionysos

Meine Braut für Tag und Nacht,
Sprich zu mir, wie du zu dem Geliebten
Sprachst, den du beweintest
Und nicht mehr beweinst.
All deine Trauer nahm ich zu mir,
Trank ich auf
Aus deinen Küssen.

Ariadne

Laß mich dich sehen, dich berühren,
Dein Haar, den Mund . . .
Laß mich liegen in den Armen,
Fester, näher . . . Küß mich! Küß mich!
Wie ein Licht kamst du in meine Dunkelheit,
Wie ein Feuer kamst du,
Brenn mich auf, zu Asche brenn mich,
Lodernder,
Sterben muß ich vor solcher Liebe!

Dionysos

Stirb in mir zu deinem Auferstehen,
Braut meiner Tage,
Braut meiner Nächte.

Ariadne

Wilde Freundinnen, löst mir das Haar,
Schwestern, löst mir den Gürtel
Zu meines Herren Lust und meiner.
Schwestern, reicht mir die Schale mit Blut.
Schlagt mich, Schwestern, helft mir,
Schwestern!

Die Mänaden

Gott der Flamme, Gott des Sturmes
Jo Zagreus! Jacchus!

Scaramuccia (ist inzwischen vorsichtig zu Silen gegangen)

Soll ich's wagen? Helft ihr mir?

Silen (zu Dionysos gewandt)

Da sind dreie, Herr, mit Reden
Sonderbar . . . Ich fand sie hier
Im Walde verirrt, verwirrt.

Scaramuccia

Möchte mir erlauben
Anzufragen untertänigst,
Ich, Scaramuccia,
Vieler Theater Besitzer,
Ob Ihre hohe Gemahlin
Ein Gastspiel . . . in einem Stück,
Ich miet einen Zirkus,
Einem Stück, wie ich sagte,
Mit glänzenden Bedingungen . . .
Vielleicht, daß mir's gelingt,

Euch selber, Dionysos
Und die andern Herrschaften alle,
Ich miet einen Zirkus,
Den größten . . .

(Dionysos, der immer nur Ariadne sah, hebt das Haupt auf den winzigen Scaramuccia.)

Scaramuccia

Gebt Euern Blick weg,
Er verbrennt mich!

Colombina

Feuer fiel mir ins Herz.

Ariadne

Dunkler Gott, Geliebter,
Welchen Peinen gibst du mich hin . . .
Ich sterbe an dir . . .

Dionysos

In der Menschen Träumen und Brüten
Bin ich gekauert gleich einem Tier
Und warte die Zeit, da Verlangen
In ihren Wünschen schreit.
Das lenk ich zum Schicksal
Nach meinem Willen,
Zünde das Feuer in ihrem Herzen,
Hetze die Flamme,
Daß blind sie rasen.

Die Mänaden

Herr des Blutes, Zagreus!

Dionysos

Über die Welt zieh ich, dring
In der Menschen heimlich Gelaß
Und hauch sie an,
Daß Lust sie faßt, wie bloß in Träumen
Männer und Frauen
Sie stöhnend kennen.
Über die Taumelnden
Eil' ich Brennender
Weg im Sturme.

Die Mänaden

Herr des Sturmes, Zagreus!

Dionysos

Nicht wie die hohen Götter,
Die sehend, doch ungesehen
Da oben wohnen,
Fern der Erde und ihrem Leben,
Das sie wie eine oft erzählte
Mär schon kennen —
Nicht wie die stillen Götter
Bin ich, Semeles Sohn.

Der Erde Verlangen ist meines,
Der Erde Schmerzen
Bin ich verbunden,
Die Erde bin ich, ihr Blut, ihr Atem,
Frühlings Sehnen und Sommers Glühen.
Herbstes Lust und Winters Härte.
Bös wie die Erde bin ich
Der Erde böse Lust.

Die Mänaden

Herr der Erde, Zagreus!
Wir rasen, wir sterben.

Dionysos (zu Scaramuccia hin)

Was ein Geschlecht, das auszieht,
Einen Gott zu fangen!
Längst Verstorbne seid ihr,
Asche, die zerfällt,
Sonst ließet ihr, was euch
In eine Regel zwingt,
Und folgtet mir!

Scaramuccia

Herr, das Leben ist die Not,
Wir armen Armen!

Dionysos

Geh', Schatten, hin, der sich
Das Leben kühnt.
Nimm du den Narren mit,
Der schlafend liegt im Gras
Und zeig ihn auf.
Vielleicht macht seine Narrheit
Eure Weisheit klüger.

(Pause.)

Ein Satyrspiel zu unsrer Hochzeit,
Ariadne!
Auf das Lärmen!
Fort und weiter!

(Der Zug bewegt sich über die Szene, verschwindet allmählich im Walde und mit ihm das Dunkel. Es ist wieder mittäglich hell.)

Colombina (reißt sich die Kleider vom Leib, nimmt einer letzten Mänade den Thyrusstab und stürzt sich mit ihr dem Zuge nach)

Jo Zagreus, Herr der Erde!

Grazioso

Colombina! ... da rast sie hin
Und schon entschwand sie ...
Ihr nach!

(Und stürzt davon.)

Scaramuccia

Auch das noch! Das noch!
Meine beste Naive — dahin!
Keine spielte die Jugend wie sie!
Grazioso fort — keiner war fröhlich wie er!
Ich alter Possenreißer bleib allein
Mit meinem Schwert aus Holz —
Ah, das Theater! Das Theater!

Silen (hat seinen Esel geholt, stößt mit dem Fuß den Glaukos wach)

Den hat er Euch geschenkt.
Packt auf! Wer weiß,
Taugt er nicht besser Eurer Schau
Als meines Herren Braut.

Glaukos

Schafft mir die Träume ab!
Kein Sinn ist drin
Und kein Verstand.

Scaramuccia

Ich nehm ihn mit.
Vielleicht ist's ein Genie.
Kommt, werter Herr,
Mit mir. Wir ziehen in
Ein Land, das ganz
Nach Eures Herzens Freude.
Ist ganz Verstand, ganz Logik,
Ganz viereckig gescheut ist's
Wie eine Schulaufgab im Rechnen.

Glaukos

Ein Wunderland! Ein Paradies!
Wann geht die Reise los?

Scaramuccia

Gleich auf der Stelle. Da unten
Liegt mein Schiff.
Spukhaft und grausig
Ist's hier — nur fort.
(Er zieht nach rückwärts mit Glaukos ab.)

Silen

Habt gute Fahrt ins Wunderland.
(Schwingt sich auf seinen Esel und trabt, die Schilfpfeife blasend, dem Dionysoszuge nach.)

Ende.

Politische Rundschau.

Ist unsere Zeit ein politisches Zeitalter? In einem Punkte ist sie ein politisches Novum, und wenn spätere Historiker dereinst die beliebten Zeitgrenzen des Altertums, des Mittelalters und der neuen Zeit zu verschieben oder zu vermehren gedenken, dann werden sie die Scheide einer neuen Zeit in unsere Tage verlegen müssen.

Denn wir erleben den Beginn der eigentlichen Weltpolitik, nicht der Ergreifung der Erde durch die politischen Einflüsse, diese war der eigentliche Inhalt der kolonialen Ära, sondern das Aufeinandereinwirken aller Mächte des Erdenrunds, das durch die politischen Bündnisse mit Ostasien, vor allem Japan und China, und die gegen diese Mächte gerichteten Aktionen so deutlich dargetan wird.

Wenn Kampf das Erdenschicksal der Menschheit ist, so scheint dieser heute auf das wirtschaftliche, das soziale Gebiet verlegt; während in der Staatenpolitik die Positionsstrategie früherer Tage eine fröhliche „Urständ“ zu erleben scheint.

Die Diplomatie sucht günstige Gruppierungen und Stellungen zu gewinnen, und wenn man sie eingenommen hat, freut man sich dieses Erfolges und damit gut.

Diese Tendenz der Politik erklärt sich aus einer Mächte- oder besser Kräfteverschiebung über den ganzen Erdball hin, sie ist der Ausdruck der oben berührten neuartigen Tatsache des Aufeinanderwirkens aller Mächte.

Es handelt sich um ein Suchen des Gleichgewichts, nicht mehr des historischen europäischen Gleichgewichts, sondern eines solchen des Erdenrunds.

Wer heute etwa die Geschichte der deutschen Staatenpolitik vor 1866 liest, muß sich in ein fernes, fernes Zeitalter versetzt fühlen; was für Ziele des engsten Partikularismus!

Das Deutsche Reich ist daraus erwachsen, daß Bismarck, der ganz in der Richtung preußischer Staatenpolitik angetreten war, seiner Politik nach dem Siege des Preußentums 1866 das höhere nationale Ziel gab, mit den kampfgestählten Kräften Preußens Deutschland in den Sattel hob, auf daß es reite.

Und kaum sind wir zu Atem gekommen von dem heißen Ritt von 1870, da finden wir, die wir uns nach der Erlösung aus dem Kleindeutschentum so groß vorgekommen waren, vor einer neuen Aufgabe: der Behauptung und Durchsetzung des neuen Deutschen Reiches nicht in Europa, sondern darüber hinausgreifend in der Weltwirtschaft, in der Weltpolitik.

Auf einmal sind wir wieder ein kleines Land geworden, ein Blick auf die Weltkarte bannt jeden Zweifel!

Die Älteren unter uns, deren Ideale und politische Vorstellungen in den Gedankenkreis der großen Zeit um 1870 beschlossen liegen, sehen in der Entwicklung unserer Tage oft nur Niedergang und Gefahr.

Gefahr gewiß — Niedergang nimmermehr! Der deutsche Staat von 1870 wäre heute eine Macht zweiten Ranges und als Weltmacht glatt erledigt, wenn unsere wirtschaftliche Entwicklung auch nur in demselben Tempo vorwärts geschritten wäre wie etwa die Frankreichs.

Darin liegt die Rechtfertigung für unsere Zeit des Industrialismus, dem man oft zuschaut wie einem Zerstörer, der das Bild der deutschen Landschaft verwüstet, die Traulichkeit unserer Städte mit Roheit und Häß-

lichkeit füllt und keine Gegend überlassen will, wo man mit Eichendorff Täler weit und Höhen in Einsamkeit grüßen kann.

Und weshalb gehen wir in eiserner Wehr, haben das stärkste Heer und, wie wir hoffen, die beste Flotte? Weil wir uns durchsetzen müssen oder verkümmern!

Heute gehört Deutschland nicht zu den Weltmächten — das ist eine notwendige Erkenntnis!

Weltmächte sind heute England, Rußland und die Vereinigten Staaten.

Die Vereinigten Staaten haben auf dem amerikanischen Kontinent für ein Jahrhundert hinaus ihre Domäne, die ihnen nur England streitig machen könnte und vielleicht einmal streitig machen wird.

Heute nimmt es freilich von dort jeden Schlag tatenlos und wagt gegen die Verletzung seiner Panamaverträge nur den Protest der Machtlosen, die Anrufung des Haager Schiedsgerichts — England, das Rom der Neuzeit, und wie heute an der Jahrhundertwende bemerkt sein mag, nicht der Sieger, aber der Triumphator über Napoleon!

Der uns zunächst angehende weltpolitische Gegensatz besteht zwischen England und Rußland, muß zwischen ihnen bestehen.

Beide gleichen Lawinen, die in jedem Jahrzehnt neue Länderkomplexe sich einverleihen. Immermehr schwindet mit Persien und neuerdings anscheinend mit Tibet die neutrale Zone, die beide voneinander trennt.

Beide verschlingen mehr, als sie von rechtswegen verdauen können, und das hat Politikern hüben und drüben die Idee des Syndikats auf gemeinschaftliche Teilung und endliche Herrschaft eingegeben.

Diese ist aber wenig erfolgversprechend, weil England vor der Berührung mit dem russischen Koloß die größte Besorgnis hat.

Englands Herrschaft beruht auf Geld, Diplomatie und Seebeherrschung, diese Mittel versagen Rußland gegenüber, das sich in breiter Front gegen seine indischen Besitzungen anwälzt.

England möchte die Entwicklung Rußlands durch Absperrung von der See hindern, ihm gewissermaßen die Luftzufuhr abschneiden.

Dies Ziel war der Zweck des von England veranlaßten mandschurischen Krieges und wird von ihm weiter in der Dardanellenfrage verfolgt.

Hier wäre der Einwand berechtigt, daß diese Gesichtspunkte doch keineswegs entscheidend sein könnten, denn beide lebten ja in der Triple-Entente in Friede und Freundschaft.

Richtig ist, daß England sich zu diesem Gegensatz zu Rußland heute offiziell nicht bekennt, seine politischen Agenten lungern zurzeit nicht in Finland und Sibirien herum, sondern sind am Balkan angesetzt.

Dort will es Österreich Unannehmlichkeiten machen, um uns zu treffen.

Weshalb uns?

England ist nicht das Land politischer Neuerungen. Seine kontinentale Politik ist seit den Tagen Cromwells auf ein divide et impera mit der Spitze gegen die jeweilig stärkste Kontinentalmacht gerichtet gewesen und hat jedesmal diese Vormacht, ob sie nun Spanien oder Holland oder Frankreich hieß, bekämpft — und gebrochen.

Wäre die unionistische Regierung am Ruder, so gäbe es vielleicht eine Möglichkeit, die auch von Salisbury und Chamberlain ins Auge gefaßte Verständigung mit Deutschland zu verwirklichen.

Unter der liberalen Regierung, die in der auswärtigen Politik in derselben Richtung laufen möchte, in der die unionistische ging, um nur dem

englischen Spießer zu beweisen, daß Englands Macht und Ehre ebensogut bei ihnen aufgehoben sind als bei den Unions, ist keine Änderung zu erhoffen.

Die Verhältnisse liegen hier nicht so sehr verschieden von den französischen, schwache Regierungen müssen den Volksleidenschaften nachgeben und die Masse des Volkes ist in beiden Ländern in deutsche Antipathien hineingehetzt.

Frankreichs Haltung können wir gefühlsmäßig verstehen, ihm Abbruch zu tun, kann aus vielen Gründen nicht unsere Absicht sein, aber England müssen wir lehren, daß seine Feindschaft zu uns ihm Nachteil bringt.

Das kann nur durch Fühlungnahme mit Rußland erreicht werden.

Vielleicht ist dann der Tag nicht mehr so fern, wo England erkennt, daß es sein Weltreich nur mit deutscher Hilfe und unter Einräumung der Deutschland gebührenden Entwicklungsfreiheit halten kann; der Tag, da Deutschland unter englisch-französisch-russischem Angriff zusammenbräche, könnte leicht in seinen Fortwirkungen ein Finis Britanniae sein.

Vor der Hand droht von England die größte und ernsteste Gefahr.

Wenn wir dem Gedankengange des wegen seines Tatsachensinnes, wie wir anerkennen müssen mit Recht, aus der sozialdemokratischen Partei ausgeschlossenen Gerhard Hildebrand im Septemberheft dieser Zeitschrift folgen, so kann nicht zweifelhaft sein, daß die größte Gefahr für unsere, wie überhaupt die europäische Weiterentwicklung, in einer Absperrung des britischen Weltreiches für unseren Absatz und unseren Rohstoffbezug liegt.

Diese Gefahr muß rechtzeitig erkannt und vorsorgend die Abwehr bereitet werden.

Für uns ist der Schutzzoll eine Maßregel zur Aufzucht unserer Industrie, zur Erhaltung unseres agraren Reservefonds gewesen, auf das britische Weltreich dies System übertragen, heißt die wertvollsten Teile des Erdballs den 55 Millionen Engländern vorbehalten, uns nicht nur politisch, sondern auch wirtschaftlich davon aussperren.

Das ist für unsere Wirtschaftsmacht eine Existenzfrage und Existenzfragen sind politisch die Fragen, ob Krieg, ob Frieden — England hat die Wahl!

Bei der Erörterung der inneren Politik müssen wir uns bei dem zur Verfügung stehenden Raum auf die Stellungnahme zu einer Polemik beschränken, die sich zum Teil im Anschluß an den Schlußsatz unserer Juli-Rundschau über Bremen und Emden entsponnen hat.

Herr Jules C. A. Schröder hatte in einem Artikel im „Tag“ seine Ausführungen in das Zitat dieses Satzes ausklingen lassen und damit die nationale Bedeutung des Bundesratsbeschlusses der Ablehnung der Erteilung der Auswandererkonzession für die Levantelinie von Emden hervorgehoben.

Kein Leser unserer Ausführungen im Juliheft wird verkennen können, daß darin das Interesse Preußens an der Gewinnung eines ozeanischen Hafens als vollauf gerechtfertigt anerkannt worden ist.

Es sei an dieser Stelle noch betont, daß die überraschenderweise aus Hamburg zugunsten Bremens verlautbarten Kundgebungen weder diesem Gesichtspunkt noch der Tatsache Rechnung zu tragen schienen, daß jeder deutschen Schiffahrtslinie das Maß und die Art ihrer Betätigung freisteht und diese im nationalen Interesse stets zu begrüßen ist.

Der letztere Hinweis erscheint um so notwendiger, als auch sonst und nicht immer für Bremen von Hamburger Interessenten ein abweichender Standpunkt vertreten ist!

In der Abendnummer der „Kreuzzeitung" vom 22. August ist dann ein Eingesandt veröffentlicht worden, das in einer Weise gegen Bremen gerichtet ist, daß man bei uns, wo man gewohnt ist, daß in ganz Deutschland ohne Ausnahme das harte Ringen unserer Vaterstadt um die Behauptung seiner Stellung als überseeischer Handels- und Hafenplatz großen Stils als eine nationale, allgemein deutsche Frage betrachtet wird, von diesem feindseligen Verstoß auf das peinlichste überrascht ist.

Das ist die Sprache des engherzigsten preußischen Partikularismus, von dem selbst Treitschke, der advocatus Borussiae, bei seiner Agitation für den Zollanschluß Bremens sich ganz freigehalten hat!

Da lesen wir, Bremen könne auf die Dauer unmöglich die Konkurrenz eines Seehafens wie Emden durchhalten.

Seit wann werden deutsche Seehäfen angelegt und unterhalten, um andere deutsche Häfen niederzukonkurrieren?

Ein solches Vorgehen wäre antinational nach der Tendenz und antinational nach dem Erfolg.

Eine Konkurrenz im Sinn der Bekämpfung darf nur ausländischen Häfen gemacht werden, und wir wünschen Emden von Herzen, daß es sich als ein wehrhafter Konkurrent für die holländischen Rheinhäfen entwickelt.

Wir fürchten aber und glauben dazu berechtigt zu sein, daß einer Wasserstraße wie dem Rhein, geschützt zudem durch internationale Verträge, niemals eine wirksame Konkurrenz durch eine Wasserstraße an der Ems bereitet werden kann.

Der deutsche Erfolg dieses Vorgehens muß unseres Erachtens außer jedem Verhältnis zu den aufgewandten Mitteln stehen, mit denen bei Ausbau des Mittellandkanals nach Elbe und Weser Großes geschaffen werden könnte.

Der Torso des Mittellandkanals ist in erster Linie eine holländische Zubringerstraße, und wenn der Einsender der „Kreuzzeitung" glaubt, daß eine mit preußischem Gelde für preußische Interessen erbaute Straße von denen mitbezahlt werden soll, die sie mitbenutzen, dann mag Preußen bei Holland Deckung für einen großen Teil seiner Auslagen suchen.

Wir erfahren, „daß es nur eine Frage der Zeit sein kann, daß die besondere Zuneigung Preußens, die Bremen genießt und der Bremen seine Erfolge verdankt, auf das richtige Maß zurückgedämmt wird".

Auch die Wege werden gewiesen, Preußen wird das durch eine rücksichtslose Eisenbahn- und Kanalpolitik erreichen.

Mit Verlaub, mit einem derartigen partikularistischen Mißbrauch der Wasserstraßen würde vielleicht nur gegen den Geist der Reichsverfassung, mit einer gleich „großzügigen Verkehrspolitik" der Eisenbahnen aber gegen den Buchstaben der Reichsverfassung verstoßen, die besagt, daß die Eisenbahnen als ein einheitliches Verkehrsnetz zu verwalten sind.

Und wozu das alles? Um den zweiten deutschen Seehandelsplatz, die älteste Trägerin der ruhmreichen hanseatischen See- und Handelspolitik, zu schädigen oder zu zerstören — und das nennt sich deutsch-konservative Politik!

Nun freilich, das Heldenstück wäre möglich. Kein Seehandelsplatz kann heute mehr ohne die intensive Förderung seines Hinterlandes existieren, die Zeiten des Hochseetauschhandels sind vorüber.

Preußen kann gewiß die Wasserstraßenanschlüsse der Weser wie bisher vernachlässigen, es kann das in Zukunft bewußt tun, es kann eine Politik treiben, wobei es um jeden Zoll Vertiefung der Weser, um jeden Fußbreit Landes in Bremerhaven marktet, es kann das ganze große niederdeutsche Land von der Elbe bis zur Ems wasserwirtschaftlich vernachlässigen.

Aber es kann auch — das freie Zitat sei erlaubt — beweisen: daß an des Reiches großem Besten ihm mehr liegt, als an ein paar Tonnen, die Emden mehr hat oder weniger.

Die Vernachlässigung der Weser ist eine Schuld Hannovers gewesen.

Duckwitz erzählt in seinen Denkwürdigkeiten die scherzhafte Geschichte von dem Schiffer, der für einige Taler an den Ludener Klippen die Fahrstraße freisprengte, nachdem alle feierlichen Staatsverhandlungen gescheitert waren.

Wir denken höher von Preußen und vertrauen, daß der Staat, der im Zollverein die wirtschaftliche Grundlage des Reiches schuf, jetzt nicht Mücken seien und seinen Scharfsinn dabei verwenden wird, wie man durch Verhinderungen einen allgemeinen Nachteil, aber einen relativen Vorteil Geestemündes gegenüber Bremerhaven oder Brake oder Gott mag wissen was für einem Platz gegenüber erzielt.

Auch die Verhinderung des Kampe-Dörpenkanals wäre kein Ruhmesblatt neudeutscher und preußischer Wirtschaftsgeschichte.

Bremen und Oldenburg sind gewiß nicht berufen, Preußen wirtschaftspolitisch abzulösen, was wir wollen, ist einfach das, was Otto Gildemeister im Nekrolog für Smidt so treffend sagte: Wir wollen keine historische Reliquie, sondern ein lebendiges Glied am Leibe der deutschen Nation sein!

Im englischen Parlament ist einmal das Wort gefallen: Kent fragt nicht, ob Surrey rentiert. Bremen und Emden mögen nicht gegeneinander, sondern nebeneinander um die Palme, der erste Seeplatz der niedersächsisch-friesischen Seeküste zu sein, bei gleicher Unterstützung der preußischen Eisenbahnen und Wasserstraßen im ehrlichen Wetteifer ringen.

Und wenn wir noch einen Wunsch in das geneigte Ohr unseres großen preußischen Nachbarn flüstern dürfen: er möge auch Geestemünde zu einem großen Seehafen ausbauen, damit die Hoffnungen, die Goethe im letzten Teil des Faust im Hinblick auf die Schaffung Bremerhavens für die Zukunft unseres Volkes aussprach, in Erfüllung gehen.

Bremensis.

Musikalische Einakter.

Die Gegenwart ist charakteristisch durch Symptome dramatischer Kurzatmigkeit. Fast alle Bühnendichtungen der Moderne stellen in der innerlichen Struktur den gleichen Typus dar: breit und voll angelegte Expositionen des ersten Aktes, die den Perspektiven weiteste Spannung geben, und eine kränkelnde Weiterentwicklung und schnelles Zusammenfallen in den folgenden. Es ist das Fehlen einer starken, vitalen Kraft, das in dem Mangel an Festhalten und an Durcharbeitung des künstlerischen Stoffes zum Ausdruck kommt.

Auf musikdramatischem Gebiete ist es nicht anders. Das deutsche Opernwerk der letzten 20 Jahre (sieht man von der im Gegenständlichen begründeten Sensation „Tiefland" ab) gleicht einem Tanz von Schatten. Kaum, daß noch Namen übriggeblieben sind.

Es hängt wohl mit dieser begrenzten schöpferischen Atemkraft zusammen, daß der Einakter während dieses Zeitlaufes eine so viel angewandte Kunstform geworden ist. Daneben spricht noch anderes mit: die monumentale Ausdehnung des Musikdramas Richard Wagners forderte ihre Reaktion. Wenn dort die Tondichtung intensive Seelenanalyse trieb auf Kosten der eigentlichen dramatischen Knappheit, so bewiesen die Neuitaliener Mascagni und Leoncavallo, daß man außerordentlich erfolgreich in der Oper sein kann, wenn man nur das Alleräußerlichste der Handlung faßt und es in einem Akt in die musikalisch gedrängteste Form bringt.

Unter den Werken Deutschlands haben während der letzten Jahre die Einakter die bedingungsweise stärksten Spuren hinterlassen (auch wenn man die Straußschen interessanten musikalischen Experimente an fertig übernommenen wirkungsvollen Schauspielen hors de concours setzt). Es handelt sich dabei durchweg um Komödien. Wir hatten den sehr anregenden Akt Eugen d'Alberts „Die Abreise", dessen Finesse nur leider von der in jener Periode noch stark gewalttätigen musikdramatisierenden Behandlung des Komponisten erdrückt wurde. Eine viel glücklichere, weil leichtere Hand in der Gesaltung des Buffonen zeigte der talentvolle und stilistisch sehr geschickte Wolf-Ferrari mit „Susannes Geheimnis", das die Mitte hält zwischen pantomimischer und musikdramatischer Anlage. Und endlich waren die beiden Kleinigkeiten von Leo Blech „Das war ich" und „Versiegelt" sehr bemerkenswert. Bemerkenswert vor allem damit, daß hier mutvoll eine energische Abkehr vom Musikdrama gewagt und durchgeführt wurde. Blech griff wieder zu der Form zurück, von der die musikalische Komödie gekommen ist: zum Singspiel; wenn er dabei auch den üblichen gesprochenen Dialog in leicht rezitativische Phrasierungen umgewandelt hat.

Soweit unsere Auffassung vom Bühnenwerk nicht ganz und gar von Zeitströmungen mitgerissen ist, müssen wir in dieser Reaktion den Fortschritt erkennen, den so manche Reaktion in sich birgt.

Eine durchaus buffone Handlung in musikdramatischem Gewande ist ein Widerspruch in sich selbst. Beim Scherz, beim bon mot, bei der Situationskomik ist stets das Tempo einer der Hauptfaktoren der Wirkung. Wenn die Musik, die tetzten Endes immer Lyrik und damit immer stimmungsvoll malend bleibt, — gewisse Zentralpunkte der innerlichen Handlung und die Komik mancher Situationen auch erheblich zu steigern vermag, so wird sie doch in dem Bestreben, in musikdramatischem Sinne jedem Wort und jedem Satz nachzugehen, die Komödie um ihrer Wirkungen beste bringen: um die Leichtigkeit des Temperamentes.

Solcher Art waren die Gedanken, die Max Wolffs Einakter „Das heiße Eisen" (vom Bremer Stadttheater in sehr feiner Durcharbeitung herausgestellt) hervorlockte.

In der Wahl des Stoffes, einem der prächtigsten Fastnachtsspiele Hans Sachsens, schien eine Gewähr zu liegen, daß hier etwas künstlerisch Unkompliziertes, im besten Sinne des Wortes Volkstümliches ans Licht wolle. Man dachte sich insgeheim eine sehr ursprüngliche Musik, starke, einfache Linien, sozusagen Holzschnittmanier, wozu freilich heutzutage ein tondichterisch formales Genie, ein Komponist, der entlegene Stile zu meistern weiß, gehören würde — ein Hoffmannstal der Musik, etwa. —

Der Verfasser des Textbuches vom „Heißen Eisen" hat es sich angelegen sein lassen, die Sachssche Volkspoesie zu vertiefen, d. h. sentimental zu machen. Der naive, derbe Schwank, der die Dinge überall bei mittelalterlich rechtem Namen nennt, wurde mit psychologischen Erläuterungen und ethischen Hinblicken durchsetzt . . . Merkwürdig . . . damit begann die Handlung gelinde anstößig zu werden; gewagt, pikant . . . Die erste Hälfte des Aktes war Schwank geblieben, schlecht und recht, mit der ganzen Roheit, die wir heute in der Tatsache empfinden, daß eine derb sinnliche und leichtfertige Frau den Mann, den sie der Untreue verdächtigt, vor ein barbarisches „Gottesurteil" stellt . . . Der Komponist Max Wolff gibt dazu ein Drunter und Drüber von orchestralen Apostrophierungen dessen, was auf der Bühne an Tollheiten vor sich geht . . . Aber ein Musiker möchte schließlich noch etwas anderes zu Gestalt bringen, und das Textbuch ist ihm dabei zu Hilfe gekommen; das Weib verliert im Handumdrehen das Derbe sowohl als auch das Naive; es fängt an zu philosophieren und sich seelisch zu erklären und zu begründen und endet als „unverstandene" Frau, die den Mann durch Hinweise auf Vater- und Mutterempfindungen schließlich versöhnt. Eine Liebesstimmung ist des Werkes Schluß. Hier fand der Komponist Gelegenheit zu breiten, harmonisch melodischen Entwicklungen, die nicht nur ein starkes instrumentaltechnisches Geschick (das Vokale wurde allenthalben nicht gut bedacht), sondern auch eine bemerkenswerte Erfindung dokumentieren. Er wird seinem Librettisten dankbar dafür sein, daß er ihm solcherart Musik in die Hand gespielt hat. Wir aber folgen ihm darin nicht. Denn was wir als einen vollkommenen, einen klassischen Schwank schätzten, ist dadurch etn romantischer Zwitterling geworden . . . . Man wurde angesichts dieses talentvollen, aber als Kunstwerk nicht hoch einzuschätzenden Einakters einmal wieder von der Erkenntnis überwältigt, daß der Entwicklung unserer Oper in erster Linie ein kühner, auf sich selbst Gestellter not ist, der von dem musikdramatischen Prinzip Wagners loszukommen vermag. (Was der Komponist Max Wolff nicht tut.) Wagners Stil ist unlösbar von Wagners Wortdichtungen, diesen breit angelegten Skizzen voll latenter Musik und Hinblicken auf Musik. Er ist auch unlösbar von den phylosophisch symbolistischen Unterströmungen dieser Wortdichtungen. Der Typus eines rein buffonen Librettos in musikdramatischer Aufmachung zeitigt Ergebnisse, die nahezu unerträglich wirken. Leichtes wird schwerfällig, Nebensächliches bekommt Bedeutung und Akzente; die Darsteller werden durch die Vorschriften der Musik zu unnatürlicher Gespreiztheit aller Bewegungen verurteilt. Max Wolffs musikalischer Akt, in dessen Disposition es keine Größen erster und zweiter Ordnung gab, wirkte ohne diese Plastik schaffenden Werte bei aller inneren Lebendigkeit raumlos und monoton.

Wagners Bedeutung für das Musikwerk der Bühne wird unvermindert dauern. Um so positiver, wenn solche Jünger ihm erstehen werden, wie Friedrich Nietzsche sie sich wünschte: die ihm nachfolgen, weil sie ihn überwinden.

S. D. Gallwitz.

ANREGUNGEN UND AUSBLICKE.

Preisgericht und Künstler.

Folgende drei Vorkommnisse dürften typisch für eine in letzter Zeit eingerissene Praxis sein:

In dem ersten Preisauschreiben für das Bismarckdenkmal bei Bingen (§ 1) waren Entwürfe für ein „monumentales" Wahrzeichen der Dankbarkeit und Verehrung für den Fürsten Bismarck gefordert. Mit dem ersten Preise ausgezeichnet wurde der ursprüngliche Hahnsche Entwurf, der gerade nicht monumental, sondern idyllisch angelegt ist.

Die Stadt Oldenburg forderte eine Anzahl Gartenarchitekten auf, für die künstlerische Gestaltung des sogen. „Dobbenparkes" Entwürfe einzureichen. Von den geforderten zwei Entwürfen durfte der eine nur das jetzt der Stadt gehörige Gelände berücksichtigen; der zweite hatte eine von der Stadt vielleicht später anzukaufende Fläche mit in Betracht zu ziehen. In beiden Fällen war die Aufgabe sehr schwierig, da es sich um schmale Uferstreifen handelte, die die Anlegung von Gebäuden und Spielplätzen fast unmöglich machten. Den Preis erhielt ein Bewerber, der für seinen zweiten (größeren) Entwurf außer jener vergrößerten Fläche noch ein Gelände von zwei Morgen Größe heranzog und dadurch günstige Wirkungen ermöglichte. Der Preis wurde für beide Entwürfe — also auch für den zweiten — zuerkannt. Proteste der Mitbewerber wurden als „unbegründet" zurückgewiesen.

Die Stadt Pforzheim veranstaltete einen Wettbewerb von Entwürfen für einen Friedhof. Im Ausschreiben war den Künstlern freie Bestimmung der Lage der erforderlichen Gebäude überlassen worden. Das Protokoll des Preisgerichts aber enthielt folgende Stelle: „Bei der Beurteilung der in die engere Wahl gestellten Entwürfe machte das Preisgericht keinen Unterschied, ob die Gebäude an der Südseite oder an der Südwestseite placiert waren; dagegen wurde die Situierung an allen übrigen Stellen als ungeeignet angesehen." Nach einer Mitteilung der „Deutschen Bauzeitung" wurden laut Protokoll sämtliche Entwürfe, die die Gebäulichkeiten an anderen Stellen vorsahen, beim ersten und zweiten Rundgange ausgeschieden.

Diese drei Fälle sind nicht die einzigen der Art; sie und ihresgleichen haben vielfach Verstimmung erregt. Der Grund hierfür ist der, daß für die Entscheidung über die Preiserteilung andere oder neue Gesichtspunkte maßgebend gewesen sind, also solche, die vor Einreichung der Entwürfe nicht bekanntgegeben waren. Beim Bismarckdenkmal hat man einen Entwurf gekrönt, obwohl er nicht monumental war. In Oldenburg hat man den Preis einem Künstler gegeben, der über die ausdrücklich gesteckten Grenzen hinausging. In Pforzheim sind alle diejenigen nicht berücksichtigt worden, die nicht zufällig dieselbe Himmelsrichtung für ihre Gebäude wählten, die das Preisgericht zu bevorzugen für gut fand.

Nach den gesetzlichen Bestimmungen können die Künstler hiergegen nicht geschützt werden. Der maßgebende § 661 des Bürgerlichen Gesetzbuchs sagt ausdrücklich, daß die Entscheidung des Preisrichters, Preisgerichts oder des den Wettbewerb Veranstaltenden für die Beteiligten verbindlich sei. Im Prinzip kann hiergegen nichts eingewendet werden. Der Auslobende soll nicht gezwungen werden können, eine Sache zu billigen, die ihm nicht paßt. Gegen dies Prinzip wird auch niemand etwas einwenden. Die Künstler jedenfalls nicht.

Es könnte aber wohl verlangt werden, daß auch der Auslobende oder das Preisgericht sich an die Bedingungen des Ausschreibens hält. Wir haben so viele Wettbewerbe, daß sie ein bedeutender Faktor im Leben weiter Künstlerkreise geworden sind. Viele Existenzen sind geradezu auf den Einnahmen, die sie aus der Ausführung preisgekrönter Entwürfe ziehen, aufgebaut. Ein Sieg in einer Konkurrenz ist vielfach die Vorbedingung weiterer Aufträge. — Die Sitte, für jede nur er-

denkliche Anlage einen — oft recht überflüssigen — Wettbewerb auszuschreiben, hat anscheinend zu einer gewissen Flüchtigkeit bei Aufstellung der Bedingungen geführt, so daß wichtige Punkte den Preisrichtern erst nachher „einfallen". Man wende nicht ein, daß Auslobender und Preisrichter meist nicht dieselben Personen sind. Denn erstens müßten dann diese beiden Faktoren zum mindesten eine so enge Fühlung miteinander haben, daß das Preisgericht dem Auslobenden die Gründe mitteilt, warum es die Bedingungen verändern oder ergänzen will; und zweitens pflegt jede auslobende Korporation — mag nun eine Stadt ein Senatshaus oder Stollwerck ein Reklameinserat ausschreiben — ein stimmberechtigtes Mitglied zu delegieren, dessen Stimme aus wirtschaftlichen Gründen besonders schwer wiegen dürfte. — Das mindeste, was man verlangen könnte, ist, daß man die Künstler auf die veränderten Gesichtspunkte aufmerksam macht und ihnen Gelegenheit zur Korrektur ihrer Entwürfe gibt. Dagegen würden wohl nicht viele etwas einwenden. In Fällen wie den vorliegenden sind die Bewerber in einer Weise benachteiligt die, wenn böser Wille dahinter steckte, geradezu unfair wäre. So schmeckt die Sache stark nach Gedankenlosigkeit.

Schutz hiergegen könnte in erster Linie nur die stärkere Ausbildung des Verantwortlichkeitsgefühls bei den Preisrichtern bieten. Sie müßten nicht nur darauf achten, daß die Künstler sich an die Bedingungen halten, sondern auch sie selbst; und ein Preisrichter, der eine Abweichung bemerkte, müßte seine ganze Autorität dafür einsetzen, daß entweder auf die Änderung verzichtet oder diese allgemein bekanntgegeben wird, so daß die Künstler dazu Stellung nehmen können. Schwieriger, aber nicht unmöglich wäre das zweite Erfordernis: Weckung des Solidaritätsgefühls unter den Künstlern. Dies müßte alle, also auch die unter den veränderten Bedingungen siegenden Künstler veranlassen, dem Auslobenden gegenüber sich das Eigentum an ihrem Werke vorzubehalten und die Ausführung zu verhindern. Der Ausschreibende kann nämlich in dem Ausschreiben bestimmen, daß die Übertragung des Eigentums an dem Entwurfe an ihn erfolgen soll. Die Übertragung geschieht nichtsdestoweniger durch Vertrag, bei dem auf die Zustimmung des Künstlers aus der stillschweigende Einsendung des Entwurfs geschlossen wird. Der Künstler kann diese natürlich ausdrücklich aufheben und sich seine Entscheidung vorbehalten. Solange dies freilich nur einzelne Künstler tun, werden sie ihre Entwürfe unbesehen zurückerhalten. Wenn aber jeder Künstler diesen Vorbehalt bei Einsendung seines Entwurfes ausspricht und sich keiner findet, der diesen Vorbehalt unterläßt, dann wird der Ausschreibende sich, um den Zweck des Wettbewerbes nicht zu gefährden, mit diesen Vorbehalten zufriedengeben müssen. — Gesetzliche Maßnahmen sind undenkbar, ganz abgesehen davon, daß dies eine der vielen Fragen ist, die nur durch das Rechtsgefühl der Beteiligten, nicht aber durch Paragraphen gelöst werden können. Ein Hilfsmittel ist die Flucht in die Öffentlichkeit; die Preisausschreiben sind im Laufe der Zeit eine so gewohnte Erscheinung geworden, daß auch Unbeteiligte sich dafür interessieren. Wenn die Künstlervereinigungen zum Schutze ihrer Mitglieder Beschlüsse fassen und durchführen könnten, die den oben dargelegten Vorschlägen entsprechen, so würden sie ein zweifellos nützliches Werk tun.

Julius.

Elektrizitätswerte.

Noch nicht zwei Jahre sind ins Land gegangen, seit die Allgemeine Elektrizitätsgesellschaft ihr Aktienkapital um 30 Millionen Mark erhöhte. Damals galt es, die Frankfurter Felten & Guilleaume-Lahmeyer-Werke in den Konzern der A. E. G. einzuverleiben, die damit festen Fuß in der alten Kaiserstadt am Main faßte und sich eines lästigen Konkurrenten entledigte. — Jetzt beabsichtigt die Direktion derselben Gesellschaft, das Betriebskapital abermals — um 25 Millionen — zu vergrößern. Eine Fusion mit einer

anderen Gesellschaft ist diesmal nicht beabsichtigt, die neuen Millionen sollen nur der Verstärkung der Betriebsmittel dienen. Den Aktionären werden die neuen Stücke zum Bezug in der Weise angeboten, daß auf je sieben alte Aktien eine junge zum Kurse von 210 % entfällt. Das fette Bezugsrecht lockt, obschon die Börse die Kapitalserhöhung nur mit gemischten Gefühlen begrüßte.

Wenn, wie zu erwarten ist, die Anfang November tagende Generalversammlung ihre Zustimmung zu dieser Transaktion gibt, wird das Aktienkapital der A. E. G. auf 155 Millionen angeschwollen sein. Eine hübsche Summe, zu deren Verzinsung, soll die Dividende auf der bisherigen Höhe bleiben, allein beinahe 21³/₄ Millionen erforderlich sind.

Selbst bei dem kolossalen Umfang, den der Geschäftsbereich der Gesellschaft mit der Zeit angenommen hat, können einem Zweifel aufsteigen, ob ein derartiger Betrag auch regelmäßig verdient werden kann, wenn dem Elektrizitätsmarkt nicht mehr die Sonne der Sonne der Konjunktur lächelt. Bisher allerdings haben die Dividenden unter den Kapitalsvermehrungen noch nicht gelitten, ein glänzendes Zeugnis für die Tüchtigkeit der Geschäftsführung. Aber man darf nicht vergessen, daß alles eine Grenze hat.

Der Aktienkurs ist bereits so hoch, daß er dem Kauflustigen kaum noch Anreiz bietet. Noch höher kann er nur steigen, wenn unvorhergesehene Ereignisse die Lage der Gesellschaft unerwartet glänzend gestalten. Eine Kapitalserhöhung aber ist gerade das Gegenteil eines solchen Ereignisses, und alle günstigen Zukunftschancen hat die Börse zum großen Teil schon im Kurse eskomptiert. Mit den Gerüchten von gewinnbringenden Aufträgen, welche der Elektrizitätsindustrie durch die Elektrifizierung der Staatsbahnen zufliessen sollen, ist von den Drahtziehern an der Börse bereits ausgiebig jongliert worden. Bisher ist jedoch von größeren Projekten im Inland nur die Elektrisierung der Berliner Stadtbahn in absehbarer Zeit zu erwarten, und auch diese Gesetzesvorlage muß erst noch das Fegefeuer des Abgeordnetenhauses passieren. Wer weiß, wie sie da zugerichtet wird. Besser — im Sinne der Elektrizitätskonzerne — wird sie jedenfalls nicht, denn die Zahl ihrer Freunde im Landtag ist nicht gerade übermäßig groß.

Alles in allem kann man die Aussichten für die Zukunft, wenn auch nicht direkt ungünstig, so doch auch nicht übermäßig glänzend nennen. Der scharfe Konkurrenzkampf, den die rivalisierenden Gesellschaften um die Gunst des Publikums führen müssen, drückt die Preise für die Fabrikate, so daß der Gewinn bei steigenden Arbeitslöhnen immer geringer wird. Eine neue Erfindung jagt die andere und verschlingt Geld und wieder Geld. Aber doch muß jede Gesellschaft bereit sein, sie auszunutzen, womöglich die Konkurrenz in Neuigkeiten zu übertreffen.

Bei diesem Wettrennen ist vor nicht zu langer Zeit der kleinsten von den Mammutgesellschaften des Elektromarktes — der Bergmann-Gesellschaft — der Atem ausgegangen. Sie hätte liquidieren müssen, wenn sie nicht der Siemens-Schuckert-Konzern in seine Mutterarme aufgenommen hätte. Mit ihrer Selbständigkeit ist es jetzt allerdings für alle Zeiten vorbei.

Nun stehen sich nur noch zwei große Konzerne gegenüber, die einander ebenbürtig sind: die Allgemeine Elektrizitäts-Gesellschaft und die Siemens-Schuckert-Werke. Vorläufig bekämpfen sich beide noch, aber es kann keinem Zweifel unterliegen, daß die Verhältnisse in der Elektrizitätsindustrie zur Trustbildung drängen. Vorläufig macht man noch der öffentlichen Meinung, die zurzeit Vertrustungsbestrebungen nicht gern sieht, Konzessionen. Aber der Trust wird schließlich doch kommen, und den Banken, welche hinter den beiden Gesellschaften stehen, wird wohl die Vermittlerrolle zufallen.

Hugo Kloß.

Moderne Buchkunst.

Was man unumgänglich notwendig besitzen muß, verlangt — so will es der Kunst- und Spieltrieb des Menschen — nach höherer Gestaltung. Diese gebieterische Forderung ist es, die dem modernen Möbel und allen den unzähligen Gebrauchsgegenständen des kultivierten Lebens der Gegenwart ihre ästhetisch wertvolle Form gegeben hat.

Mit der großen Mehrzahl der Bücher ist es weniger gut bestellt. Es wäre aber verkehrt, daraus schlußfolgern zu wollen, daß das Buch unserer Zeit kein Gebrauchsgegenstand mehr ist. Die Gründe dafür sind andere. Die Verbilligung der technischen Betriebe hat uns mit einem Wust von unnützen und unwertigen Geschmacklosigkeiten umgeben und die Möglichkeit der Beschränkung der Auswahl ist dabei abhanden gekommen.

Wie herrlich wenige Dinge umgaben einen Menschen der Renaissance! (um die Blütezeit der Bucheinbände zu nennen). Und unter diesen wenigen Stücken, von denen ein jedes in hundertfachem Sinne teuer war — alle guten Dinge sind stets teuer! — befand sich auch das Buch. Das Wenige, was man hatte, sollte in köstlichstem Gewande prangen.

Nicht der Handwerker ist dafür verantwortlich zu machen, daß das Buchgewerbe zurückging — an der Interesselosigkeit der Käufer liegt die Schuld der Geschmacklosigkeiten.

Was Solidität der Herstellungsart, Geschmack in Auswahl der Stempel und Exaktheit in der Anbringung derselben betrifft, kann eine Besichtigung der Ausstellung von neuzeitlichen Erzeugnissen im Bremer Gewerbe-Museum durchaus befriedigen. Es sollte da vor allem die Technik des einwandfreien Bucheinbandes — als Liebhaberstück — illustriert werden.

Die ausstellenden Firmen sind unter Gruppen vereint, sodaß ihre Sonderheiten vollauf deutlich werden. Die „Bremer Buchwerkstätten", ein neues, auf rein künstlerischer Basis errichtetes Unternehmen, von dem wir uns das beste und anregendste erwarten können, haben ihre vorzüglichsten Bände Entwürfen P. A. Demeters und Fräulein A. Wildemanns zu danken. M. Lehmann-Bremen bringt Bände nach Entwürfen von R. A. Schröder, C. Weidemeyer, Th. Dahle und W. Magnussen. Sehr geschmackvolle Einbände von C. Sonntag jr. und solche der Leipziger Buchbinderei (vorm. S. Fritzsche) meist nach Entwürfen von Professor Steiner-Prag; solide Bände der Bremer Buchbinder Hurrelmeyer und Düdden, sowie Vorsatzpapiere von P. A. Demeter und Fräulein A. Plate runden das Ganze zu einem Bilde von moderner Buchbindekunst, die zur Steigerung ihrer Leistungen nichts als der Nachfrage und des Interesses bedarf.

X.

Die „Güldenkammer" lädt ihren Bremer Leserkreis ein zu einer Führung durch die Rembrandt-Ausstellung in der Kunsthalle am Mittwoch, den 16. Oktober, vormittags um $12^1/_2$ Uhr.

Vortragender: Dr. Hartlaub.

Eintritt zu der Ausstellung für Nichtmitglieder des Kunstvereins 50 Pfg.

Schluß des redaktionellen Teils!

Verantwortlich für die Redaktion: S. D. Gallwitz, Bremen.
Einsendungen von Manuskripten (unter Beifügung von Rückporto) an die Redaktion Bremen, Am Wall 163. Tel. 6945.
Sprechstunden der Redaktion: Dienstag und Freitag von 1—2 Uhr.
Verlag: Kaffee-Handels-Aktiengesellschaft in Bremen.
Druck: H. M. Hauschild, Hofbuchdruckerei, Bremen.

Die Kaffee-Handels-Aktiengesellschaft, Bremen.

Koffeïnfreier „Kaffeehag".

Unter den vielen Genußmitteln, die sich die Menschheit in ihrer kulturellen Entwicklung allmählich schuf, spielt der Kaffee eine hervorragende Rolle. Die Entdeckung des Kaffees greift in sagenhafte Morgendlandgeschichten zurück. In Persien soll er schon im 9. Jahrhundert gebraut worden sein und in Abessinien vielleicht noch früher. Unter Soliman II. kam der Kaffee 1634 nach Konstantinopel, und die Venezianer brachten ihn 1624 in größeren Mengen aus dem Orient nach Europa. Nachdem in Konstantinopel, Venedig, Amsterdam, London, Marseille, Paris und Wien (1683) Kaffeehäuser errichtet waren, wurden solche auch in Hamburg (1697), in Nürnberg, Regensburg, Leipzig, Stuttgart, Berlin (1721) eröffnet.

Es ist uns aus dem 17. Jahrhundert eine spaßhafte Korrespondenz erhalten zwischen einem Amsterdamer und einem Merseburger Handelshaus. Ersteres schickte dem Merseburger Geschäftsfreunde eine Probe des „in Amsterdam so schnell berühmt gewordenen Koffey" mit der Bitte, er möge seiner wohl ehrbaren Hausfrau anbefehlen, diese Körner zu zerstoßen und dann in Wasser zu kochen. Die brave Merseburgerin war aber nicht armer Leute Kind, und sie war gewöhnt, mit kräftiger Fleischbrühe zu kochen. Sie braute also einen kräftigen Bouillonkaffee, von welchem Prinzipal, Ladendiener und Hausgesinde mit Todesverachtung ein Quantum schluckten. Seekrankheitliche Erscheinungen waren die Folge, und die Korrespondenz zwischen den beiden Handelshäusern hörte kurz danach für immer auf!

In welchem Umfange der Kaffee schließlich Allgemeingut des Volkes wurde, geht daraus hervor, daß in Deutschland allein, welches in der relativen Vebrauchsstatistik hinter Holland und Amerika rangiert, über 200 Millionen Pfd. Kaffee konsumiert werden. Bei einer solchen Verbreitung ist es für das Volkswohl nicht gleichgültig, ob der Kaffee gesundheitsschädlich ist. Schon recht früh wurden Stimmen laut, die im Kaffee einen gemeingefährlichen Feind entdeckten und zufolgedessen seinen Genuß als nicht unbedenklich hinstellten.

In der Tat enthält der Kaffee ein giftiges Alkaloid, das Koffeïn (im Jahre 1820 von Runge entdeckt), welches stark auf Herz, Nerven, Nieren und Verdauungsorgane einwirkt.

Beim Rösten erleidet das Koffeïn keine Veränderung und geht unzersetzt in den Kaffeeaufguß über. In einer mittleren Tasse normalen Kaffeeaufgusses sind 0,15 g Koffeïn enthalten. Und 1/2 g ist die Maximaldosis, die ein Arzt verschreiben darf! Da lediglich das Koffeïn den schädlichen Bestandteil des Kaffees darstellt, und dieses Koffeïn geschmack- und geruchlos ist, so ist es einleuchtend, daß ein vom Koffeïn befreiter Kaffee einerseits vollkommen unschädlich und andererseits an Geschmack und Aroma dem unbearbeiteten Kaffee gleichwertig sein muß. Die Herstellung eines solchen Kaffees, der unter dem Namen »Kaffeehag« in den Handel gelangt, ist nach langwierigen Versuchen mittels der patentierten Verfahren der Kaffee-Handels-Aktiengesellschaft gelungen. In welcher Weise, möge ein Rundgang durch die Fabrik schildern:

Bei der Erbauung der Fabrik, die im Herbst 1907 in Betrieb genommen wurde, sind alle Mittel zur Anwendung gelangt, welche die moderne Technik und die Hygiene bieten. Die ganze Anlage ist aus Eisenbeton in eigenartigem Stil ausgeführt, der in Fachkreisen als musterhaft gilt für den modernen, praktischen und ästhetischen Fabrikbau. Die Fabrik besteht aus sechs einzelnen Gebäuden, von denen jedes für sich abgeschlossen und von dem Nachbargebäude durch Brandmauern getrennt ist. Dennoch ist ein äußerst praktischer Personen- und Wagenverkehr zwischen den Gebäuden ermöglicht, da diese sämtlich mit der Stirnwand an einen Transportkanal angeschlossen sind, der Kellerräume und Erdgeschoß der Gebäude korridorartig verbindet.

Zunächst der Wasserseite, direkt am Holzhafen, befindet sich das Lager mit elektrisch betriebenen Winden, Entstaubungs- und Sortiermaschinen. Da die Fabrik für eine tägliche Arbeitsleistung von 50000 kg eingerichtet ist, haben auch die in den drei Etagen befindlichen sechs Lagerräume eine entsprechende Ausdehnung.

Neben dem Lagergebäude liegt das Verwaltungsgebäude. Es besteht aus Kellergeschoß und zwei Stockwerken. Im Parterre liegen Telephonzentrale, Empfangszimmer und Kontorräume für Zentralbuchhaltung, Reklame und literarische Abteilung (Verlag der »Güldenkammer«), Einkauf und die Hälfte der Verkaufsabteilung; hieran anschließend Schreibmaschinenzimmer, Diktierzellen und Probierstube, in der sowohl die einzukaufenden Sorten als auch die zum Verkauf bestimmten Kaffees eingehend geprüft werden. Darüber befindet sich die andere Hälfte der Verkaufsabteilung nebst Schreibmaschinen-

zimmer und Diktierzellen, die Direktorenzimmer, das chemische Laboratorium und ein Stock höher die Privatwohnung des Hausmeisters und das Reklame-Museum. Sämtliche Räume sind elektrisch beleuchtet, mit Zentralheizung versehen und genügen in jeder Hinsicht den hygienischen Anforderungen.

An das Verwaltungsgebäude schließt sich rechts die Rösterei an, die in einem 6 Stock hohen Gebäude untergebracht ist. Der extrahierte Kaffee gelangt unmittelbar vom Kellergeschoß in das 6. Stockwerk mittels eines Preßgebläses, durch das je nach Bedarf die 8 großen Röster gespeist werden. In diesen Röstapparaten modernster Konstruktion vollzieht sich die Röstung in ca. 6 Minuten. Ist der Kaffee fertig und gut geröstet, so fällt er ein Stockwerk tiefer auf große Kühlsiebe; durch Mitwirkung der durch Exhaustoren zugeführten kalten Luftströme wird der Kaffee in wenigen Minuten abgekühlt, so daß er sofort in den Voratssilos Aufnahme finden kann. Aus diesen Silos wird der Kaffee nach Bedarf zur Verpackung entnommen, die in äußerst sinnreicher Weise auf automatischem Wege erfolgt; die neuesten Modelle der Wiege- und Verpackungsmaschinen sind hier in Tätigkeit.

In der dritten Etage sind die vier Tüten-Fabrikationsmaschinen aufgestellt, die den gesamten komplizierten Handbetrieb ersetzen und mit einer Präzision arbeiten, als ob in ihnen eine hohe menschliche Intelligenz jede Funktion regulierte. Die unterste Station bildet der Pack- und Versandraum mit einer eigenen Post- und Zollstelle.

Der gewaltige Eisenbeton-Schornstein des nächsten Gebäudes verrät die Maschinenhalle und das Kesselhaus mit der automatischen Feuerung. Mittels der in der Nähe aufgestellten Enteisungsanlage wird dem für die Speisung der Heizkessel nötigen Wasser der Gehalt an Eisen und Kesselsteinbildnern entzogen. Hinter der Fabrik ist durch den Bau eines Pumpenhauses für die Gewinnung von Grundwasser vorgesorgt.

Das 6. Gebäude enthält die wichtigsten Teile der Anlage, nämlich die Maschinen und Apparate zur Koffeïnentziehung. Auch hier sind 6 Stockwerke vorhanden; in ihnen macht der Kaffee die verschiedenen Stadien des Extraktionsverfahrens durch. Der Vorgang bei der Extraktion ist kurz der folgende:

Aus dem Vorratshause gelangen die Kaffeesäcke auf ein Transportband, welches sie durch den eingangs erwähnten Transporttunnel in die untere Etage der Extraktionsanlage befördert. Hier werden die Säcke in den Trichter eines Gebläses entleert, durch das die Kaffeebohnen in die sechste Etage

in die dort aufgestellten Reinigungsmaschinen geschafft werden. Nachdem der Kaffee hier von etwaigen Verunreinigungen, namentlich von den dem Rohkaffee anhaftenden Häutchen mittels Dämpfe befreit worden ist (einleuchtend ist es, daß der so energisch gereinigte und entfettete Kaffee bekömmlicher sein muß als jeder andere Kaffee, der eine solche Bearbeitung nicht durchmachte), gelangt er in die Aufschließungsgefäße, in denen er für die Entziehung des Koffeïns vorbereitet wird. Automatisch wandert der Kaffee in die Diffusionsbatterie, wird durch flüchtige Lösungsmittel von seinem Koffeïngehalt befreit und einer Nachbehandlung unterworfen, durch die das Lösungsmittel, soweit es sich nicht selbst verflüchtigte, bis auf die letzten Spuren entfernt wird. Schließlich fällt der bearbeitete Kaffee in die großen Trockenapparate, aus denen er zur Lagerung bezw. zur anschließenden Röstung entnommen wird. — Ein vor kurzem errichteter Erweiterungsbau birgt das Reklamelager, die Tischlerei, eine Reserve-Extraktion und die Kartonagefabrik, in der die Wellpappe und sämtliche Versand-Kartons hergestellt werden.

Die ganze Fabrikation ist, wie schon aus der kurzen Beschreibung hervorgeht, recht kompliziert, umsomehr verdient es hervorgehoben zu werden, daß der Kaffee nirgends in direkte Berührung mit Menschenhänden kommt. Von dem Augenblick an, wo der Sack mit dem Rohkaffee aufgeschnitten und sein Inhalt der Fabrikation anvertraut wird, bis zur Ablieferung der fertig verpackten und verschlossenen Tüten mit koffeïnfreiem Kaffee arbeiten Maschinen und selbsttätig wirkende Apparate, die nur verhältnismäßig wenig Beaufsichtigung und Bedienung erfordern.

Die Anlagen der Kaffee-Handels-Aktiengesellschaft, Bremen, bilden sowohl durch die technische Einrichtung als auch durch die kaufmännische Organisation eine Sehenswürdigkeit der Handelsstadt Bremen. Die Gesellschaft gestattet gern den Interessenten die Besichtigung der Fabrik. Jedem Besucher Bremens, der für Handel und Industrie Interesse hat, sei deshalb ein Besuch der Herstellungsanlagen des koffeïnfreien »Kaffeehag« empfohlen.

Aus der Besuchsliste der Kaffeehag.

Am 12. September besichtigte Prinz Carol von Rumänien mit seinem Adjutanten, General Perticare, dem rumänischen Generalkonsul und einem Senats-Vertreter die Herstellungsanlagen des coffeïnfreien „Kaffeehag". Der Prinz hielt sich etwa zwei Stunden in der Fabrik auf und äußerte sich sehr lobend über sämtliche Einrichtungen.

Neuere Äusserungen über das „Güldenkammer"-Unternehmen.

Frankfurter Zeitung: Aus der gehaltvollen Monatsschrift „Die Güldenkammer" (folgt Abdruck eines Artikels der „Güldenkammer").

Tägliche Rundschau. Wir haben schon wiederholt unter Wiedergabe von Proben ihres gehaltvollen und anregenden Inhalts auf die im Verlag „Kaffeehag" erscheinende Monatsschrift „Die Güldenkammer" hingewiesen.

Nachrichten für Stadt und Land, Oldenburg: Die Aufsätze legen Zeugnis für die vornehme Haltung der Zeitschrift ab, die auf diese Weise wirklich einer wertvollen Reklame dient.

Deutsche Zeitung, Amsterdam: Besonders inhaltsvoll ist das eben erschienene Juliheft dieser vornehmen Zeitschrift, anregend zur Zustimmung und Widerrede. Uns dünkt, daß gerade der Anreiz zu letzterer ein Prüfstein für den Inhalt einer Zeitschrift ist.

Neues Tagblatt, Winterthur: . . . Eine Monatsschrift, deren Inhalt unbedingt alle Anerkennung verdient.

Mercure de France: La „Güldenkammer" éditée à Brême par une entreprise de café sans caféine, produit connu en France sous le nom de Sanka, est toujours des plus interessante. . . Elle se distingue par son attitude sympatique aux choses de France.

Gr. N. & Co.-Monatsschrift, Braunschweig: Das Schöne an dieser Zeitschrift ist, daß sie tatsächlich für jeden etwas bringt. Schöne Literatur, Kunst, Musik, Politik, Religion, alles kommt zur Besprechung, und zwar durchaus alles in objektiver, offener Art und Weise. Die Zeitschrift ist daher als dauernd Wert behaltende Lektüre zu empfehlen.

Sozialwissenschaftlich akademischer Verein: Daß Ihr Blatt heute unter den führenden rangiert, braucht Ihnen nicht versichert zu werden. Wir möchten es in der Reihe der Zeitschriften unserer Lesehallen nicht missen.

Chefredakteur Keil, Stuttgart, Neues Tagblatt: Die „Güldenkammer" finde ich als Kulturzeitschrift trefflich redigiert.

Cäsar Flaischlen: . . . Man sollte den Aufsatz für literarische Moden im Märzheft der „Güldenkammer" in Lapidarschrift an sämtliche Litfaßsäulen anschlagen lassen.

Herbert Eulenberg: . . . mit der größten Zuneigung für Ihr schönes Unternehmen.

Dr. H. Stegemann: Die Mischung hanseatisch aristokratischen Wesens mit der ganzen ästhetischen Kultur unseres modernen Lebens ist um so verdienstlicher, als diese beiden Gegenpole in der Gegenwart leider meistens weit voneinander entfernt liegen, und doch kann uns nur eine Verschmelzung auf die Dauer befriedigen. Die Idee eines Verlages auf einem kommerziellen Unternehmen ist völlig neu und jedenfalls sehr originell. Im Grunde ist es eine sehr gescheite Idee: Denn die Literatur ist nur ein Zweig der Kultur, und wenn sie wirken soll, muß sie mit dem Leben inniger und fester verbunden werden als bisher.

G. O. Knoop: . . . An Journalen von ernsthafter und doch auch leichtflüssiger Art wie die „Güldenkammer" ist in Deutschland kein Überfluß.

Dr. Benedict, Rom: Für die „Güldenkammer" würde ich gern arbeiten, da ich aus der mir zugänglich gewordenen Nummer den Eindruck gewonnen habe, daß hier ein von der Masse der banalen Zeitschriften verschiedenes, Eigencharakter besitzendes Organ vorliegt.

Dr. Hegner, Herausgeber der „Neue Blätter": Vor längerer Zeit sah ich in Florenz einige Ihrer Hefte und freute mich, daß wir in Deutschland endlich eine Zeitschrift haben, die der gang und gäben Unterhaltungsliteratur abgeneigt und einer geistig künstlerischen Bestrebung nicht verschlossen ist.

Emile Verhaeren: Les numéros de votre revue m'ont vivement intéressé . . . Vous ne pourriez me faire plus de plaisir qu'en m'envoyant régulièrement votre „Güldenkammer".

Der mißverstandene Kaffee.

Der bekannte Berliner Humorist Robert Steidl erzählt in der Jubiläumsnummer 200 des „Organs der Variétéwelt" sein jüngstes Erlebnis:

Ich tingelte jüngst in Marienbad —
Es war ziemlich kühl, zirka 4, 5 Grad —
Und klingle dem böhmischen Stubenmäd'l,
Sie kam, und ich sagte: „Geliebte Gred'l,
„Das Wetter ist heute ja wieder zum Schreien,
„Ich möcht' einen Kaffee, aber coffeinfreien!"

Fort eilt sie, kommt wieder und sagt mit Geplärr:
„Der Ober läßt bitten den gnädige Herr,
„Daß mit den Kaffee ieberlegen sich sollen,
„Ob lieber auf Veranda trinken ihn wollen,
„Oder in Speisesaal, werden verzeihen,
„Ist haite zu kolt fier Koffee in Freien!"

Ägypten-Schnelldienst des Norddeutschen Lloyd.

Mehr und mehr hat in den letzten Jahren der Touristenverkehr nach Ägypten zugenommen. Der Norddeutsche Lloyd unterhält bisher außer den Fahrten seiner Reichspostdampfer, die auf ihrer Reise nach Ostasien bezw. Australien Genua und Port Said anlaufen, zwei Mittelmeerlinien. Von Marseille fahren die Dampfer „Prinzregent Luitpold" und „Prinz Heinrich" direkt oder auch über Neapel nach Alexandrien. Um nun dem ständig sich steigernden Verkehr nach Ägypten nachzukommen und auch den Reisenden, die auf der Hin- und Rückreise nach Ägypten Venedig und die Adria besuchen möchten, eine gute Fahrgelegenheit zu bieten, hat der Norddeutsche Lloyd in dieser Saison eine neue Linie zwischen Venedig und Alexandrien eingerichtet. Der Dampfer „Schleswig" des Norddeutschen Lloyd fährt alle 14 Tage Sonntags 11 Uhr morgens von Venedig und Sonnabend nachmittag 2 Uhr von Alexandrien nach Venedig zurück.

KRÖGER & FRANCKSEN · BREMEN

SPEZIALGESCHÄFT IN WERKZEUGEN FÜR
HANDWERKER UND FÜR DEN HAUSBEDARF

FEINE BAU- UND MÖBEL-BESCHLÄGE. GROSSE AUSWAHL IN
HOLZSACHEN FÜR KERBSCHNITT, TARSO ETC.

Momber & Schwedhelm, Maler

Bornstrasse 61 **BREMEN** Bornstraße 61

Innendekoration, Fassadenanstriche, amerikan. Polierverfahren,
Skizzen und Kostenanschläge jederzeit gern zu Diensten.

:: Bankkonto: Deutsche Nationalbank, Kommanditgesellschaft auf Aktien. ::

Die Firma **Luigi Rizotti · · Bremen**

Zementwarenwerke und Terrazzofabrik

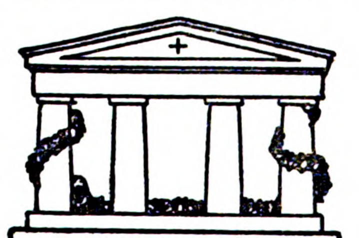
Hildesheimerstraße Nr. 3 · Telephon Nr. 4

führt u. a. folgende Spezialitäten aus:

Warme Unterlagen für Linoleum und Parkett, polierte Kunst-stein-Marmortreppen a. Eisenbeton in elegantester Ausführung. Marmorputz als Wandbekleidung, Einfriedigung aus Orkan-Beton-Pfosten. Fußböden für Schlachthöfe, Brauereien, Speicher usw. Vulkanol-Platten für Trennungswände.

Kies in allen Farben.

Behördliche Referenzen und Kostenanschläge auf Wunsch.



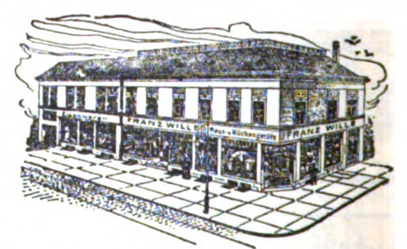
Berger & Traupe

Werkstätten für Grabmalkunst
Bremen, Friedhofstraße Nr. 33
Fernsprecher 8954

Ausführung und ständige Ausstellung künstlerisch. Grabdenkmäler. : Namhafte Mitarbeiter.

Auf Wunsch versenden reich illustriertes Flugblatt: „Winke für die Beschaffung eines Grabmals", von Dr. v. Grolman (gegen Portoersatz 20 Pfennig).

Franz Wille, Bremen



Nordstr., Ecke Lützowerstraße
Neubau.

787 FERNSPRECHER 787
Bank-Konto: Bernhd. Loose & Co.
Postscheck-Konto 5780 Hamburg.

Eisenwaren ▪ Haus- und Küchengeräte

Die Güldenkammer

3. Jahrgang
Heft 2
November 1912

Verlag: Kaffeehag Bremen

INHALTS-VERZEICHNIS.

ANREGUNGEN UND AUSBLICKE.

BEZUGS-BEDINGUNGEN.

Durch sämtliche Buchhandlungen, Postanstalten oder direkt vom Verlag:
jährlich Mk. 8.—, vierteljährlich Mk. 2.—, Einzelheft: Mk. 0.80.

Kommissions-Verlag: Franz Leuwer, Bremen, Obernstraße 14.

Die Güldenkammer

Herausgeber:
S. D. Gallwitz · G. F. Hartlaub · Hermann Smidt

Arnold Zweig: Die Passion.

Menschenstimmen machten den Saal erbrausen, geübte und klare, ein lobsingender Strom. Weißgekleidete Frauen standen in tiefen Reihen und sangen mit weitem Mund, über ihnen türmten sich die Plätze der Tenöre und der Bässe, und das Orchester schnitt den ganzen Chor in Hälften und schob sich dazwischen bis hinauf zu den blauen Fenstern, die die rote Wand des Halbrunds teilten — ein breiter, schwarzer Streifen, über dem die Bogen der Streicher rhythmisch stiegen und der vom Metall der Hörner blitzte. Aber zwischen den hohen, hellen Mauern, tief unter der braunen Decke, von der summende Lampen milchig leuchteten, saßen geduckt die Hörer, und über ihre Köpfe hin tobte die Wucht des Gesanges, schlug schäumend an den Wänden empor, schien das Licht zu verdunkeln und schüttelte, in die Körper aller der Menschen dringend, ihre Herzen wie ein einziges großes Herz. Sie klangen wie Chaos, diese Chöre, sie riefen in Verwirrung nach Donnern und Blitzen — waren sie in den Wolken verschwunden, daß solches geschah —? und sie schrieen nach den Pforten der Hölle, damit sie sich öffne, den Stifter des Unheils zermalmend, zu verschlingen; Jesus war gefangen worden, Judas hatte ihn verraten — und der Chor empörte sich selbst, statt dieses allzulangmütigen Donnerers, er selbst raste wie Flammen in den Höllentoren, Blitzen gleich gellten die Flöten und der Aufschrei der Tenöre, und das rastlose Brausen der Stimmen, die einander forttrieben, ihre kunstvolle Wildheit und die düstere Szene um den gefangenen Heiland, welche die Worte malten, gaben die chaotische Verzweiflung selbst, in der jedes Gesetz erloschen schien und jeder menschliche Trost. Aber dies Chaos war von genauen Regeln erzeugt, dieses Durcheinander von geführten Stimmen und tönenden Instrumenten ordnete sich nach

wenigen Gesetzen zu einem übersichtlichen Gebilde, und die Rhythmen, die sich verwirrten und kreuzten, die Harmonien, die sich bedrängten und auswichen, unterlagen dem unerbittlichen Maße eines frommen Meisters und seiner andächtigen Kunst. Dort regte sich der Dirigent: aus dem kleinen Herrn im Frack und mit dreieckiger Glatze hatte sich das hundertjährige Werk ein Werkzeug geschaffen um wieder einmal zu entstehen, hatte einen Menschen aus Enge und Einzelsein in die weiteste und leidenschaftlichste Hingabe entrückt, und leitete sich selbst mit dessen bewegten Armen, zuckendem Körper und dem Geiste, der ganz in Musik gelöst war; und durch ihn ließ es die Solisten, die vorn auf ihren Stühlen saßen, aufstehen und singen mit dem Ganzen ihrer erlernten Kunst, ließ es die Chöre zu einem metallenen Gusse zusammenschmelzen, der aus jeder Kehle gespeist wurde, ließ es die Geigen saugend singen und die Bässe tönen, tief und gesägt, und wirbelte die Hörenden, all die ungezählten Einzelnen, in eine tief horchende, in Reihen geordnete und namenlose Menge. Vor ihr erbaute sich die Matthäuspassion; eben ging der erste Teil zu Ende.

Walter Rohme und Claudia saßen unter ihnen, auf Stühlen, die in einem Gange standen, außer der Reihe, denn sie waren zufällig und spät hierhergeraten und fremd in fremder Stadt; aber sie unterlagen dem gleichen Banne. Claudias Kinn war auf die Brust geneigt, die sich unter schillernder Seide langsam hob, grün und blau zerrinnend wie eines Pfauen Brust; ihre Hände ruhten zusammengelegt im Schoße, und die Wimpern der festgeschlossenen Augen breiteten sich auf der Haut der Wangen wie elfische Fächer. Walters Ellbogen stützte sich auf den Schenkel, und das Gesicht des Gebeugten lag in der flachgerundeten Hand. So saß er und lauschte. Sein Wesen war vom Hören schwer wie Metall und ganz an das Werk weggegeben. Das letzte Gefühl seiner bewußten Person war jenes erlösende Danken gewesen, das er empfand, als Claudia bei den Einsetzungsworten des Abendmahls endlich ihre unfruchtbare kritische Haltung aufgegeben hatte und die Musik einfach hinnahm, tief in sich geschmiegt, wie sie noch jetzt schien. Seither hatte er nichts Deutliches mehr gedacht. Hin und wieder tauchten Gesichte auf und zergingen, Bilder, die aus dem Inhalt des Werkes erwuchsen: als der Evangelist vom Ölberg erzählte, lag auf einen Augenblick in Finsternis und unter rauschenden Bäumen ein Mensch auf der Erde, hingeworfen wie ein weißlicher Sack, und krümmte sich vor dem Schicksal, und seine Helfer schliefen und hörten nicht auf zu schlafen. Auch sprach es in ihm einmal den Namen Klaus Manths mit einem tief verächtlichen

Ausdruck, und als beim letzten Nachtmahl die Stimme des Sängers und der schwebende Gesang der Geigen zu einer unbegreiflichen Einheit und unirdischen Herrlichkeit zusammenbrannte, hatten seine Lippen den Namen des Meisters geflüstert: „Bach, o Bach!“ weil er das Glück nicht ertragen konnte. Aber sonst war der Mensch, der erzählte Vorgang und die Musik im lodernden Erleben zu einem formlosen Ding eingeschmolzen. Es war sein Geschick, dem all das Klingen vorne galt, und er selbst war darein verflochten und nicht verwandelter als in einem Traum. Er hatte die unvergängliche Schwermut gefühlt, mit der diese Worte gesprochen wurden: „Wahrlich, ich sage euch, einer unter euch wird mich verraten,“ und sogleich war er vertauscht in einen derer, die in Verstörung fragten: „Herr, bin ich's?“ — und einer der Ratlosesten, entsetzt, daß in ihm vielleicht dennoch ein Dämon hauste, der den Geliebten verriet — denselben, um den seine Seele vor Erbarmen schauderte, als er klagend ausrief: „Ach, wollt ihr nun schlafen und ruhen? . . . Siehe, er ist da, der mich verrät.“ Dann hielt ihm die Angst den Atem an, wie der Jünger den Meister küßte, und jener, der alles Zukünftige von Anfang schaute, ihn traurig fragte: „Mein Freund, warum bist du kommen?“ und auch von dieser geisterhaften Gelassenheit und Güte eines schon Abgeschiedenen zu wissen, war ihm gewährt, nach dem Grauen der Verzweiflung von Gethsemane. Er hatte sein Ich im Zauber der Klänge, die durch alle Poren in ihn eindrangen, ausgestreut wie in Wind und erntete dafür die beengende Seligkeit, in der er dumpf ruhte. Alles, was er fühlte, jeder Augenblick der Stunde war mit schwer tropfendem Glück getränkt, das wie Honig duftete — wäre er je dafür offen gewesen, wenn nicht Claudia neben ihm gesessen hätte unter all den fremden Leuten? Einmal, als vorhin in Gethsemane die Stimme des ganz einsam Leidenden seinem Herzen allzu nahe tat, wandte er einen hilflos greifenden Blick beiseite, völlig ohne es zu merken, und verspürte tiefe Beruhigung, als er die ganz in sich versenkte Frau reglos neben sich gewahrte. Getragen vom Wissen, um die Verbundenheit mit ihr und um die Gemeinsamkeit dieses Fluges hatte er sich glücklich lachend in das Werk geworfen wie ein Habicht in den Wind, der ihm unter den Flügeln steht, und die brausendsten Fittiche sollten sie beide hineintragen, miteinander und einander grüßend, zum ersten Male als Mann und Frau in die Erhobenheit der letzten Größe und Kunst.

Musik band ihn ganz — hatte er doch das Glas abgelegt, um nur zu hören — und so entging ihm, daß er sich täuschte. Claudia war nicht in Lauschen versunken, sondern in Schlaf; sie

schlummerte inmitten allen lauten und bewegten Singens wie ein Schiffsjunge im Mastkorb, wenn es stürmt. An ihr rächte sich die Anstrengung des Tages. Trotz mehrerer Reisestunden folgten die Heimkehrenden einem froh aufspringenden Verlangen, die Matthäuspassion zu hören, die nach Aussagen Mitreisender am Abend in einer der nächsten Städte ausgeführt wurde. Sie stiegen aus, ließen ihren Zug unbekümmert weiterfahren und verwanderten die beiden freien Stunden in dem alten Städtchen, übermütig in ihrer Fremdheit und Ungebundenheit und spitzbübisch entzückt von dem Abenteuer, das sie sich bereiteten. Aber kaum in dem warmen Saale und unter allzu vielen Menschen, fiel Claudia so jäh in Müdigkeit, daß nicht einmal der starke Kaffee, den sie getrunken hatten, den Schlaf vertrieb; zumal sie noch mancherlei besondere Gründe hatte, sich schwer zu fühlen. So hatte sie anfangs ohne jede Freude vor der Aufführung gesessen, hatte kritisch und kundig alle ihre Unvollkommenheiten ausgespürt — fehlte doch selbst die Orgel im häßlichen Saale, während drei oder vier alte Kirchen wundervollen Raum und sicherlich große Orgeln boten! — war endlich eingeschlafen und schlief noch. So hatte sie geruht und hastig fliehende Träume gehabt, während um sie Choräle gesungen wurden, in denen eine ganze Gemeinde ihre Sünden büßte oder sich dem Heiland weihte, während Arien von Frauenstimmen klangen, begleitet von zwei Flöten, zwei Oboen oder Geigen, gleich und verschieden wie die nebeneinander ausgestreckten Arme eines Mädchens, das sie sang, und so kunstvoll und rein wie alte kristallene Becher; Frauenstimmen hatten sich vermählt, Männerstimmen sie getrennt; der Heiland sagte mild und wie fernglänzend seine Worte, und Chöre waren darauf erschallt, denen wie dem letzten der strenge Kanon von acht verschobenen oder gemeinsam brausenden Stimmen eine Größe und Wucht lieh, die sich nur in Shakespeareschen Versen sagen läßt. Selbst als die stille Stimme des Evangelisten nach der lauten Erregung zu berichten fortfuhr, mit maßvoller Melodik und in epischer Schlichtheit, wie der gefangene Jesus dem schwertfrohen Jünger wehrte, regte sie nur leise die eine Hand und erwachte nicht. Und der Herr redete. Walter Rohme hob den Kopf, atmete tief und trank die Stimme des Sängers, aus dem der Heiland sprach. Sie war mild und süß und hatte einen Ton von unbefleckbarer Hoheit und Reinheit, als käme sie von weither, wo Menschen ihr nichts mehr antun konnten. Er genoß sie mit inbrünstigem Entzücken; im zweiten Teil würde sie wenig mehr erklingen, sie und die langgedehnten hellen Harmonien, die sie umgaben, so unbeweglich und leuchtend wie ein Heiligenschein um den Kopf seines Trägers schwebt. Er wünschte

dringlich, daß der Herr die Legionen Engel riefe, von denen er sprach, denn es war schwer erträglich, soviel Güte und Adel in den Händen eines Volkes zu wissen, das nach Kreuzen schreien würde. . . Und er begriff, daß die Jünger flohen vor dieser nicht mehr menschlichen Fremdheit gegen eigenes Leid. . . Die Stimme schwieg und der Evangelist; und die tändelnden und dennoch leidvollen Seufzer von Oboe und Flöte stiegen auf, die den Schlußchoral des ersten Teils einleiteten. Er hörte, wie sie nebeneinander in kleinen Schritten aufstiegen, jäh um ganze Oktaven fielen und von neuem beginnen mußten, um jäh zu fallen oder mählich abzusteigen mit kurzem Hinundher und Trillern auf manchem Ton; dann begann der Sopran langsam den altertümlichen Choral, in langen gleichen Noten eine Melodie, die sich kaum hob und senkte: „O Mensch, bewein dein Sünde groß. . .“ Walter Rohme war damit vom genauen Studieren des Werkes vertraut und hörte den Anfang mit großem Genuß, aber die tiefe Befangenheit und Verzauberung war verschwunden. Die rauhe und simple Theologie des Textes hallte in ihm nicht wider, wenn er auch die alten Zeilen und ihr barsches Deutsch sehr liebte: „den'n Toten er das Leben gab und legt dabei all Krankheit ab, bis sich die Zeit herdrange. . .“ Die drei anderen Stimmen drängten sich ineinander und spielten beweglich und ernst um den langsamen Sopran und seine von der Last der Sünde schweren Schritte. Vor allem aber war das Ende zu fürchten. Nach dem letzten Tone würde der Beifall losbrechen, ein wohlverdienter Beifall zweifellos, der aber alles Zarte und Nachhallende, die schwebende, undeutliche Süßigkeit der ersten Minuten nach dem Werk ohne Gnade zerschlug — das Feinste des Genusses und das Ehrfürchtigste der Stimmung. Walter Rohme haßte ihn sehr; er litt körperlich unter dem tierischen Knallen der aufeinandergeschlagenen Barbarenhände. Welchen Tumult würde man nachher feiern! und was zu ertragen war, näherte sich jeden Augenblick:

„daß er für uns geopfert würd,
trüg unsrer Sünden schwere Bürd“ . . .

Es war widerwärtig, daß ein ganzer Reichtum von Verschiebungen der Rhythmen, von Harmonien, die sich flüchtig berührten, schnitten und durchdrangen, von kontrapunktischem Gegenströmen und Ineinanderfließen ungenossen bleiben mußte. Doch je näher der Choral dem Ende zustrebte, desto quälender war die Angst. Seine Seele krümmte sich frierend ein: der tobende Lärm würde sie wie Hagel treffen. Er wünschte inständig, das, was jetzt gesungen wurde, möge nicht die vorletzte Zeile sein. Aber sie war's, und unabwendbar schloß sich die letzte an: „wohl an dem Kreuze

lange.“ Der Dirigent nahm den Stab zu den hingedehnten Noten des Schlusses hoch: der Sopran hielt mit schwellendem Atem den Schlußton lang, lange, während der Baß sich zu einer auf- und absteigenden Figur rüstete — dann winkte die linke Hand und die Stimmen schwiegen wie abgeschnitten. Walter Rohme verhielt die Luft in der Brust und machte sich stark, indem er sich von dem Gedanken an das nahe Getöse abhärten ließ; die Bläser liefen in Sechzehnteln aufwärts, setzten noch einmal tief ein, stiegen schräg auf in den endenden Akkord — und der Dirigent ließ Stab und Hand müde fallen.

Ein Augenblick lautlosen Schweigens trat ein.

Jetzt, sagte Walter Rohme zitternd.

Die Leute erhoben sich und verließen stumm den Saal. Sie gaben sich Mühe, geräuschlos zu gehen.

Er begriff erst nicht; dann wurden seine Augen weit in fassungsloser Überraschung, die wie ein stürmisches Glück in ihm aufsprang, und ein Schauer von Erlösung erkältete ihn, während sein Herz schwer pochte. Sie hatten Ehrfurcht. Ihre Seelen waren erhoben und wollten es bleiben. Ihr Gefühl verbot ihnen die billige Erleichterung, mit der sie sonst jede Erhebung in Geräusch umsetzten. Sie waren edler und zarter, als er gedacht hatte. Und er bat sie inbrünstig um Verzeihung wie für eine Kränkung. Man strebte stumm nach den Türen; in allen Augen hing noch der Glanz des klingenden Traumes und schloß alle Lippen. Nur vom Gerüst des Chores herab schallte das unbekümmerte Schwatzen der abgehärtetsten Sängerinnen und die vielen Schritte der Ermüdeten dröhnten auf dem hohlen Holze. Walter verzieh ihnen. Er fühlte sich wie jung vor Dankbarkeit gegen diese Unbekannten, daß sie sich gutgesittet zeigten und vor dem großen Werke sich beherrschten, und wandte sich stürmisch zu Claudia, damit sie seine Freude teile. Sie saß noch immer reglos wie vorhin. Um sie her stand alles auf und begann halblaut zu reden, eine Frau drehte sich um und streifte ihre Schulter mit der Robe. Darauf bewegte sie leicht den Kopf und die eine Hand: von einem brüsken Verdachte geschleudert warf er sich vorwärts, ihr ins Gesicht zu blicken — und in dem Augenblicke ihres Erwachens merkte er, daß sie geschlafen hatte.

Er empfing einen Hieb quer übers Herz. Er richtete sich auf, er lächelte noch, aber starr und mit leerer Miene, aus der Sinn und Leben entwichen war. Sie hatte geschlafen. Sie hatte die ganze Zeit geschlafen. Während er sie an seiner Seite spürte und glücklich war, weil sie sein Glück teilte, flog ihre Seele abseits und lautlos umher, fledermausbeschwingt, taumelte durch dunkle

Atmosphären und vermummte sich in Gestalten von Träumen. Und doch war ihre Freude, neben ihm diese Musik zu hören, ein Versprechen gewesen. Sie hatte es nicht gehalten — sollte er nicht unglücklich sein über diesen Betrug und entdeckten Verrat? Aber er war es; Trauer erfüllte ihn, die schon beschattet war von noch fernem Zorn. Er wußte nicht, was in ihm von dieser Überraschung verletzt war, und nun litt: Leid um die aufgehobene Gemeinsamkeit, nach der seine Liebe strebte, aber auch Eitelkeit des Mannes, dessen Botmäßigkeit jemand unversehens entschlüpfte, Enttäuschung, als hätte er sie überschätzt — und auch hierin der Stachel: du konntest überschätzen! und selbst die Pedanterie, die sich sagte: man hört in Konzerten zu und schläft im Bette . . . er überließ sich seinem Gefühl mit gutem Gewissen, wies es ganz seiner Liebe zu und saß ohne Fassung, ohnmächtig, sich zu erheben oder sie ganz zu wecken, fühlte sein Herz schwer schlagen und blickte vor sich hin. Sie hatte diese Stunde Seligkeit dumpfschlafend verwehen lassen. . . Sie öffnete die Augen, blinzelte vor dem Licht, lächelte wie ein müdes Kind und sagte mit hellem, verwundertem Stimmchen: „Ich habe geschlafen!" Er antwortete nicht und besah den Fußboden. Sie entdeckte, daß die Leute hinausgingen und schrak auf: „Es ist doch nicht schon aus?" Sie zog schnell die kleine Uhr: „Nein," antwortete sie sich; „der erste Teil." Und dann strengte sie sich an, ein Gähnen zu verstecken.

„Allerdings," sagte er mit abwesender Stimme, „du hast geschlafen." Darauf hob er endlich die Augen und erschrak über ihr von Müdigkeit zerstörtes Gesicht: es schien ganz verfallen, gelblich und farblos, und um die Augen wanden sich tiefe braune Schatten. Er begriff erbleichend, daß sie nicht hier bleiben durfte; die Erkenntnis hob sich zwar erst in äußere Schichten seines Wissens, aber sie war unabweislich und drang mit jedem Herzschlag tiefer in ihn ein. Er wußte: wenn sie nicht verlangte, wegzugehen, mußte er sie dazu auffordern; das war seine klar dastehende Pflicht.

„Ich wurde plötzlich müde, Liebster," sagte sie mit schuldigem Gesicht, „ich bin's noch immer, das ist doch erst die Pause, nicht wahr?"

Er überhörte die Hoffnung in ihrer Stimme nicht, das Gegenteil zu vernehmen, auch bemerkte er flüchtig, wie rührend ihre Haltung eigentlich war, aber jetzt schüttelte und verhärtete ihn der jäh genahte Zorn. Er mußte den zweiten, den schönsten Teil der Passion opfern, der die gewaltigsten Chöre und seine liebsten Arien enthielt, mußte alle Erwartung, alle Erhobenheit und Ent-

zückung glatt streichen und weggehen, weil sie müde war. Er grollte ihr dafür und gab sich diesem Grolle rücksichtslos hin, kaum, daß er versuchte, ihn nicht in den Ton fließen zu lassen, mit dem er aufstehend sagte:

„Für uns ist's der Schluß.“ Und nach einer winzigen Pause — es war gar zu schwer: „Du mußt zu Bett.“ Das war gesagt. Nun würde sie sich sträuben, und auch das durfte er nicht gelten lassen. Sie tat es: „Aber du? Nein, bleiben wir. Ich verderbe dir den Abend.“ Da konnte er sich nicht enthalten, zu erwidern — und er war nicht stark genug, einen freundlicheren Klang zu erzwingen: „Glaubst du, daß ich zu irgendeinem Genusse komme, wenn du dich nebenan quälst und einschläfst?“ Er wußte, das war eine Anklage, so wie er gesprochen hatte, und sie würde es fühlen. Aber er bereute es nicht, noch kam er sich niedrig vor. Sie stand schweigend auf und ging gesenkten Kopfes hinter ihm hinaus. Sie wollte nicht weinen, und es gelang ihr. Er sah das nicht; ihr Schuldgefühl konnte ihn nicht versöhnen. Er war ganz bitter vor zielloser Wut; er verließ sie, drängte ohne Rücksicht, denn alle Vorräume waren voller Menschen, die sich unterhielten, zur Garderobe — irgendwie mußte er sich entladen —, warf der Bedienung unfreundlich die Nummer hin und beschwerte sich in ausdrücklicher Mühsal mit den Überkleidern. Ach was, Manieren, dachte er. Sie war ihm entgegengekommen, damit er Weg spare, nahm ihm eilig den kleinen Hut ab, schlüpfte in die lange Jacke aus Pelz und wartete, bis er angezogen war, während jedermann sie erstaunt anblickte.

Im äußersten Eingang stand ein junger Mensch ohne Hut im Gespräch mit einem Mädchen. „Jawohl,“ sagte er, während er ihnen Raum gab, „aber die größten kommen erst.“ Nein, Sie Esel, sagte Walter in sich zornig, für mich kommen sie nicht! Er erriet, es war von Chören die Rede oder von Arien. Und während Claudia schwer an seinem Arme ging, quer über die Straße und unter Bäumen fort, hielt er sich vor, was er alles versäumte: da waren die Chöre, in denen das Volk nach Barrabas schrie und „kreuzige“, wie aus Urgründen des Irrsinns heraus; die Chöre des Hohns unterm Kreuz und die harten Choräle der verlassenen Gläubigen, da waren Duette von Frauenstimmen und die ergreifend leidvolle Gefaßtheit des erzählenden Evangelisten; da waren vor allen anderen Arien, die nach den Worten „Am Abend, da es kühle war“, und jene beiden von einer Sologeige begleiteten. Er hätte sie, vom Schlafe geweckt, spielen können, die für Alt rhythmisch verschmitzt und sanft, die Baßarie heiter über die Reue des Sünders und bei aller Einfachheit viel Einsicht erfordernd. . . Er

hörte nie oft genug ihren triumphierenden Gang: „Gebt mir meinen Jesum wieder“ . . . Und heute stand er auf und mußte vor ihr davon gehen.

Claudia schmiegte sich bittend an ihn und atmete gierig von der reinen, feuchten Nachtluft, während sie noch immer unter Bäumen hingingen: „Wie wundervoll!“ sagte sie, „atme doch, Walter. Ich glaube, nur die Luft war schuld da drinnen. Die vielen Menschen!“ und nach einigen Schritten fügte sie hinzu: „Ich werde ganz munter, wirklich, Lieber. Wollen wir zurückgehen? Wenn wir schon Zimmer hätten, müßtest du bleiben, ich bestände darauf. Aber ich traue mich nicht allein in ein fremdes Hotel.“

Diesmal fühlte er stark, wie rührend und demütig sich ihr Wesen gab; aber was sie anbot, nahm er nicht an — außer allen anderen Gründen hätte die Wollust des opfernd Leidenden das nicht gestattet. Aber er sagte nur, und er sagte es sanft: „Und drinnen hättest du wieder die Luft und die vielen Menschen.“ Sie neigte sich im Gehen vor, um ihm dankbar ins Gesicht zu lächeln und fügte sich: „Sie haben mich eigentlich gräßlich gestört und sind an allem schuld,“ meinte sie nachdenklich. „Sie und . . . und noch anderes. Dich nicht auch?“ „Nein,“ antwortete er. „Was anderes?“ Sie schwieg und er fragte nicht weiter. Er hatte ihren Blick bis tief im Herzen gespürt und fühlte wieder, wie sehr er sie liebte. Er schämte sich seiner Unbeherrschtheit, schämte sich allen Grolls und selbst des Bedauerns um die verlorene Musik. Er hatte nicht einmal den Willen geregt, diese fremden, häßlichen Gefühle gegen sie aus seiner Seele zu schaffen, gegen sie, die er zu innerst zu lieben glaubte, und hatte sich vom Ärger vergiften und erniedrigen lassen! Er hatte sie mißhandelt. Er war sich verächtlich geworden und bereute sehr. Er schuldete ihr Abbitte und noch viel mehr, er mußte irgend etwas in sich finden, das er ihr anvertraute, etwas Zartes und ihm Zugehöriges, damit er in seinem Urteil wieder ein wenig gerechtfertigter dastand. Sein ganzer Geist erglühte in Scham, Reue und Liebe; er drückte ihren Arm eng, ganz eng an seine Brust, und machte vor Erregung größere Schritte. „Nicht so schnell, Lieber,“ bat sie sanft.

Sie wanderten schon auf der Straße im grünen Lichte des Gases; das Pflaster war feucht von Regen und ein bißchen schlüpfrig; dahin deutete er ihre Worte. „Gehen wir denn richtig?“ fragte sie. „Ich denke, Liebling. Wir sind bald da; jetzt ganz gerade aus, und das letzte Haus auf der rechten Seite sei das Hotel. Sagte der Schutzmann nicht so?“ „Ja. Ich will nicht schlafen, ich möchte nur ein bißchen liegen.“

Er hielt an und hob ihr beschattetes Gesicht in die Helle der Laterne: „Du siehst so müde aus, Liebste“ . . . Zärtlichkeit drängte ihr entgegen und erstickte seine Stimme; er küßte den Handschuh über ihre Hand und nahm ihren Arm; sie schmiegte die Schulter ein wenig an die seine und so gingen sie schweigend gerade aus. Er dachte nur an sie und fühlte, wie schmerzlich er sie liebte und wie er bereute.

Sie überschritten die Hauptstraße der engen Stadt, über der rötliche Bogenlampen in langer Schnur wie aufgereihte Sönnchen schwebten, und setzten ihren Weg fort. Die Töne einer leisen Drehorgel wehten ihnen plötzlich beginnend entgegen; sie spielte den Hohenfriedeberger Marsch ein bißchen verstimmt und näselnd, aber gar nicht widerwärtig. Walter summte mit: „Auf, Ansbach-Bayreuth, nimm um deinen Degen und rüste dich zum Streit“ . . . Der sanfte Klang gab der kriegerisch schreitenden Musik eine zierliche Farbe. Claudia lachte plötzlich: „Und vorhin hat uns die Orgel gefehlt!“ Er belachte ihren Einfall befreit und selig und mit seinem ganzen Herzen. Er war glücklich über ihre Heiterkeit, sehr glücklich: sie schien nicht mehr betrübt. Er suchte in seiner Börse, und als sie an dem Leiermann vorübergingen, der sich, ein dunkler Umriß vor Dunkelheit, sitzend ans Geländer einer kleinen Brücke lehnte, warf er ihm ein Geldstück in den Hut, das auf die andern fallend nach Silber klang. Claudia freute sich, daß er nicht kleinlich gab, sah ihn aber dennoch fragend an. „Ein Opfer,“ sagte er froh, „ein Sühnopfer. Und ist der Hohenfriedeberger nicht Gold wert?“ „Du brauchst nicht zu opfern,“ lächelte nun sie, und er meinte ernsthaft: „Doch“. Sie näherten sich dem Hotel; vor der steinernen Treppe flüsterte sie hastig: „Nimm bitte zwei Zimmer, ja, Walter? Ich sage nachher, warum.“ Er erstaunte: „Selbstverständlich“ . . . Und indem eine bange Frage in ihm aufging, traten sie ein. Vielleicht war sie dennoch nicht versöhnt? Aber er hatte mit dem Portier zu verhandeln, und als er sie die Treppe hinaufbegleiten wollte, wehrte sie ab: „Bleib unten, Lieber, und iß. Nimm dir Zeit, denn ich kann dich jetzt nicht brauchen,“ und sie lächelte dazu.

Walter Rohme saß noch einen Augenblick müßig im Speisezimmer; Claudia hatte sich eine Kleinigkeit in ihrem Zimmer servieren lassen. Er sog an seiner Zigarre; wenn eine der vielen Fragen, die ihn nicht verließen, einen Augenblick schwieg, vernahm er in der Stille ein Konzert von bruchstückhaften Melodien: die fröhliche Geigenstimme der Baßarie begann und brach nach einem Triller ab, der Hohenfriedeberger schob seinen Marschtakt ein, und immer wieder sank die Stimme Christi klagend und fern:

Ach, wollt ihr nun schlafen und ruh'n? Er schmeckte den süßen Rauch mit dem Gaumen und entließ ihn durch die Nase, als dampfte der Atem eines großen Tieres; aber weder die Fragen noch die Melodien vermochte er fortzublasen wie ihn. Er wußte nicht, ob Claudia etwa krank war oder ob sie ihm zürnte; er begriff nicht, wieso er sich hatte so gehen lassen können und was in dem stummen Sicherheben der Menge so tiefe Wirkung auf ihn geübt hatte, daß er sie alle sah, wenn er die Augen schloß, immer nur diese lautlose Geste des Sicherhebens. Wenn das aber nur die Kraft des Stoffes war, der biblischen und heiligen Gestalten, denen von Jugend auf Ehrfurcht geboten wurde? Und wenn es so war: änderte das den Wert jener großen Gebärde? Und wie?

Er fand, daß er hier keine Ruhe zum Antworten habe, es gab Abendgäste und der Kellner lief frackwedelnd hin und her; vor allem aber vibrierte in ihm die angstvolle Ungewißheit um Claudia, schrill und quälend wie eine dünne Saite. Er beschloß, oben zu Ende zu rauchen, fragte nach der Nummer seines Zimmers: neun, im ersten Stock, und erstieg die mit grauen, rotgekanteten Läufern belegte Treppe so abwesend, daß er, oben angelangt, das Bein allzuhoch hob, als sei da noch eine Stufe, und heftig aufstoßend niedersetzte. War Claudia wirklich krank oder nur zornig? Er trat in sein Zimmer; hinter den offenen Fenstern blaute tief der nächtliche Himmel; aber halb mechanisch schaltete er das Licht ein, und es fiel von der Decke wie ein weißer Block, der den Raum ganz füllte. Er musterte ihn, indem er wünschte, endlich daheim zu sein, der Gasthäuser ledig; nahe an einem Fenster stand der Tisch vor einem halbrunden Sofa, ihm gegenüber ging die Tür zu Claudia, die er hatte aufschließen lassen, und sein Bett erstreckte sich weiß an der dritten Wand nahe den Birnen, man sparte das Nachtlicht. Er ließ sich schwer in das Sofa sinken, so daß es klang, und blinzelte dem Rauche nach, der im jetzt dunklen Blau verströmte. Jetzt, wo er der Geliebten ganz nahe war und die Antwort jeden Augenblick holen konnte, ward die gellende Saite langsam schlaff, wie wenn eine Hand sie abspannte, und die Ungeduld verstummte. Er wollte ihr ein Zeichen geben: er weile nebenan, und pfiff die ersten Takte des Hohenfriedebergers; dann wartete er, daß sie ihn rufe. Die Stille sickerte in ihn ein, die allenthalben schwebte wie draußen die leuchtende Farbe, die nirgends haftete und dennoch da war. Und kaum wartete er so einige Minuten und lauschte sich, da vernahm er auch leise Antworten, erst halbklar, dann ganz verstanden: und sie lauteten so überraschend, daß er in Staunen aufstand und

vor sich hinsah, und ein seltsames Glück darüber verspürte: Ehrfurcht war es und Sehnsucht. . .

Claudia rief durch die Tür gedämpft: „Walter?“ Endlich! Er legte schnell die Zigarre hin. Sie lag zu Bett und lächelte ihm zu, in der Helligkeit, die das Licht in breiten Streifen einbrechend auch dort verbreitete, wo es nicht hinreichte. Er zog einen Stuhl heran und saß, halb über ihr Gesicht gebeugt, und besorgt blickend. „Du rauchst,“ sagte sie, „und ich störe dich.“ Die innigste Zärtlichkeit stieg auf: „Bist du noch böse, kleines Mädchen? Ich war sehr unartig, es ist wahr. . .“

„Aber ich verdarb dir den Abend! Du hattest Recht auf Wut. Und schließlich hast du mich ja nicht geprügelt. .“ Er neigte sich über ihren Kopf, sie lag verhüllt bis ans Kinn, und küßte die lachenden Lippen und die Augen, die ihn grüßten. Nein, das klang nicht nach Groll, sie hatte ihm verziehen, diese Gütige, und blickte ihn klaren Herzens an: welches Glück! Und ihre Stimme klang weder müde noch krank. . .

„Gib mir die Hände,“ bat er, „ich muß sie ohne Handschuh küssen.“

„Laß, sie fühlen sich schlecht an.“

„Unwohl, Liebling?“ fragte er sofort, „bist du etwa krank?“

„Krank? bewahre; nicht einmal mehr müde. Ich will nur liegen.“ Sie sah im Halbdunkel, wie er ratlos die Arme hob, lachte ganz übermütig und rief: „O Walter, nun hast du eine Frau, und man merkt, du hattest keine Schwester.“ Endlich begriff er; es traf ihn wie ein weicher Schlag, und dann dankte er, daß es dunkel war, denn er errötete bis in die Stirn. Er bewunderte sie; wie ganz und frei sie war, und wie einfach sie heimlichen Dingen jede Schwere nehmen konnte! Er küßte behutsam ihre Stirn. Er wollte ihr seine Entdeckung sagen, damit auch er vor ihr nichts verberge; wenn es stimmte, daß der Mann seine Seele so schamhaft behütete wie die Frau ihren Leib, so gab er gleiches für gleiches; aber er gab es schwerer.

„Dann kann ich also noch bleiben und ein wenig reden?“

„Ich bitte dich darum. Es ist so langweilig, gleich zu schlafen. Vorhin habe ich lauter dumme Sachen geträumt, du weißt schon, wann. Eine fällt mir ein, die ganz besonders weise ist: du legtest einen kleinen schwarzen Birnenkern in die Kiste, wo ich meine Puppen aufbewahrte, und wolltest zaubern, zähltest dreimal bis drei, und wie Mama die Kiste aufmachte, lag eine große Birne drin, und ich klatschte in die Hände.“ Er lächelte, aber nur leer, weil er schon mit seinem Erlebnis beschäftigt war: „Ist das kein netter Traum? Übrigens — ich blieb dir vorhin eine Antwort

schuldig, oder gab sie nur flüchtig, das heißt falsch. Du fragtest, ob mich die Leute nicht gestört hätten; erinnerst du dich? und ich sagte nein."

Der fast befangene Ton, in dem er sprach, machte, daß sie ihn erwartungsvoll ansah: „Ich erinnere mich, es war noch vor der Laterne. Nun?"

Er stand auf und begann hin und her zu gehen; wenn er die Lichtbahn durchschritt, glänzte sein Haar rötlich und sein Schattenriß mit dem dicken Schnurrbart schnitt sich scharf in die weiße Helle. Er sagte zögernd und halblaut: „Nein, sie störten mich nicht nur nicht, sondern in einem bestimmten Augenblick erhöhten sie sogar mein Erlebnis. Das war, als sie so still aufstanden und ohne Applaus hinausgingen. Da fühlte ich irgendeine tiefe Gemeinschaft mit diesen fremden Leuten. Oder besser, ich sehnte mich, eine tiefe Gemeinschaft mit ihnen zu haben; so etwa. Ich hatte Ehrfurcht vor ihnen, weißt du." Ob sie durch die tastenden Worte das Gemeinte zu fassen vermochte? Was würde sie entgegnen? Sie schwieg einen Augenblick lang, dann kam es staunend: „Du scherzest nicht, das ist klar. Du sehntest dich? Du hattest Ehrfurcht vor diesen Menschen und ihrer mangelhaften Aufführung?"

Sie verstand nichts.

„Du verstehst mich nicht," meinte er tief atmend. „Ich sehnte mich nicht gerade nach diesen Leuten, sondern nach Leuten überhaupt, nach dem Volk, kann man sagen. Die Aufführung war mangelhaft, ganz sicher. Aber war sie nicht auch rührend in dem kahlen Saale? So wie Kinder oder Bauern Gott loben, in einem Hofe oder einer leeren Dorfkirche? Aber ich meinte gar nicht die Aufführung oder dergleichen. Ich könnte auch sagen: ich hatte Ehrfurcht vor Gott, oder eher, sehnte mich, vor ihm Ehrfurcht zu haben, ihn zu fühlen wie diese da. Weißt du, was ich meine?"

Vielleicht war es ganz aussichtslos, sich verständlich zu machen? Ihn befiel eine körperliche Angst davor. Wenn sie ihn auch hier allein ließ?

„Du drückst dich ein bißchen sibyllinisch aus. Ich glaube, ich weiß jetzt, was du meinst. Aber wie es zu dir kommt, und gerade heut, das ist mir, ich gestehe, schleierhaft." Er versuchte es noch einmal — weil der Mensch ein hoffendes Tier war.

„Wenn es klar zu sagen wäre, wäre es dir auch leichter zu empfinden. Ich will es erst negativ abgrenzen: ich sehne mich natürlich nicht nach ihrer Art zu fühlen oder nach ihrem Glück und Leben, ich danke nicht ab. Aber wiederum sind sie in einer

Schicht reicher als ich, und davor habe ich Ehrfurcht. Sie sind miteinander in einem gewissen Gefühl verbunden, in dem Gefühl zu Gott; und darin wachsen sie zu einem Wesen zusammen mit einem Pulse. Diese ganze gemeinsame Erlebnisquelle ist uns verschlossen, die wir immer einer sind und bestenfalls zwei — wie wir beide." Er zögerte vor den letzten Worten, denn sie logen jetzt. „Ein Mann, siehst du, erhält sein letztes Leben erst dadurch, daß er mit einem Volke fühlt, wie ihr Frauen erst, wenn ihr mit einem Kinde fühlt. Das geht vielen von uns ab, und darum sind wir ärmer. Das Gegenteil davon, so kam mir vor, machte alle diese Menschen still aufstehen, ohne den gewohnten Lärm. Als einzelne sind sie vielleicht Barbaren, zusammen aber handelten sie vornehm, als Gemeinde, als Volk. Und nun habe ich dir gepredigt und dich müde gemacht." Er fühlte, noch nicht fertig, schon die Unmöglichkeit eines Widerhalls, und alsbald lehnte sie kopfschüttelnd ab:

„Politik, soviel ich verstehe. Ich habe das alles nicht in mir. Müde? Es geht. Ich werde sehn, daß ich schlafe. Wir fahren doch morgen früh?"

„Gegen elf. Gute Nacht, Liebling, schlaf wohl." Er trat an ihr Bett und neigte sich, sie zu küssen. Sie holte die Arme hervor, schlang sie um seinen Hals und hielt ihn eine Weile auf ihren Lippen fest. Dann ließ sie ihn halb frei und sagte, dicht an seinem Gesicht: „Wir sind heute nicht ganz beieinander, wie? Aber ich lerne schon noch. Gute Nacht;" küßte ihn nochmals und ließ ihn von sich. Er strich über ihre Stirn und ging.

Auf seinem Tische fand er die Zigarre zu zwei Dritteln unverbrannt; er entzündete sie und prüfte sich. Er fühlte eine Weite und Kühle in sich wie eine Wiese nach Regen, aber er war weder sehr betrübt noch etwa hoffnungslos. Nein, sie waren nicht beieinander; nun, so würden sie zu tun haben. Diese Art Ehe ist ein Anfang und noch nichts mehr, urteilte er tapfer; Gemeinsamkeit war zu erkämpfen, sie wurde nicht geschenkt. Er hatte an sich zu feilen und genug Brutales noch auszumerzen, und sie würde auch Arbeit finden. . . Das ist ein weites Feld, sagte er sich halb heiter. Nun, man hatte Jahre vor sich, vorausgesetzt, daß man nicht bald starb. Und wie eine zuversichtlich heitere Marschmusik in diese Weite hinein klang ihm plötzlich wieder der friederizianische Marsch in den Ohren, ganz fein und leise, aber so, als spielte ihn eine große, sehr ferne Regimentsmusik: er hörte das Glockenspiel klingen, die Trommeln tobten kriegerisch und am Ton der Trompeten hörte man, daß sie in der Sonne blitzten. . .

Von einer fernen Kirche schwebten runde Töne herüber: er zählte, die Uhr schlug neun. Er wunderte sich, daß es noch so früh war, aber das Konzert hatte um halb sieben begonnen, es stimmte. Andere Uhren antworteten, er trat ans Fenster, sie zu hören, und sah die Sterne im tiefen Blau des Märzabends; schon hob sich Orions funkelnde Gestalt aus dem letzten Licht. Es wird alles gehen, dachte er aufatmend, hilf mir. Seine Augen hingen lange an dem großen Gestirn. Er fühlte sich wach und nach Tätigkeit verlangend; es gab viele Gedanken festzuhalten, zu ordnen und dann zu prüfen. Er beschloß, noch einen nötigen Brief abzufassen, und verließ das Fenster. Aber zum Schreiben genügte die Lampe an der Decke nicht. Nach kurzem Zögern ging er hinaus und kam bald mit Briefpapier und mit einer golden brennenden Petroleumlampe zurück, mit einem Bassin aus grünem Glase und einer weißen Glocke, die im Tragen leise klirrte. Als er das elektrische Licht löschte, blieb ein warmer Kreis um den Tisch hell, und das fremde Zimmer zog sich zurück.

Er saß auf dem Sofa und schrieb. Der Zigarrenrauch schickte bläuliche Fäden in die Höhe, die sich zu Bändern verbreiterten. Sie hielten etliche große Stechmücken ab, die von einem nahen Wasser dem Scheine nachgingen.

Aber er war froh, als er den Halter weglegen und nachdenklich leer auf das weiße Blatt schauen durfte. Das unzugängliche Geheimnis war ihm in den Sinn gekommen, das sich in der schlafenden Frau da drüben vollzog; und die Stirn auf die Hand gelehnt, mit ehrfürchtig schlagendem Herzen sann er ihm nach. Sie empfand nicht mehr, wie fremdartig pflanzenhaft und entrückt sie dadurch wurde, denn ihr war eine Gewohnheit, was ihn scheu und ernst stocken ließ. Hier war ihm eine heilige Grenze gesetzt, die er ehrte.

Sein Blick haftete auf dem grünen Glasbassin der Lampe, erst abwesend, dann aufmerksamer; einige Mücken lagen darauf. Der Tanz um den heißen Brenner hatte sie betäubt dorthin geworfen, aber sie konnten, obwohl unversehrt, nicht mehr aufstehen. Die ganz winzige Schicht Öl, die sich beim Füllen darüber ausbreitete, genügte, um ihre zarten Organe zu durchtränken. Eine klebte tot mit dem Kopfe darauf, eine andere zitterte wie trunken auf den Füßen; eine dritte aber, die rücklings gefallen war, haftete mit beiden schmalen Flügeln ausgebreitet auf dem gefetteten Glase. Ihr schlanker Leib krümmte sich in fruchtlosem Mühen aus und ein — vielleicht litt sie wenig Schmerz, aber der Anblick ihres schlagenden Körpers gab die Gewißheit grausamer Qual. Und mit einem durchzuckenden Schreck erkannte Walter Rohme: hier krümmte

sich ein Wesen am Kreuz. Der Anblick war ganz unerträglich, und mit zitternden Fingern entfernte er sie mit einem Streichholz und tötete sie. Er wußte nicht, ob er Gott lästerte oder ihm diente. Er löschte die Lampe aus und ging zu Bett, noch lange wach und von vielen huschenden Einfällen bestürmt, zwischen deren bruchstückhaftem Lautwerden schwarze Pausen zum Ausfüllen Zeit schufen: ein ununterbrochenes Auseinander dieser ganze Abend . . sie schläft und er genießt — er zürnt ihr, während sie bereut — sie fühlt nicht mit seinem Erlebnis — und er, der nicht errät, nicht erraten k a n n, was sie ermüdet, entfremdet — der weibliche Leib, der an eine andere Welt grenzt . . . Man war trotz allem ziemlich allein — und wenn einer alle Mücken kreuzigte, wie ungeheuer wäre das Leid der Welt vermehrt . . Das verständliche Denken verfiel in ein Vernehmen undeutlich geredeter Worte, Melodien schalteten sich ein, und im Einschlafen noch hörte er eine Stimme, mild und aus menschenferner Verlassenheit: Ach, wollt ihr nun schlafen und ruh'n? . . . Siehe, er ist da, der mich verrät. Nebenan lächelte Claudia im Schlummer.

Dr. Fritz Wertheimer: Chinafahrt.

V. Wollen und Können in China.

Den Lesern dieser Zeilen sollte und wollte ich ein paar Eindrücke von einer Studienreise nach China in den vorangegangenen Artikeln schildern. Ich glaubte das bei der Kürze des Raumes in einer Arbeit über das von der Revolution noch ziemlich unberührte, aber in seinem Charakter als chinesische Provinz von der Expansionssucht der Japaner stark bedrohte mandschurische Land, in einer Arbeit über die Bildungsbestrebungen des jungen China, in einer weiteren über die kulturellen und politischen Unterschiede des Südens vom Norden und schließlich in dem letzten Artikel über eine von der Umwälzung völlig übergangene Idylle, das Kloster Kuschan, als ein Beispiel nur für Hunderte von ähnlichen Plätzen in China, getan zu haben. Freilich kann man über China nicht in fünf Zeitungsartikeln, mögen sie selbst noch so groß sein, ein abschließendes Urteil fällen. Es wird sich ja im Laufe der Jahre noch Gelegenheit genug ergeben, einzelnes an dieser Stelle zu begründen und zu vertiefen. Vorderhand sollen nur ein paar abschließende Bemerkungen hier folgen.

Es ist eine alte Geschichte, die Erzählung von dem Vater, der seinem Sohne wünschte, „alles zu können, was er wolle, und alles zu wollen, was er könne". Nichts kennzeichnet die Lage Chinas besser, als wenn man das Land auf kurze Zeit einmal in die Zwangsjacke dieser Begriffe vom Wollen und Können preßt. Was will China und was kann China? Der alte Vater würde die Hände über dem Kopf zusammenschlagen über die Differenz in dieser Hinsicht beim Sohne China. Jung-China will zur Zeit nicht weniger als alles. Es war der Fehler der alten Mandschuregierung, daß sie im Wollen keine Führerin war. Sie ließ sich stets treiben und anspornen, anstatt eine begeisterte Lenkerin der Geschicke des ihr anvertrauten Volkes zu sein. Alle neuen Ideen und Gedanken gingen ausnahmslos von Nichtregierenden aus, und als die Mandschudynastie wirklich Ernst machte und, der Not gehorchend, nachgab, um sich an die Spitze des Willens der Nation zu stellen, da war es zu spät, da besiegelte gerade diese Absicht ihr Geschick. Die Nachfolger verfielen im ungestümen Drängen aufs direkte Gegenteil: die Revolutionäre wollen alles. Es gab nichts, was sie dem Volke nicht versprochen hätten; keine Schwierigkeit auf irgendeinem Gebiete existierte, kein Zweifel an der Leistungsfähigkeit des Volkes; alles war eitel Freude und Hoffnung. Auch heute noch erfolgt von Peking aus Edikt über Edikt, kommen Pläne über Pläne, ginge es nach den Wünschen der Jungchinesen, so wäre ihr Vaterland von heute auf morgen der modernste Staat der Erde.

Aber was können die beiden genannten Faktoren, und was kann China leisten? Eine Frage, die man sich recht selten vorlegt und die allen chinesischen Führern, mit denen man im Laufe der Monate zur politischen Unterhaltung zusammengekommen ist, aufs äußerste peinlich ist. Denn hier gilt es vom Luftschlosse der Ideale abzulassen und sich auf realen Boden zu stellen. Da geben dann die meisten auch zu, daß das Können der Mandschudynastie größer war als das der Jungchinesen, soweit es sich zunächst um die effektive Macht handelt. Die Mandschudynastie verfügte über ein gut ausgebildetes Heer, das die Revolutionäre überall geschlagen hat und nur auf politische Intrigen hin seinen Siegeslauf unterbrechen mußte; die Revolutionäre verfügten über Haufen zusammengelaufener Kulis, die sich tapfer und verzweifelt schlugen, aber dem Drill und der Disziplin der Gegner gegenüber nicht standhalten konnten. Die Mandschudynastie aber hatte auch für sich den uralten Zusammenhalt des Reiches, das Prestige der sagenumwobenen Dynastie, den Glauben des Volkes an das Prädikat des Kaisers als eines Sohnes des Himmels. Das ganze Ansehen,

das allein den chinesischen Provinzialismus in Reichsbande schmiedete, ist geschwunden. Jetzt werden die Provinzen durch das Band der Eifersucht und der lokalen Vorteile aneinander gekettet und dieses Band ist so schwach, daß es jederzeit zerreißen kann.

Wir sprachen hier nur von der verflossenen und der jetzigen Regierung, und nur von wenigen Dingen, die für beide in Betracht kamen. Viel wichtiger ist für uns aber jetzt die zweite Frage nach dem China, dessen interne Regierung uns schließlich egal sein kann, um dessen heimische Angelegenheiten wir uns nicht kümmern wollen, wenn die Handelsfreiheit und Handelsmöglichkeit nur gewahrt bleiben. Und hier wird die Frage viel mehr zu einem: „Was wollen die Europäer und was kann China?" Darüber besteht kein Zweifel: von einer kleinen Oberschicht abgesehen, ist das chinesische Volk in seinem Herzen absolut neuerungsfeindlich. Das ist auch gar kein Wunder. Jede Neuerung, bestehe sie in einem Übergehen von der Heimarbeit zur Industrie, oder in der Ablösung des alten Karrentransportes oder Dschunkenverkehrs durch moderne Eisenbahnen und Dampfschiffe, jede solche Neuerung vernichtet zunächst Tausende von Existenzen. Sie gibt Abertausenden neue Nahrung und neue Lebensmöglichkeit, aber bei dem starren Konservativismus des Chinesen dauert es lange, bis er das Neue begreift und sieht, daß es ihn sogar besser ernährt wie die alte Tätigkeit. China wird langsam nervös gemacht, wie es alle westlichen Großmächte schon sind. Eisenbahnen und Autos, Bergwerke und Fabrikschlote, elektrische Straßenbahnen und drahtlose Telegraphie sind alles Dinge, die zum eigentlichen Glück der alten Chinesen nicht gehörten. Die lebten glücklich und zufrieden, bis die fremden Nationen an ihre Türe pochten, ihnen den Opiumgenuß aufzwangen und ihnen die Öffnung von Häfen abnötigten, Zipfel des Reiches wegrissen und dort Kolonien anlegten. China selbst hat in allen Verträgen mit den Fremden stets den Kürzeren gezogen, und das nannten die Fremden dann kultivieren und modernisieren. Vom chinesischen Standpunkte aus ist also eine innere Fremdenfeindlichkeit durchaus zu begreifen, wenn wir sie auch in den Folgen der Boxerunruhen u. s. f. noch so entsetzlich zu spüren bekommen. Wir Fremden sind es, die China erschließen wollen, und wir decken uns da mit dem Wunsche einer kleinen dünnen Oberschicht von Chinesen, die die Modernisierung und Erschließung wünschen, um China selbständig zu machen und letzten Endes dann die Fremden ebenso höflich hinauszukomplimentieren, wie es die japanischen Nachbarn so hübsch und schmerzlos vollbrachten. Gewiß wächst in China die Einsicht, daß ein altes und zurückgebliebenes Land rettungslos den Aus-

ländern verfallen müsse, daß man nur mit den Mitteln der Fremden die fremden Einflüsse besiegen könne. Das Wollen in China selbst wächst damit, das heute nur eine Sache konzessionslustiger und geschäftssüchtiger Fremder ist. Und wie steht es mit dem heutigen Können des Landes? Bare Geldmittel zur Realisierung all der Wünsche sind nicht vorhanden, und wenn sie in kleinem Maßstab vorhanden sind, hält der reiche und ängstliche Chinese sie gerade in den unruhigen Zeiten ängstlich zurück. Wollte China heute nur das, was es in Wirklichkeit selbst kann, dann müßte es raschestens auf die Verwirklichung aller neuen republikanischen Ideen verzichten, den Kaiser wieder einsetzen und in lethargischer Ruhe die Dinge mit einer Langsamkeit weiter entwickeln, die Verschleppung bedeutete und neuem Grenzraub durch die Fremden Tür und Tor öffnete. Nun bieten die Fremden China die Hand, um durch ihr Können sein (und ihr) Wollen zu realisieren. Aber nun will wieder ein großer Teil Chinas nicht, weil die Menge noch nicht so wirtschaftlich denken kann, um einzusehen, daß Anleihen unter Umständen dem Schuldner viel mehr Nutzen bringen können als dem Gläubiger. Das wäre hier in China der Fall. Der ungehobenen Bodenschätze gibt es eine Legion, Kohlen- und Erzlager gilt es zu öffnen, die Millionen in das arme Land werden bringen können, der Weltmarkt würde sich gewaltig verändern, ermöglichten es die Eisenbahnen, alle inländischen Produkte der Landwirtschaft und in späteren Jahren auch der chinesischen Industrie dem Auslande zu übermitteln. In überraschend kurzer Zeit könnte China weit über die prompte Deckung seiner Zinsenlast hinaus ans Rückzahlen der Schulden denken, und wenn freie Bahn für allen Fortschritt wäre, erlebte die Welt ein Beispiel finanzieller Erstarkung, das die Zahlung der 5 Milliarden Kriegsentschädigung von Frankreich an Deutschland in den Schatten stellte. Denn das „Können" Chinas ist in Wirklichkeit unbegrenzt. Dem Lande stehen in seiner riesenhaften Ausdehnung Hilfsmittel und Schätze zur Verfügung, die nach all den wissenschaftlichen Erforschungen und all den Beispielen, die wir jetzt schon haben, ins Unendliche gehen. Das wirkliche Können der chinesischen Nation also wird durch die Ohnmacht und Schwäche des heutigen China gar nicht tangiert. Nur fehlt es an gar mancherlei. Es fehlt, wie gesagt, zunächst am Willen bei den 400 Millionen selbst. Ist es schon verfehlt, zu sagen, dieses 400-Millionenvolk wünsche eine Republik, wo 396 Millionen noch keine Ahnung haben, was überhaupt eine Republik bedeutet, und daß sie seit einem halben Jahre eine haben, so ist es noch verfehlter, zu behaupten, diese 400 oder auch nur diese 4 Millionen

wünschten eine Erschließung Chinas in unserm Sinne. Was hier von den Fremden zu leisten ist, um alle Hindernisse aus dem Wege zu räumen, ist in erster Linie Aufklärungs- und Schularbeit. Naturgemäß kann der Handel, der sich mit Naturnotwendigkeit ausbreitet, unbekümmert um ästhetische oder ethische Schmerzen der davon Betroffenen, nicht warten, bis alle 400 Millionen die Überzeugung von der Notwendigkeit der Erschließung Chinas besitzen werden. Aber wenn es nur wirkliche 4 Millionen sind, die wirklich wollen in China, dann ist es genug. Wenn erst der Wille da ist, dann wird es am Erschließen des wirklichen Könnens in China auch nicht fehlen. Aber hier liegt der eigentliche Schlüssel, der tiefere Grund für alle Schulunternehmungen in China. Denn wer diesen Willen und sein Wachsen beeinflussen kann, der wird auch seinen Anteil am Können haben. Es handelt sich äußerlich um ideale Schulbestrebungen, aber ob sie unter neutraler Flagge segeln oder unter Missionarszeichen stehen, sie haben alle zum Untergrunde geschäftliche Interessen. Nur sollen die Fremden den Bogen nicht überspannen und langsam in China vorgehen. Das Tempo verstehen, das ist alles in der jetzigen Lage, es mäßigen, solange dieser Zustand des Ungewissen und Unsicheren in China herrscht, es forcieren, wenn die geeigneten Leute zur Stelle sind, aber es weise regulieren nach dem Stand der Dinge, das ist die politische und wirtschaftliche Aufgabe der Fremden. An diesem Ausgleich ist von seiten der Fremden zu wenig gearbeitet worden, und aus diesem Mangel resultieren wieder alle geschäftlichen Schläge, die jetzt der fremde Handel erleidet. China dazu zu bringen, daß es mehr will, weil es in Wirklichkeit viel mehr kann und es ferner dazu zu bringen und in den Stand zu setzen, daß es alles kann, was es will, das ist über die jetzige schwere Krise des Reiches der Mitte hinaus die Aufgabe und das Ziel. Gerade jetzt, wo allerhand Ereignisse den Blick aufs Ganze trüben, scheint es angebracht, dieses Endziel wieder in den Vordergrund zu rücken und an ihm die ganze Entwickelung der Politik und Wirtschaft in China zu messen.

G. F. Hartlaub: Das Ende des Impressionismus.

Ein späterer Geschichtsschreiber der Kunst des 19. Jahrhunderts wird den Impressionismus wahrscheinlich mehr nach seinem verneinenden als nach seinem schöpferischen Verdienst bewerten. Er wird dem Programm, das hier schulbildend gewirkt hat, sehr wohl eine erzieherische, weniger aber eine vorbildliche Bedeutung zuerkennen. Gerade diejenigen Werke der sog. Impressionisten, die sich am strengsten an das Prinzipielle ihrer Lehre gebunden zeigen, werden einmal als bloße Schulwerke von ziemlich gleicher Form betrachtet werden, Zeugnisse einer glänzenden Disziplin des Sehens und des Geschmacks, die jedoch ein starkes, persönliches Gepräge vermissen lassen.

Bereits heute darf man sagen, daß die Rolle der einst so viel umstrittenen Bewegung historisch geworden ist. Das zeigt sich schon an Äußerlichkeiten. Unter dem Begriff des „Impressionismus" können sich gegenwärtig viele Leute kaum noch etwas vorstellen, jedenfalls nichts Wesentliches. Denn gewisse äußere Eigenschaften des impressionistischen Malens und Sehens sind heute so sehr Allgemeingut geworden, daß sie kaum noch zum Bewußtsein kommen. Die innere seelische Einstellung dagegen, die das Programm voraussetzte, scheint bereits veraltet. Sie sagt einer Generation wenig mehr, deren radikaler Vortrupp sogar nicht ohne das paradoxe Schlagwort „Expressionismus" auskommen zu können glaubt, um das ganz Veränderte seiner Absichten gebührend zu kennzeichnen.

Gerade auf das „Impressionistische" legen wir angesichts der vollkommensten Schöpfungen von Manet bis Cézanne am wenigsten Wert. Renoirs „Lise", Monets „Camille" gegenüber scheint es einfach belanglos und banal, auf die Schulrichtung ihrer Meister hinzuweisen. Was an ihnen groß ist, teilen sie mit den Gipfeln der Malerei aller Zeiten und Schulen. —

Mit dem Wort „Impressionismus" wissen wir heute wenig mehr anzufangen. Aber es gab eine Generation, die mit dem noch unverbrauchten Begriff lebhafte, ja leidenschaftliche Gefühle verband. Es wird nötig sein, einigen Abstand von uns selbst zu nehmen, um solches Bewußtsein in ganzer Frische auch in uns wieder aufzuwecken.

Was „wollte" der Impressionismus?

Wenn wir es recht betrachten, waren seine Zwecke ganz elementar, grundsätzlich, ja eigentlich selbstverständlich und vor allem bis zu einem gewissen Grade rein pädagogischer Natur.

Im Grunde wollte er nichts anderes, als Künstler und Publikum dazu erziehen, sich wieder eine richtige Vorstellung von dem zu machen, was die Malerei leisten kann. Um gleich zu Anfang die häufigsten Fehlerquellen in der Beurteilung von Kunstwerken zu verstopfen, zog er die Grenzen des künstlerisch Erlaubten zunächst außerordentlich eng. Mit einer heilsamen Pedanterie reinigte er die Aufgabe der Malerei von allen gleichsam sekundären Zwecken, und brachte in aller Schärfe wieder die einfache und doch so oft mißachtete Tatsache zum Bewußtsein, daß der Gegenstand der Malerei das Sichtbare sei, nicht das Denkbare, und daß sie den Schönheitssinn des Auges erfreuen solle, nicht etwa die Phantasie, die sich anläßlich des Gesehenen allerlei Assoziationen hingibt. Aber auch den Begriff des Sichtbaren glaubte die Theorie des Impressionismus genauer einschränken, resp. präzisieren zu müssen. Was sehen wir eigentlich, und was fügt nur die Gewohnheit des Denkens, die reflektierende Erfahrung hinzu? Denn allein auf das erstere kommt es an, nämlich auf den ungetrübten, reinen Eindruck, den man naturwissenschaftlich als das „optische Netzhautbild" definieren könnte; folglich nicht — und hier wurde die Theorie im höchsten Grade praktisch anwendbar — auf den sogenannten „Umriß", der ja nur eine Abstraktion unseres Verstandes ist, nicht auf das Körperliche, Raumerfüllende der Erscheinung, über die uns weniger das Auge als unsere Erinnerung belehrt.

So etwa war das kritische Rüstzeug beschaffen, mit dem die Künstler und Kunstschriftsteller für ihr neues Evangelium ins Feld zogen. —

Ohne Zweifel hat die Lehre Manets und Zolas in diesem ihrem gewissermaßen „intellektuellen Antiintellektualismus" wesentliche erzieherische Absichten verwirklicht. Das geschah nach mehreren Seiten hin. Sie bildete den Geschmack des Publikums; denn, um überhaupt ein impressionistisches Bild auffassen zu können, ist es notwendig, selbst bis zu einem gewissen Grade wie ein Maler sehen zu lernen, und die dazu erforderliche Arbeitsleistung hält davon ab, in einem Gemälde nach Dingen zu suchen, die mit der Kunst nichts zu tun haben.

Sie erzog aber auch die Künstler. Es war heilsam, daß sie deren Idealismus auf eine gewisse Nüchternheit herabstimmte und ihnen dafür gesunde Hochachtung einprägte vor den handwerklichen Grundlagen ihres Berufs. Und indem sie den Maler dazu anhielt, sich statt aller möglichen „idealen" Nebenabsichten zunächst einmal streng auf den empfangenen Eindruck einzustellen, weckte sie eine langentbehrte allerursprünglichste Malerfreude wieder in ihm auf: die Liebe zu aller sichtbaren Erscheinung und zugleich die frische

Einsicht, wie unerschöpflich sich die Natur im Wandel von Luft und Licht zu immer neuen, künstlerisch anregenden Impressionen gestaltet.

Die Erfolge dieser Belehrungen waren reich und blendend: eine erstaunliche Auffrischung und Erweiterung der Palette zu teilweise ganz neuartigen Farbstellungen, ein frisch geweckter Sinn für das Bezaubernde jenes freien, offenen Vortrags, der mit Unrecht „skizzenhaft" genannt wird, und vielmehr einzig dem flüchtigen Reiz des Erscheinenden gerecht zu werden vermag, endlich ganz ungewohnte dekorative Wirkungen, die sich zunächst aus der unkörperlichen Art des Sehens beinahe von selbst ergaben, und welche dann mit Bewußtsein und unter dem Einfluß des neuen japanischen Geschmacks fortgebildet wurden. Alles in allem: man entdeckte zahlreiche Schönheiten wieder, die in der akademischen Malerei gründlich verloren gegangen waren, ja, man fügte ihnen in jenen dekorativen Wirkungen noch neue Werte hinzu, die man mit Recht als die eigentlich modernen ansprechen darf.

Die meisten Ergebnisse des Impressionismus freilich — das müssen wir, die am Ende der Bewegung das Ganze rückblickend überschauen können, heute ohne Umstände zugeben — haben die großen Zeiten der Kunst von jeher besessen, ohne doch das Lehrbare, Prinzipielle daran überhaupt erkannt zu haben. Sie wandten eine solche Malweise gelegentlich, als unmittelbarste Wiedergabe ihrer Konzeption und als höchste Steigerung des Ausdrucks an, bewahrten aber freilich dabei alle Mittel zeichnerischer und plastischer Komposition. Offenbar hatten sie das gesunde Gefühl, daß eine große Tafelmalerei solcher Faktoren keineswegs entraten kann, wenn sie ihren Beruf in ganzem Umfange erfüllen will. Ja, auch darin sahen sie keine Gefahr, daß ihre Malkunst zugleich auch äußerer Würdenträger des übrigen geistigen Inhaltes ihrer Zeit sein wollte. Soviel „literarische Anregungen", — lägen sie nun nur in tief dichterischer, psychologisch-dramatischer Charakteristik, wie bei Rembrandt, oder seien sie geradezu dogmatisch-allegorischer, mythologischer, geschichtlicher oder selbst anekdotischer Natur — die Werke der Malerei bis auf Delacroixs Zeiten auch, gleichsam in aller Unschuld, an den Betrachter abzugeben vermochten, so wuchs doch aus der Tatsache solcher Anregungen durchaus kein Problem. Die Güte der Malerei litt nicht nur darunter keinen Schaden, sondern — und hierin liegt das Geheimnis des goldenen Kunstzeitalters — sie gewann aus ihnen vielmehr noch besondere Schwungkraft für ihren eigensten Ausdruck.

Die Notwendigkeit, theoretisch und praktisch strenger die Vorbedingung der künstlerischen Wirkung von dem bloß Beiläufigen zu trennen, trat erst in dem Augenblicke ein, als die Oberherrschaft nicht mehr unzweifelhaft erschien. Es hängt das mit der besonderen, den bildenden Künsten höchst ungünstigen Konstellation des 19. Jahrhunderts zusammen. Angesichts der immer größeren Weltfremdheit der akademisch altmeisterlichen Atelier- und Rezeptmalerei mit ihrer hochmütigen Vernachlässigung des „Technischen“ zugunsten eines falschverstandenen sogenannten „Inhalts“, — gegenüber einer so bedenklich gewordenen Verschiebung in den Grundlagen natürlichen Kunstschaffens war nun der Impressionismus Manets in der Tat eine geschichtsnotwendige Abwehr.

Dieser mehr negative Charakter als Abwehr, als Reinigung, als Reaktion tritt in jedem seiner Wesenszüge deutlich hervor. Vor allem in der streng antiromantischen Haltung, welche die neue Lehre einnahm, indem sie sich im Gegensatz zu allerlei vagen Weltbeglückungsidealen zu einer Spezialsache, zu einer Fachangelegenheit für Maler machte. Das war nötig, um eine vorzugsweise erzieherische Aufgabe erfüllen zu können, und zeigte zugleich, daß der Impressionismus Ausdruck, notwendige Erscheinung des modernen Lebens sein wollte, was ja Manet geradezu in dem bekannten Schlagwort: „il faut être de son temps“ formuliert hat.

Immerhin enthüllte sich zuerst an diesem Punkte ein eigentümlicher Zwiespalt, eine innere Unzulänglichkeit des Programms. In der Tat steckt ja die impressionistische Form voll von innerer Analogie mit allen modernen Lebensgestaltungen. Diese „Contemporanéité“ durfte aber für die Dogmatiker des Impressionismus nur im „Wie“, nicht im „Was“ des künstlerischen Ausdrucks liegen. Sie konnte auf keinen Fall durch die Wahl der Gegenstände und irgendwelche ideelle Beziehungen zum Inhalt der Gegenwart bestimmt sein. Das war erzieherisch heilsam und doch: indem das „l'art pour l'art“-Prinzip solche äußere Brücken zum Verständnis abbrach, wurde es sich selbst verhängnisvoll und besiegelte die kurze Lebensdauer der ganzen Bewegung. Der Impressionismus blieb Atelier- und Sammlerangelegenheit, weil er in keiner Weise eine äußere, den sozialen, religiösen, politischen Inhalt der Zeit darstellende Funktion übernehmen konnte, wollte, durfte. Denn so sicher jene inneren Analogien auch bestehen mochten, so setzte ihre Erkenntnis doch eine Abstraktion voraus, die nur die Maler und Kunstkenner in ihrer streng formalen Einstellung zu vollziehen imstande waren. Die breitere Masse des Publikums wird niemals fähig sein, zur Erkenntnis malerischer

Werte ohne die Brücke gegenständlicher Teilnahme aufzusteigen. Von jeher geht naiver Kunstgenuß von gewissermaßen nebensächlichen Teilen der künstlerischen Wirkung aus und pflegt erst über sie zur Hauptsache zu gelangen. Bewußtes Kunstschaffen macht dagegen den umgekehrten Weg. Notwendig ist nur, daß sich beide Wege treffen, und dieser Ausgleich ist so vollkommen, daß er sich nicht ungestraft verschieben läßt.

Der Impressionismus berief sich zum Verständnis nicht mehr auf das Ganze der menschlichen Natur, der ja alle ästhetischen Abstraktionen fremd sind und die in jedem Kunstwerk mit allen Kunstsinnen und -Bedürfnissen befriedigt sein will. Hier lag seine Schwäche. Zugleich erwies sich aber eine solche abstrakte Zuspitzung auch vom Malerstandpunkt aus als eine ziemlich beträchtliche Verarmung der Tradition. Freilich stand dieser eine ebenso qualitative Verfeinerung gegenüber, aber es fragt sich doch, ob die spezifische Schönheit gewisser Bilder Monets den Verlust aller jener Wirkungsmittel aufwiegt, deren sich die alten Meister in vollem rhythmischem Zusammenklang bedienten, ohne dabei des impressionistisch abgekürzten Ausdrucks ganz zu entraten.

Der berüchtigte Satz: „Eine gut gemalte Rübe hat künstlerisch nicht geringeren Wert als eine gut gemalte Himmelfahrt," hat zweifellos logisch zwingende Kraft und in unserer Zeit hohen erzieherischen Nutzen. Aber eine solche Radikaltheorie wäre in jedem Jahrhundert mit gesundem Kunstwuchs überflüssig, ja lächerlich gewesen. Jedes Jahrhundert hat eben die Ästhetik, deren es wert ist.

Mit dem Impressionismus schien die bisher von der Geschichte gleichsam „praestabilierte Harmonie" zwischen Kunstgeber und Kunstnehmer endgültig aufgehoben. Eine sehr beklagenswerte Tatsache folgte alsbald daraus: die Vereinsamung der Künstler. Sie sahen sich jetzt statt vom „Volk" von einem Stabe von Kritikern, Historikern und Ästhetikern umgeben, Leuten, die sich erboten, durch literarische Fürsprache die Kluft zwischen Künstler und Publikum wieder zu überbrücken. Das moderne Kunstschriftstellertum ist insofern gewiß mit geschichtlicher Notwendigkeit aus dem Impressionismus hervorgegangen, und rechtfertigt sich damit bis zu einem gewissen Grade. Ob es aber die Brücke geschlagen und nicht vielmehr den Zwiespalt verstärkt, die Isolierung des Künstlers durch lebensfeindliches Philosophieren noch vertieft hat? sei hier nur in Parenthese gefragt. Auch vom Kunstschriftstellertum gilt wohl, was von so manchen neuesten Kulturformen zu sagen ist, daß sie zwar notwendig sind, aber doch vom Übel.

Mit allen seinen Begleiterscheinungen steht der Impressionismus geschichtlich durchaus neben den anderen großen kulturellen Reaktionen des Jahrhunderts, z. B. dem literarischen Naturalismus von Zola bis Verhaeren und dem neukantischen Kritizismus. Alle drei richteten sich gegen eine zu ihrer Zeit verhängnisvoll grassierende Romantik und Metaphysik. Hier wie dort handelte es sich um Grenz- und Zuständigkeitsfragen des künstlerischen und philosophischen Ausdrucks, hier wie dort ward durch den Hinweis auf die Erfahrung — die Sichtbarkeit, die Natur, das Leben, — der Weg gezeigt, wie sich die durch andauernde Grenzübertretung und Fremdvermischung geschwächte Fähigkeit wieder ihre volle Eigenkraft zurückerobern könne.

Und auch dies hatte die große künstlerische Bewegung mit ihren Nachbarn auf philosophischem und dichterischem Gebiet gemein, daß sie alle schon im Keime die Neigung zeigten, eines schönen Tages in ihr Gegenteil umzuschlagen. Hier bewährt sich nur ein ewiges Gesetz der Geistesgeschichte. Alle Abstraktionen, formalistische, spezialistische Zuspitzungen duldet das Leben nicht lange.

Daß man so stark die Art der Beobachtung betonte, das „Wie" des Sehens gegenüber dem „Was", das „Temperament" gegenüber der „Natur", die wissenschaftliche „Methode" gegenüber dem Erkenntnisinhalt, bedeutete nicht immer bloß eine strengere Betonung der Form, sondern brachte die kühle Objektivität plötzlich in eine bedenkliche Nachbarschaft mit ihrem Antipoden, einer schroffen Betonung des „wie ich es sehe", einem Individualismus, um nicht zu sagen Subjektivismus, wie ihn der Geist des Jahrhunderts gleichzeitig in allerlei ebenso lebenskräftigen Ideenkomplexen hervorgebracht hatte. Ähnlich barg ja auch die naturalistische Dichtung Keime von Symbolismus und Neuromantik in sich, — mit welchen sie ja in der barocken Gesamtkunst Wagners bereits von vornherein vermengt gewesen war. So konnte auch die kritizistische Erkenntnistheorie wieder in eine neue idealistische Metaphysik umschlagen und stand endlich der imperativischen Ethik von Kant bis Hartmann die Lehre Nietzsches gegenüber, die man mit einem philosophischen Fachausdruck als „egozentrischen Relativismus" bezeichnen könnte. Dieses eigentümliche Schweben zwischen äußerster subjektiver und äußerster objektiver Weltansicht kennzeichnet die Geistesgeschichte des 19. Jahrhunderts wie nichts anderes. Es erklärt sich im allgemeinen aus jener gefährlichen Zersplitterung ins Spezialfachliche, die alle festen allgemeinen Maßstäbe verloren gehen ließ und nirgends auf die Dauer so verhängnisvoll sein mußte als in der Kunst.

Hier lag wohl der äußere Anlaß, sich von dem kühlen Verhalten dem eigenen Eindruck gegenüber zu befreien, in der Verlockung begründet, die von den bereits erwähnten neuartigen, ausgesprochen dekorativen Wirkungen und Farbstellungen ausging. Daß man diese künstlerischen Möglichkeiten immer stärker im Sinne eines schöpferischen, freien Ausdrucks nützte, daß man schließlich die Farbe nicht mehr nach ihrer objektiven „Wahrheit", ja nicht einmal nur in ihrer äußeren sinnlichen Schönheit, sondern sogar in ihrer ursprünglichen, primitiven Gefühlssymbolik verstehen lernte, hat freilich in manchen und gerade den besten Leistungen der großen Impressionisten zu einem glücklichen Ausgleich geführt. In der Hauptsache jedoch mußte die neue Abkehr vom Objekt geschichtlich viel folgenschwerer sein, als die Künstler ahnen konnten. Das geschah aus folgendem Grunde:

Die neuen Vorstellungen von dekorativer Form ließen sich auf die Dauer nicht mehr im Rahmen der hergebrachten Tafelmalerei lösen. Damit war aber der Schwerpunkt des ganzen Problems verschoben. Es liegt schon im Wesen eines Bildes vom rein impressionistischen Typ, daß es viel stärker von der Farbstellung seiner Umgebung abhängig ist, als ein Tafelgemälde hergebrachten Stils. Es schließt sich nicht mit seinem Rahmen zu einer eigenständigen illusionären Welt ab, belebt keinen Raum für sich, sondern scheint darauf berechnet, einem größeren Raumgebilde schmückend anzugehören. Nachdem die impressionistische Malerei auf vielerlei überlieferte Werte freiwillig verzichtet, begab sie sich hiermit wider Willen ihrer Selbständigkeit als einer freien und unabhängigen Kunst und drohte sie nicht nur sich selbst aufzuheben, sondern zugleich alle die hergebrachten Vorstellungen von bildhafter Wirkung überhaupt, wie sie sich seit dem 17. Jahrhundert an dem realistischen Stil des freien, beweglichen, gerahmten Tafelbildes entwickelt hatten. Am sichtbarsten wird das eben dort, wo sich der impressionistische Gedanke am schärfsten ausprägt, in dem sogenannten Neo-Impressionismus Signacs, Seurats usw.

Man erinnere sich, daß diese Maler die wissenschaftliche Analyse des Eindrucks auf die Spitze trieben, indem sie ihre Ergebnisse, die reinen komplementären Farbelemente, deren Mischung im Auge des Beschauers die natürliche Farbwirkung ergibt, auch auf der Leinwand unvermischt nebeneinander setzten. Schon dadurch, daß man zu diesem Zwecke die freie Pinselschrift aufhob und statt dessen ein mechanisches Nebeneinandersetzen der reinen Farbpigmente forderte, entfernte man sich weit von den Traditionen und Möglichkeiten der Tafelmalerei überhaupt.

Das unpersönliche Mosaik der neoimpressionistischen Malweise tut in seiner riesigen Leuchtkraft nur dann noch eine Wirkung, wenn das Auge Abstand genug nehmen kann, um die Mischung vollziehen zu können: also bei einer Anwendung als Decken- oder Wandmalerei in gegebenen Räumen mit bestimmten Verhältnissen. Erfüllt die Kunst aber dergestalt erst rein dekorative Aufgaben, so gibt sie ihre ursprüngliche Begründung als Wirklichkeitsdarstellung auf und unterliegt neuen, rein idealen Stilgesetzen.

Der Realismus der Malerei seit dem 17. Jahrhundert führt sich hier in seinem extremsten Ausläufer selbst ad absurdum und schlägt in sein Gegenteil um. Ein historischer Kreislauf ist vollendet. Ohne Frage lief die Malerei jetzt Gefahr, auf die Stufe der angewandten Kunst zu sinken, Teppich, Tapete, freies musikalisches Farbenarrangement zu werden. Um dagegen die Würde einer freien Kunst zu behalten und in dem architektonischen Raumgebilde selbständige Bedeutung zu wahren, hätte das zerflossene Farbengewoge der Bindung bedurft. Aber für den zeichnerischen Umriß, für räumlich-plastische Komposition, für alle Elemente direkter geistiger Umformung der Eindrücke war in der Lehre des Impressionismus kein Platz.

Wieder zeigte sich die eigentümliche geschichtliche Unproduktivität des impressionistischen Gedankens. —

Aber in dem wunderbaren Dualismus seines geistigen Schaffens hatte das Jahrhundert eine künstlerische Gegenbewegung hervorgebracht, die gerade das enthielt, wessen die sublime Eindrucksmalerei so sehr benötigte, um mit ihren Ergebnissen fruchtbar in der Entwicklung aufgehen zu können. Es gab einen Antiimpressionismus, eine Kunst, die ihre Kräfte nicht aus der Sinnlichkeit, sondern aus dem Geiste, nicht aus der Analyse, sondern aus der Formung, nicht aus der flüchtigen Erscheinung, sondern aus der unvergänglichen „Idee“ zu ziehen wußte.

Wer die Geistesgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts kennt, weiß, daß das „Problem der Form“ von Kant bis Cohen, von Hölderlin bis Hofmannsthal, von Mozart bis Reger, von Ingres bis Hodler nicht eingeschlafen ist. Er weiß Marées' Ringen um eine monumentale Stilkunst im Zeitalter der Monet, Seurat usw. in seiner ganzen menschlichen und geschichtlichen Bedeutung zu würdigen.

Freilich, so verschieden uns auch der Ausgangspunkt eines Monet und eines Marées erscheinen wird, noch wichtiger ist es, sich vorher klarzumachen, was diese beiden stärksten Kunstbestrebungen des letzten Jahrhunderts bei aller Gegensätzlichkeit

innerlich miteinander verband. Denn erst damit, daß wir ihre innerste Einheit begreifen, wird es uns möglich, zu glauben, daß sie beide dauernd wertvoll sein konnten. Indem wir den gemeinsamen Adel aller Kunstabsichten, die in unserem so verworrenen kunstfeindlichen Zeitalter ernst genommen werden müssen, fühlen, verstehen wir aber zugleich auch ihre innerste Tragik.

Der Antiimpressionismus als geschichtliche Gesamterscheinung stellt sich viel zerfahrener, weniger streng und rein dar als seine große Gegenbewegung. In seinen wertvollsten Ausprägungen aber — freilich auch nur in diesen! — ist er eine ebenso schroffe Reaktion gegen die falsche Kunstvermischung, ebenso unromantisch, ebenso abstrakt, und schreibt ebenso hochmütig das Kennwort l'art pour l'art auf seine Fahnen, wie jener.

Er ist auch ebenso folgerichtig in der Ablehnung äußerer gegenständlicher Beziehungen wie sein Widerpart. Er ist nicht weniger streng auf das „Problem der Form" bedacht, als jener auf das der Erfahrung.

Weil aber die Erfahrung jung und ewig neu ist, war nur der Impressionismus berufen, den eigentlich modernen, zeitgemäßen Kunststil abzugeben. Seine Gegenrichtung befand sich hingegen von vornherein in einem gewissen Kontrast zum Zeitinhalt. Wer sich angesichts der abgestorbenen Rezepte akademischer „Zeichnung" und „Komposition" wieder auf die einfachen Bestandteile geistiger Formung und Bindung besinnen wollte, mußte weit zurückgreifen auf die großen und schlichten Abstraktionen strengerer und primitiverer Stile. Die Geschichte des Antiimpressionismus im neunzehnten Jahrhundert ist zugleich der Fortschritt einer neuen Primitivität. Seit Ingres und Cornelius ist man von Rafael über Botticelli zur Gotik, ja noch weiter bis zur griechisch-ägyptischen Frühzeit, zum Orient, ja neuerdings selbst zu den Naturvölkern zurückgegangen.

Der Impressionismus ließ sich — zu seinem Vorteil und Nachteil — von der Naturwissenschaft seines Zeitalters befruchten.

Der Antiimpressionismus mußte — durchaus zu seinen Ungunsten — in eine bedenkliche Nachbarschaft zu altertümelnder Romantik verschiedenster Färbung geraten. Wir haben die warnenden Beispiele der „Linienkunst" der Nazarener und Präraffaeliten und allen möglichen neuesten „Stilismus". Nur in den besten Fällen — wie bei Hans von Marées — sprach keine romantische Sentimentalität, sondern rein formale Überlegung. Aber eben auf diese kommt es uns an.



Wir dürfen also sagen, daß die beiden großen Kunstbewegungen bei aller Verschiedenheit zunächst einmal den strengen Formalismus gemein hatten. Aber diese künstlerische Tugend ist größer im Verneinen als im Bejahen. Darum mußte nicht nur dieser, sondern auch jener Wille zur Kunst an dem Verhängnis seiner allzu strengen Tugend scheitern.

An beiden rächt sich das unheimliche Auseinanderklaffen von Sinnlichkeit und Geistigkeit in unserer Kultur. Müssen wir sagen, daß es im goldenen Zeitalter der Malerei, von Giorgione bis Delacroix, keinen solchen Dualismus, keine Einheit von Eindruck und Ausdruck, ganz oberflächlich gesagt von Linie und Farbe gegeben hat? Der Historiker weiß, daß die noch früheren Jahrhunderte, daß die ganze Kunst des Mittelalters dualistisch ist; wir müssen uns bewußt machen, daß sich die Erscheinungen jener Epoche in den Krisen unseres Zeitalters wiederholen, und daß unsere Kunst darum nicht ohne tiefen Instinkt gerade von der des Mittelalters Anregung empfängt. Nur die glücklichsten Naturen des Jahrhunderts haben den Zwiespalt nicht empfunden: ein Leibl, Renoir, Menzel, Liebermann und noch manche andere — aber auch diese nur in ihren allerbesten Stunden.

Die historische Unzulänglichkeit des modernen Kultur-Dualismus zeigte sich in der Kunst sogleich, als sie über ihre fachmäßige Beschränkung hinaus zu eigentlich positiven neuen Lebens-Werten schreiten wollte. Wir sahen, wie die impressionistische Malerei nach der neuen Architektur begehrte, um fruchtbar werden zu können. Jetzt erkennen wir, daß sie auch dieses Verlangen mit ihrer geschichtlichen Gegnerin gemein hatte. Denn die Kunst eines Hans von Marées bedarf wie keine einer neuen Baukunst, sie träumt von einer zugleich dekorativen und doch bedeutungsvollen Anwendung in großen monumentalen Architekturen. Das bedarf heute keiner Worte mehr. Auch der Antiimpressionismus will über das Tafelbild hinaus.

Er konnte also seinen Ruf mit dem des Gegners vereinigen. Alle Zeichen deuteten auf die Notwendigkeit einer Verbindung der beiden Strömungen in dem großen Flußbett der neuen Architektur. Sie hätten beide ihre prinzipielle Einseitigkeit überwunden, sich gegenseitig zu höchster Leistung befruchten können.

Aber jene erträumte Monumentalarchitektur existierte nicht. Sie konnte nicht existieren.

Hier lag das Verhängnis.

———o———



Freilich hat es nicht an Ansätzen gefehlt.

Man wird nicht leugnen können, daß gerade der Antiimpressionismus, daß eben der strenge Reliefstil eines Hans von Marées gewisse Keime enthält, die im geeigneten Boden zum Wuchs einer modernen Architektur beitragen könnten. Indem die Lehre des Malers eine Bildhauerschule befruchtete, wies sie die Bahn des Aufstiegs von einer gesetzmäßigen Malerei über eine tektonische Plastik zur Baukunst. Wenn trotzdem alle diese Bestrebungen Fragment bleiben mußten und selbst ein Adolf Hildebrand nur eine Schule neben anderen Schulen von noch dazu direkt entgegengesetzten Intentionen zu bilden vermocht hat, wenn aus dem Präraffaelismus des Malers van de Velde schließlich doch nur ein völlig willkürliches Architekturornament entstehen konnte, — so liegt das eben an der unumstößlichen Tatsache, daß sich noch keine Baukunst von der Malerei hat Gesetze diktieren lassen, und daß es vielmehr zu allen Zeiten organischen Kunstwuchses umgekehrt gewesen ist. Denn ein Baustil ist eben keine rein ästhetische, sondern eine praktische, wirtschaftliche, soziale, religiöse Bedürfnisfrage.

Die unselige Verworrenheit der modernen Kunstzustände kommt hier verhängnisvoll zutage.

Freilich bekamen wir moderne Bauten, öffentliche und noch mehr private. Sie waren sozusagen um die Bilder der Impressionisten und die Reliefs Adolf Hildebrands herumkomponiert. Und doch: man merkt ihnen an, daß sie Geschöpfe einer Sehnsucht sind, die auf einen weit höheren Gegenstand abzielte, als den, welchen das Leben schließlich gestattete. Daher das eigentümlich Abstrakte, Kalte, übermäßig Repräsentative vieler moderner Privatbauten, und der Mangel eines wirklichen Ornamentes. Was wir besitzen, ist letzten Grundes — von rein hygienisch praktischen Maßnahmen abgesehen — wohl ein Ausfluß, doch kein Ausdruck unseres modernen Lebensinhaltes. Der unleugbare Geschmack unserer Wohnkultur liegt wohl mehr im Vermeiden des Häßlichen, als im Neuschaffen des Schönen. Er ist bezeichnenderweise am vollkommensten dort, wo er am wenigsten „modern“ sein will und streng konservativ die vor 100 Jahren abgerissene Tradition wieder aufnimmt.

Der moderne Baustil in Deutschland entstand als eine Hilfskonstruktion der Malerei und Plastik. Er ist bis heute noch Privatsache einzelner Besteller oder einer Behörde, die gelegentlich auch einmal einem Architekten der „modernen Richtung“ einen Auftrag gibt. Es scheint wie eine Ironie des Schicksals, daß gerade bei denjenigen Aufgaben, für die unsere Gegenwart

typische Lösungen herangebildet hat, dem Bahnhof, dem Warenhaus, eine Mitwirkung der übrigen Künste kaum nötig scheint.

Am Warenhaus wird kein neues Mosaik, kein junger Freskostil heranreifen.

Die neue Architektur ist auf keinen Fall selbständig genug, die anderen Künste von sich abhängig zu machen, und Träger einer künstlerischen Synthese zu sein, wie derjenigen, deren Möglichkeit wir heraufdämmern sahen. Hier liegt der große Unterschied zum Mittelalter.

Man muß den ganzen Anspruch der erträumten Synthese begreifen, muß verstehen, welche Voraussetzungen sie im Umfang des menschlichen Lebens vorfinden müßte, um nicht nur eine äußerliche Kombination, ein Atelierexperiment zu sein, sondern innerliches, organisches Wachstum zu entwickeln. Es handelt sich ja nicht um die Verschmelzung zweier beliebiger Maltechniken, sondern um eine Vereinigung von Weltanschauungen, die in Parallele mit den Absichten des religiösen Monismus steht. Der Sensualismus soll in Mystik, der Naturalismus in Symbolik übergehen. Der Farbensinn, und zwar ein durch lange Übung äußerst empfindlich gemachter, überkultivierter, der nur noch auf stärkste Reizmittel antwortet, stellt sich freischöpferisch neben den Formsinn. In seiner Ermüdung verlangt das Kunstgefühl nach strengster Vereinfachung, hat Lust an stärksten Gegensätzen. Reiner Umriß, edelste Reliefkomposition und ungeheure Farbenpracht. Denn die starke, einfache Form verträgt sich nur mit reiner, komplementärer Farbe.

Aus einer solchen Synthese könnte nur eine Art von neuer Primitivität hervorgehen. Die Kunst der Zukunft müßte eine ideale Ausdruckskunst, müßte eine bis zu einem gewissen Grade unpersönliche und in ihrer Gesamtwirkung ekstatische Kunst darstellen!

Von alledem kann nun nicht die Rede sein. Für Bauten, an denen eine Malerei von so unerhörtem Anspruch Sinn haben könnte, fehlt es vorläufig in unserer Kultur durchaus an Platz. Die Sehnsucht unserer Maler und Bildhauer ist dem übrigen Zeitinhalt weit vorausgeeilt. Der Abstand von Kunst und Leben ist zu gewaltig geworden. Erst wenn es wieder ein soziales oder religiöses Bedürfnis gibt, das nach großen Räumen für irgendeine Art von geistiger Gemeinsamkeit verlangt, erst wenn umfassende menschliche Gefühlskomplexe vorhanden sind, die nach sichtbaren Symbolen begehren, wird eine solche Architektur Sinn haben, wie sie die Künstler sich gern erträumen.

Was heute in diesem Sinne geschaffen wird, rechnet zu den vielen künstlichen Neubildungsversuchen unserer Kultur, die nur bestimmt sind, fruchtlos im Sande zu verlaufen. Es muß ganz notwendig Fragment bleiben.

—————o—————

Die kölnische Sonderbund-Ausstellung, die soeben ihre Pforten geschlossen hat, gab uns das traurige Schauspiel dieses modernen Kunstidealismus.

Als der Held in der Schicksalstragödie des neuen Wollens zeigte sich hier van Gogh. Von ihm muß nun vor allen Dingen die Rede sein.

Nach dem biogenetischen Grundgesetz genialer Geistesentwicklung durchläuft er noch einmal alle wichtigen Phasen der Vergangenheit. Er beginnt bei den alten Meistern. Er malt in Paris nach der streng analytischen Art der Impressionisten. In der Einsamkeit von Arles aber bricht durch, was unsern Künstler zum Märtyrer unserer Kultur erhoben hat.

Die Entwicklung drängt ihn mit Naturnotwendigkeit zu jener Wiedervereinigung, deren Sinn wir zu erkennen suchten, alle die Eigentümlichkeiten, besonderen Absichten einer solchen Synthese reifen in ihm zum Bewußtsein. Er muß den Schritt tun, obgleich aller Boden dazu fehlt, mußte alle Konsequenzen ziehen, für die das Leben doch keinen Platz hatte.

Niemals hat das Innen und Außen des Daseins einen so klaffenden Abstand gezeigt.

Van Gogh mußte also fortfahren, Tafelbilder zu malen, Einzelwerte für Galerien, Private, Ausstellungen und Kunsthandlungen, obgleich alles in ihm von einem solchen Zufallsbetrieb zur Notwendigkeit, vom Mobiliar zur Immobiliarkunst drängte.

Alles Herrlichste, was er schuf, mußte so Fragment bleiben, Fragment zu der heimlichen Kathedrale des kommenden Geistes und der zukünftigen Gemeinsamkeit. Nicht ohne tiefen Grund war van Gogh Sozialist und träumte von zyklischem Schaffen einer anonymen Produktionsgenossenschaft von Künstlern. Nichts wehrte sich in ihm gegen sog. inhaltliche, allgemein menschliche, ja literarische Bedeutungen der sichtbaren Kunst, ja er wollte nicht nur dekorativ, sondern auch symbolisch sein. Und wenn dennoch an manchen seiner Werke das Ornament beinahe als Selbstzweck erscheint, so geschah das wider Willen und aus dem Grunde, weil uns jene geistigen Inhalte, neue Religion, Mythos und Heilslehre fehlen.

Zur Kathedrale von Stein gehört die Kathedrale des Geistes.

Van Gogh hat keinerlei Konzessionen gemacht. Er hat sich nicht in dieser Umwelt eingerichtet. Viele seiner Bilder werden nach einem Jahrhundert zerstört sein, weil sie nicht solid genug gemalt sind. Das übermäßig Starke, Hemmungslose seiner Kunst, die beinahe pathologische Ekstase, die nicht eben dauerhafte Malweise — alles das sind die Folgen einer unendlichen Einsamkeit des Willens. Es ist die Stimme des Predigers in der Wüste, die schließlich unkontrolliert klingt, weil sie nicht Echo und Antwort findet, und an Intensität verdoppelt, was sie an äußerer Wirkung vermißt.

Keine Kunst ist prophetischer als die van Goghs.

Was an ihr vollkommen, ist sein eigenstes Verdienst, was aber unvollkommen scheint, daran ist nicht er, sondern sind wir schuld.

Es soll nun eine neueste Kunst-Donquijoterie geben, die da beansprucht, van Goghs Prophezeiungen zu erfüllen. Wenn man ihn in der Sonderbund-Ausstellung inmitten dieser seiner „Jünger" erblickte, dann wußte man erst, wie einsam er war und noch lange bleiben wird. Man erkannte auch, daß er ein Verhängnis und ein Verführer wider Willen ist.

Die neue Malerei hat viele Namen. Die heillos überspannte Überbewußtheit unseres allzu nepotischen Zeitgeistes erfindet deren zu Dutzenden. Die Künstler von heute sind ihre eigenen Kunsthistoriker. Für keine Zunft ist die Konstellation heute so günstig wie für den Kunsthistoriker.

Wir müssen also den Kubismus, den Futurismus, Expressionismus über uns ergehen lassen und mit dem blauen Reiter ins allzu Blaue galoppieren.

Alle diese Richtungen mögen im Atelier sehr interessant sein. Aber was diese Leute dort tun, geht uns andere gar nichts an.

Freilich, so bedeutungslos dies Treiben im menschlichen Sinne sein mag, so symptomatisch ist es doch für unsere Zeit, wenn wir sie als Psychologe, Pathologe und Historiker betrachten.

Das einzig Erfreuliche unter allem, was uns die kölnische Ausstellung an Neuestem zu bieten hatte, war dort zu finden, wo sich Künstler vom Tafelbilde loslösten und auch äußerlich den Schritt in die angewandte Kunst taten, — die wenigen Möglichkeiten höherer „Anwendung" ergreifend, welche die Zeit bietet. So groß die Hochachtung vor einem Thorn-Prikker sein muß, der diesen Schritt gewagt hat, so gering ist andererseits das Verdienst zu werten, das in dem unleugbar dekorativen Geschmack fast aller unserer



Jüngsten gefunden werden könnte, in ihrem Sinn für Flächenwirkung, Farbverteilung und dergleichen. Man muß heute schon beträchtlich talentlos sein, um für solche Effekte keine Handfertigkeit zu besitzen.

Gegenüber dem zweifellosen Gelingen grobdekorativer Wirkung, die im faustsicheren, radikalen Hinhauen von Farbe und Form sich Genüge tut, muß immer wieder die ungeheure Verarmung angestaunt werden, der hier die Kunst der Tafelmalerei anheimgefallen ist.

Bei solcher Nacktheit und Kahlheit ist selbst jene neueste Romantik, die wieder nach Inhalten, Beziehungen, „Titeln" ruft, als eine Reaktion immerhin zu begrüßen. Leider fehlt es ihr nur zu einer wirksamen Reaktion an allem und jedem Rüstzeug. Denn um wieder „Perseus und Andromeda" und „Kreuzabnahme" zu malen, reichen die primitiven Waffen unserer blauen Ritter am wenigsten aus.

Man sieht keinen rechten Sinn in einer Wendung ins Expressionistische, ohne doch Expression, ins Dekorative, ohne doch Dekoration, ins Primitive, ohne doch primitiv sein zu können.

Machte van Gogh die quantitative Armut seiner Mittel zehnmal durch die ungeheure Intensität seines Ausdrucks wett, so tritt bei den Jüngsten einfach nur der bare Mangel zutage.

Von Cézanne, dem letzten, freiesten, geistigsten, ausdrucksvollsten „Impressionisten", fand noch mancher den Weg zum „Bilde", zur Tradition zurück, von van Gogh keiner, weil dieser Maler viel verhängnisvoller ist. Aber auch die glücklicheren Bestrebungen jener Jünger Cézannes werden bedroht durch die grau-leibhaftige Gegenwart gewisser gespenstisch kalter Intellektualismen. **Gerade die Methode, die in dem Unsinn des „Kubismus" steckt, ist so unkünstlerisch und unfruchtbar.**

Der Impressionismus hatte von gegenständlichen Beziehungen abstrahiert. Er abstrahierte weiter vom Gegenstande selbst und beschränkte sich auf dessen Eindruck. Schon hier lag für diejenigen, welche den quantitativen Mangel nicht qualitativ wettzumachen wußten, eine gewisse Verarmung. Blieb nun noch das subjektive Eindrucksbild als Gegenstand der Malerei übrig, so war es beim Hereinbrechen der expressionistisch-romantischen Absichten gar kein großer Einfall, auch davon noch zu „abstrahieren". Dieser Witz ist ebenso absurd wie konsequent. Noch besser allerdings wäre es, auch von dem übrigbleibenden Farbenspiel zu „abstrahieren", und dann angesichts der leeren Leinwand dem Betrachter faustisch einzuflüstern: „In deinem Nichts hoff ich das All zu finden."

Das letzte Band zwischen Schaffendem und Genießendem ist endgültig zerrissen. Subjektive und objektive Notwendigkeit der Kunst stehen in gar keiner Beziehung mehr. Kandinsky mag noch so notwendig und logisch „schaffen", aber die menschliche Natur bietet keinerlei Möglichkeit, dieses Schaffen zu „verstehen".

Es muß gesagt werden, daß sich die bildende Kunst in dem Augenblicke, da sie sich jeder objektiven Grundlage begibt, theoretisch auf die Stufe der Musik stellt. Die Malerei will jetzt so unabhängig mit Formen und Farben schalten, wie die Musik mit ihren Tönen. Die Musik ist die reinste, abstrakteste, geistigste aller Künste. Gewiß ist aus ihrem Geiste jede Schöpferkraft der Phantasie geboren. Rückkehr zum Geiste der Musik heißt also das Chaos aufsuchen, in dem noch alle Künste ungeschieden beieinander wohnen, heißt untertauchen in den dionysischen Gesamtwillen zur Kunst. Diese Absicht klingt beinahe erhaben, sie ist aber nichts anderes als schlimmste Schwächeerscheinung, als krankhaftester Atavismus.

Allen Abstraktionen gegenüber behält das Leben in seinen natürlichen Mischformen recht. Man lasse den Philosophen diesen Mischcharakter übersehen, weit schlimmer ist es, daß die Künstler ihn nicht mehr fühlen und gerade in seiner rätselhaften Unauflösbarkeit lieben.

Wir sind von einem Extrem in das andere gefallen. Hatten wir eben die Herrschaft der Literatur abgeschüttelt, so erfreuen wir uns heute einer Tyrannei der Musik, die noch viel ärger ist als jene. Dieser neue Bund von Malerei und Musik muß als pervers bezeichnet werden. Die Musiker haben gewisse Konsequenzen daraus gezogen, die die Grundlagen ihrer Kunst vom Seelischen ins Neurotische verschieben. Mit gewissen halbpathologischen Tatsachen des Farbenhörens, Tonsehens etc. — Vorstellungen, mit denen jede Romantik und jedes Barock noch gern gespielt haben, — wird jetzt blutiger Ernst gemacht.

Auch Neurosen sind naturgesetzmäßig und darum ist sicher auch die Musik Skriabines nicht ohne Gesetz, aber der Ablauf der Krankheit ist nicht die Regel der Kunst.

Es muß erst ein neuer Lessing auferstehen, der die Untersuchungen über die Grenzen der bildenden Künste vor allem auf das Verhältnis von Musik und Malerei auszudehnen hätte.

Aber besser als die Überlegungen der Gelehrten werden der kranken Kunst die Künstler selber helfen können. Und besser noch als diese: wir alle.

Wilhelm von Scholz: Saturnusjahre. Terzinen.

Gib drei Saturnusjahre mir, drei Leben,
statt dieser hastig schnellen Erdenjahre,
in denen Monde kurz wie Stunden schweben,

rasch wechselnd, wiederkehrend — statt daß wunderbare
Unendlichkeit die Jahreszeiten sind,
raumhaft gewaltig, jede Wieg' und Bahre

für einen Lebenstraum, der spät zerrinnt
und neuer Weisheit weicht im Ring der Zeiten,
die uns dann Altern und Erkennen sind,

die sich mit stiller Dauer um uns breiten,
daß wir drin wachsend alle Hast verlernen
und durch ein weithin ruhendes Werden schreiten.

Gesegnet von den eilelosen Sternen,
die jede Nacht am gleichen Himmel steh'n,
geht unser Schritt in lang verhüllte Fernen.

Die Jahresmonde, die uns wachsen seh'n,
sind weit entwichen, wenn wir Männer sind
und steil auf schattenloser Höhe steh'n.

Sie kehren wieder, spät, kühl und gelind
und bringen Liebe, Jugend, Traum herauf,
die dann der Geist zum erstenmal durchsinnt.

Blühender geh'n sie vor der Seele auf,
die nichts mehr flüchtig wähnt, was ihr entschwindet,
weil einem ruhevollen Zeitenlauf

sie alles einmal und für immer bindet.
Wir sind zu groß für die so hastige Zeit,
die an der Blüte schon den Herbst entzündet.

Wir wollen Dauer! Laß das braune Kleid
des Laubs ohn' Ende an den Bäumen hangen,
daß in den Herbst wir wandern mondenweit.

Durch Jahre laß für uns die abendlangen
Dämmerungen tief und immer tiefer reichen,
daß die Gesichte, die uns weit umfangen,

nicht, kaum uns wandelnd, neuem Tage weichen.
Dann werden unsere Stunden dunkelgroß
und schweigend jede tief der andern gleichen;

wir aber ringen aus der Zeit uns los,
die wir vergessen, in ein Jetzt getaucht,
ein Gegenwärtigbleiben wandellos,

das uns wie ruhender Seelenraum umhaucht.
Gib drei Saturnusjahre mir, drei Leben,
wie sie mein Geist zu seinem Werke braucht,

dem Erdenjahre allzu rasch entschweben . . .

Aus alten Handschriften.

Ein unveröffentlichter Brief der Gemahlin König Otto I. von Griechenland über die politischen Wirren in Athen.

Athen, den 9. Jan. 1850.

Mein lieber, guter, süsser, engels Papa! Mit der Franz. Post schrieb ich Dir und ich fahre fort Dich au courant von dem Unerhörten zu halten; wer nicht gegenwärtig ist, glaubt es nicht. Gott sei gelobt, der auch in dieser Zeit uns nicht verlässt und da, wo unsere Feinde uns schaden wollten, Alles zum Besten leitet; die Haltung des Volkes, der Kammer ist herrlicher und inniger denn je, das Band zwischen König und Volk, wovon wir die rührendsten Beweise hatten, jede Parteileidenschaft hat vor der Gefahr des Vaterlandes aufgehört, Feinde umarmen sich, — es lebe der König, das Vaterland, unsere Nationalität, das ist der 1000stimmige Ruf. Doch ich will chronologisch erzählen und schicke Dir auch die Hauptpiècen. Als ich meinen Brief am Freitag, d. 18. schloss, schrieb ich, dass unser Ministerium, gestützt auf sein Recht, das Schiedsgericht der beiden andern Schutzmächte angerufen hatte. Als wir hinab ritten zur Musik erfuhren wir schon, dass Wyse der Regierung kund that, das unsere Kriegsschiffe nicht mehr die Häfen verlassen dürften, sonst würden sie zurückgeführt werden mit Gewalt. Unser Dampfschiff hatte schon vor dieser Mittheilung den Hafen verlassen, mit Befehlen nach Syra, aber ein englisches Dampfschiff folgte ihm. Um es zu benachrichtigen schickte man ein französisches Dampfschiff nach, das es aber nicht traf, und am 19. Morgens hatten es die Engländer gezwungen umzukehren und brachten es nach dem Pyräus zurück. Unser Kapitän protestierte feierlichst. Der Admiral hatte noch ein Dampfschiff nachgeschickt. Ein kl. Kutter, der den Dienst zwischen hier und Paros thut, ward auch eingeholt; da er nicht wenden wollte (er hatte 6 Mann an Bord) stiegen die Engländer hinein und wendeten ihn selbst und brachten ihn auf den alten Ankerplatz. Um Mittag den 19. begab sich der Wyse mit dem Admiral und der Gesandtschaft hinab; sie durchfuhren die belebteste Strasse, hoffend insultiert zu werden; die Menschenmenge drehte ihnen den Rücken zu und schwieg trotz der furchtbaren Wuth, aber sie haben politischen Takt und wissen was nichts hilft und schadet. Wyse liess Londos avertieren, er gingen für 6 Tage auf die Flotte zum Besuch —, nimmt seine Pässe nicht, erklärt nicht den Krieg und handelt wie ein Pirat; denn denke Dir, auf einmal kommt die Nachricht dass die Engländer unser Dampfschiff und Kutter genommen haben und nach Ambelacki, den Hafen von Salamis gebracht haben, und der Wyse avertiert immer unsere Minister hernach, dass der Admiral sich genöthigt sah, unsere Schiffe zu nehmen und nach Salamis zu bringen, weil sie gestern versuchten, auszulaufen, notabene das Dampfschiff vor der Erklärung, — und er würde sie behalten, bis wir die Verlangen erfüllt hätten. Andere Dampfschiffe wurden ausgeschickt, unsere übrigen Schiffe zu holen. Die Piraten stiegen an Bord des Dampfschiffes, lichteten die Anker und nahmen es ins Schlepptau, weil unsere Leute sich nicht ergeben wollten. Einstweilen hatten beide Kammern sich für die Haltung unseres Gouvernements einstimmig ausgesprochen; im Senat ergriff Tocknyis, der Engländer, das Wort, billigte die Handlungsweise des Ministeriums und ermahnte es auf dem Wege des Rechtes, der Ehre des Throns und der Unabhängigkeit des Landes zu verharren. Frankreich und

Russland protestirten offiziell als garants unserer Unabhängigkeit gegen diese Gewaltakte. Frankreich süperbe; unsere Protestation wird Dir auch gefallen. Im Volke ein Zähneknirschen der Wuth, aber auch der fest ausgesprochene Wille, lieber Haus und Hof verlieren, als den jonischen Inseln gleich zu werden. Gestern Morgen wie ich aufstand und zum Fenster hinaussah, und der Gedanke mich erfasste, das Meer sei nicht mehr unser, und die englischen Dampfschiffe darauf herumwogten, oh! da kochte mein Blut, ich ward wüthend, und als ich in die Kirche ging, kämpfte ich einen schweren Kampf, zum ersten Mal wurde mir die Bitte schwer, vergieb mir meine Schuld, wie ich vergebe meinen Schuldigern. Es war ja unser Land, das beschimpft, gekränkt, mit Füssen getreten wird. In der Epistel hiess es: segnet, die euch verfolgen, segnet und fluchet nicht. Ich ward ruhiger, aber zornig war ich, da sah ich die Piraten wieder mit einem kleinen Kanonenboote ankommen, das sie wahrscheinlich in Paros raubten, Gottlob ist die Amalie in der Reparatur und ihr wird der Schimpf erspart. Wir ritten als am Sonntag hinab zur Musik, mit welcher unendlichen Liebe grüssten uns die Leute, als wir durch die Stadt ritten, wie sahen sie uns an, als das Paladium ihrer Unabhängigkeit, und wie wir zur Musik kamen, wo viele 1000 versammelt waren, da ertönte ein donnerndes Hoch, und immer wieder, es lebe der König, die Königin, das Vaterland, unsere Nationalität; und wie das Stück aus war und wir herumritten wieder, da ertönten griechische Weisen, und das Rufen war donnerähnlich, und die russischen, französischen, österreichischen Offiziere, Alles war hingerissen von der Macht des Augenblicks und Alle riefen und schwenkten ihre Kappen und wie wir fortritten und jeder Einzelne, dem wir begegneten von den Leuten, rief noch sein, es lebe unser König und unsere Königin, und die italienischen Flüchtlinge und die Polen sogar riefen, dem Volke erzählend, wie die Engländer sie hineingebracht ins Unglück und sie hätten hernach sitzen lassen. Es war ein grossartiger Moment, ganz Europa mit seinen verschiedenen Nationalitäten Griechenlands Könige zurufend, ihm, dem Bedrängten, dem Gekränkten diese Sympathie zeigend. Europas allgemeine Meinung brandmarkte England. Wir ritten spazieren, als wir durch die Stadt abends 6 Uhr nach Hause ritten, fanden wir auf dem Kreuzwege bei der Bella greccia 1000 versammelt und das Rufen ging wieder los, mit welcher Liebe umdrängten sie uns, vom General zum Soldaten, vom Senator und Deputierten, bis zum einfachen Bürger, und so geleiteten sie uns, König, Vaterland und Nationalität leben lassend, ins Schloss. Unsere Pferde konnten garnicht gehen, so stark war das Gedränge. Als der Otto abstieg, stürzten sie sich über ihn, küssten ihm die Hände, die Fusstannelle (Offiziere, Bürger); es war rührend, man sah, wie klar das Volk die Gefahr sah, die es läuft, wie es die Nation hasst, die seine Unabhängigkeit angreift. Wir traten noch auf den Balkon und aufs neue donnerte es „Hoch“. So etwas habe ich nie erlebt und ich kenne doch des Südens Enthusiasmus, aber dieses war ein Ernst, eine Festigkeit in den Leuten, dass ich Gott nur danken konnte, der uns würdigte über ein solches Volk zu herrschen und ihn bitten, uns immer mehr unseres grossen Berufs würdig werden zu lassen. Ich sagte auch, wir können die Engländer nur segnen, die das Band zwischen König und Volk noch inniger knüpften, gegenseitig noch mehr lernten, was sie aneinander haben. Vom Schlosse zogen sie zum französischen und russischen Gesandten und dem Minister des Auswärtigen und brachten den drei auch ein Hoch. Wem sie auf der Strasse begegneten, musste den König leben lassen. Dabei keine Unordnung, keine missliebige Demonstration gegen das englische Hotel

oder Maurocordatos, dazu sind sie zu stolz; man soll sehen, was wir sind. Es ist eine edle Nation. Die Engländer waren besoffen, Offiziere boxten sich auf den Strassen, die beiden Tage der Unterhandlung; jedermann wusste Alles, die Engländer schlugen, pufften, die Griechen zogen sich zurück und ermahnten sich gegenseitig zur Vernunft, in der guten Sache nicht zu schaden. Alle Zeitungen schreiben gegen die englischen Piraten Massregeln. Gestern waren wieder Sitzungen in beiden Kammern und beide waren ganz einverstanden mit dem Gouvernement. Man erwartet die französische Flotte, der russische Geschäftsträger war so gut, das österreichische Kriegs-Dampfschiff kommen zu lassen, das gerade hier in den Gewässern war, und es der griechischen Regierung zur Disposition zu stellen im Nothfalle. Die russischen Offiziere sind so ausser sich, was unter ihren Augen geschieht, das sie fort wollten, mit Mühe hielt sie Persianny, dem Wyse immer Zufriedenheit ausdrückte. Ich glaube Folgendes: Lyons hat in London fort gearbeitet und Lord Palmerstone weiss garnichts; wenn die Flotte erscheint, wird ganz Griechenland aufstehen, Maurocordatos verlangen und der König, von der öffentlichen Meinung bezwungen, ihn nehmen müssen und dann mit ihm die Sache à l'amiable arrangieren. Oder es ist ein inniges Einverständnis mit der Türkei. Sie glaubten hier ein verhasstes Ministerium zu finden und fanden ein gutes, starkes, aus Leuten, die ehemals der englischen Parthei angehörten und mit dem sogar die Opposition zufrieden war, aber das war in London nicht bekannt, anders glaubten sie den Geist, anders zeigte er sich ihnen; sie hatten auch noch auf die Flüchtlinge gehofft als Ruhestörer und niemand erzählt lebhafter die Perfidie der Engländer, als diese ihre Opfer, die Sache schien fein angelegt, ist aber nicht geglückt. Dabei haben sie vergessen, dass die beiden anderen Mächte mitzureden haben, haben vergessen, dass Frankreich, mit denen sie gestern in der türkischen Frage noch Hand in Hand gingen, sich einen solchen Betrug unmöglich, schon seiner Ehre halber, gefallen lassen wird. Unsere Haltung muss folgende sein, Ruhe, Festigkeit, keine Fanfaronaden, passiver Widerstand solange wie möglich. Greifen sie unsere Festungen oder die Hauptstadt an, so schlagen wir uns, und Ruhe im Lande erhalten, glückt uns das mit Gottes Hilfe, und können wir die sechs Wochen überleben, die vergehen, bis Europa handeln kann, so sind wir Sieger. Die Gefahr sind die Rebellen, die England uns bringen wird aus der Türkei, darum alle Massregeln nehmen, ehe sie einfallen, denn das ist, was sie tun werden, da das Volk fühlt, mit Türken werden die Rebellen kommen. Gott ist mit Griechenland, er wird es stärker aus dieser Krisis hervorgehen lassen und Europa beweisen, dass es einer schönen Zukunft wert ist, wir, Griechenland, sind jung, wir werden leben, wenn England nicht mehr ist. Aber lieber untergehen, als den Piraten Vasallen sein. Kaphalonien schwebt auch den Griechen als Beispiel vor. Unsere Berge sind Festungen, wo sie sobald nicht hinkönnen, wir werden uns zu halten wissen, bis ein Schrei der Indignation Europa zwingt, den Schwachen zu stützen. Europa soll sehen, dass Deutsches Fürstenblut in unseren Adern fliesst, das wir keine indischen Fürsten sind, Europa soll sehen, das wir ein stolzes und edles Volk beherrschen und wir lieber Brot essen unabhängig, als unter englischen Kanonen uns in Samt und Seide hüllen. Glücklich, der in seiner Jugend geprüft wird und seine Kräfte übt, er wird zu einem kräftigen Mannesalter heranreifen und im Alter die Früchte seiner Kämpfe geniessen; glücklich Griechenland, das da lernt seine Kräfte brauchen, sich fühlen, da es im Recht ist, Gott wird den Schwachen beistehen. England hat uns nach

und nach vorbereitet und durch die Uebung im Widerstande gestärkt. So ohne Recht gegen jeden Brauch und alles Völkerrecht handelnd, das ist scheusslich. Nur einige characteristische Züge aus dem Volk lasse Dir erzählen. Kein Lastträger bringt ihnen Kohlen, sie mussten Maltheser kommen lassen, die Fuhrleute wollten sie nicht herabfahren, der gemeine Mann urteilt so richtig und sagt, geben wir diesesmal nach, so sind wir verloren. — Eben erfahre ich die Fortsetzung der Gewalttaten der Piraten. Nach Paros kommen sie und ohne die Sanitätsgesetze des Landes nur im Geringsten zu beachten, raubten sie alles in Paros, was sie fanden, bis zur Barke, und heute lassen sie kein Handelsschiff mehr ein und aus dem Pyräus, lassen nicht mehr einladen, und wer ausladet, muss an einem anderen Platz als die Douane ausladen und das alles ohne Kriegserklärung, ohne Alles. .... den 22. Sie blockieren auch Syra und Patras ohne Erklärung. Thouvenel, der vertraulich sich bei Wyse erkundigte, ob Krieg oder Friede sein, und ernstlich aufmerksam machte, erhielt eine ausweichende Antwort, wie England nur seine Untertanen schütze usw. Wie ungeschickt, gerade einen Juden gewählt zu haben, um ihren Hass durchzuführen, hier, wo man noch nicht so civiliert ist und — nun das gehört nicht hierher, ungläubig wollte ich sagen, Juden zu emanzipieren, dafür zu schwärmen. — Nun muss ich Dir noch etwas eigenes erzählen; als ich neulich Elimars Brief bekam, war darauf eine Oblate, ein Kind auf dem Steckenpferde mit der Umschrift, Krieg oder Friede, in demselben Augenblick war dieser Scherz bittrer Ernst bei uns; das mächtige England stellte die Frage dem kleinen schwachen Griechenland. Es machte mir einen eigenen Eindruck, wie jedes Kind seinen Schutzengel hat, so steht auch uns der Glaube, das Gottvertrauen und die Gnade Gottes zur Seite. — Seit gestern nach den Frühlingslüften, Kälte, Schnee, da freuen wir uns boshaft, dass die Engländer frieren werden auf ihren Schiffen. — Ich vermute, Otto wird Gesandte nach Paris und Petersburg schicken, es ist höchst notwendig. Mein Otto ist wohl und wie immer wenn es gilt ein rechter Fürst, ritterlich und ohne Furcht, aber zornig mitunter, gewöhnlich aber Ruhe, Würde und Heiterkeit zeigend. Wenn es so recht bunt hergeht, ist Otto immer heiter. Ich ende diese lange Epistel, mein Papa. Durch Wiwis Brief erfuhrst Du schon, warum dieser etwas später kommt, durch sie wirst Du aber schon alle Papiere bekommen haben. Die Engländer geben zu verstehen, dass es sich nicht um die Unabhängigkeit des Landes handle, sondern der Grund ein anderer sei, sie zeigen auf den König, der sei Schuld an Allem. Lebe wohl, mein engels Papa, segne Deine Kinder, bete für uns, das Gott uns Kraft gebe, das Rechte zu erkennen, zu tun, und uns Schwachen beistehe, dass er dieses Land, das er durch Wunder werden liess, bewahren wolle und seine Hand nicht von ihm abziehe. Gott bewahre meinen Engelspapa vor Unangenehmlichkeiten, erhalte Dich gesund und frisch.

Deine Dich ewig liebende Tochter
Amalie.

Soeben teilt der englische Consul mit, dass, da das bisherige Verfahren nichts genützt, strengere Massregeln genommen werden sollen.

Dr. H. Smidt: Nochmals der Fall Nogi.

Unter dem frischen Eindrucke der Nachricht vom Selbstmorde General Nogis schrieb Ular seinen Artikel in der vorigen Nummer unserer Zeitschrift. Inzwischen sind wir in die Lage gekommen, die Motive, die den alten Helden in den Tod trieben, kennen zu lernen. Vor mir liegt die „Deutsche Japan-Post“ vom 21. September mit einer authentischen Übersetzung seines Testamentes. Es ist ein Gebot der Gerechtigkeit, an der Hand dieses Dokumentes zu prüfen, ob die Voraussetzungen zutreffen, auf deren Grund Ular zu einem absprechenden Urteile über die Tat und weiter über Japans Kultur kam.

Aus dem ersten Artikel des Testamentes, dessen Inhalt seither aus russischen Zeitungen, zum besseren Verständnis für europäische Leser überredigiert aber nicht entstellt, auch in die heimische Presse gelangt ist, geht nun folgendes hervor.

Durch Nogis Schuld ging in dem Kriege gegen den großen Rebellen Saigo Takamori 1877 die Fahne seines Regimentes verloren. Nach altjapanischen Anschauungen hätte nun Nogi diesen Flecken auf seiner Ehre nur durch Selbstmord abwaschen können. Aber sein Kaiser wollte den tüchtigen Mann nicht fallen lassen. Er berief ihn auf immer wichtigere Posten, und Nogi dachte modern genug, um das kaiserliche Vertrauen und die ihm daraus erwachsenden Pflichten höher zu stellen als die Befriedigung des traditionellen Ehrenkodexes. Nunmehr hat aber der Schmerz über den Tod seines Herrn die alte Wunde wieder aufgerissen. Er erinnert wieder an jenes unglückliche Ereignis und fährt dann fort: „Ich folge jetzt Seiner Majestät auf dem Wege des Todes durch Selbstentleibung. Ich bitte um Verzeihung, denn ich begehe damit ein schweres Verbrechen. . . Nach und nach werde ich alt und schwach, und die Zeit, wo ich etwas leisten kann, ist zur Neige gegangen. . . Jetzt habe ich daher den festen Entschluß gefaßt, zu sterben.“

Hält man sich vor Augen, daß der Selbstmord an sich für den Japaner von heute zwar verboten, aber nicht entehrend ist, so machen uns die angegebenen Motive die Tat Nogis durchaus verständlich. Ein sehr feines Ehrgefühl, das die längst gesühnte Verfehlung nicht vergessen kann, heiße Liebe zum Herrscher, dessen Tod aufs tiefste erschüttert, wer von uns wagt das rückständig zu nennen? Von einer abergläubischen Idee der persönlichen Gefolgschaft im Jenseits finde ich hier nichts. Daß dergleichen einmal in Japan bestand, soll gar nicht geleugnet werden. Aber das Verbot der Menschenopfer am Grabe des Herrschers datiert aus dem Jahre 2 vor Christus. Das ist etwas lange her. Und wenn Jeyasu im Anfange des 17. Jahrhunderts noch gegen den Junshi (freiwilligen Vasallentod) mit seinem 76. Artikel vorgehen mußte, so mag uns das nicht weiter überraschen von einem Zeitalter, in dem in Europa der Duellunfug derartig blühte, daß sich, in Hamburg zum Beispiele, sogar die Nachtwächter kommentmäßig auf Leben und Tod schlugen. Die dem Junshi zu Grunde liegende Idee dürfte aber im heutigen Japan kaum noch irgendeine Bedeutung als Selbstmordmotiv haben. Weder Chamberlain noch Mitford, noch Papinot, lauter Autoritäten hohen Ranges, noch ganz neuerdings Nemosuke Fujisawa erwähnen in ihren Artikeln über Harakiri etwas davon.

Man kann ja nun schon die stark betonte Liebe zum Verstorbenen als „Totenkult“ bezeichnen. Aber Ular hält doch kaum den Totenkult als solchen

für eine rückständige Sache. Es kommt auf die Motive an. Nun entspringt die ethische Kultur Japans drei Hauptquellen. Die uralte nationale Naturreligion Japans, der Shinto, ist selbstverständlich voll „abergläubischer“ Momente, und der orthodoxe Shintopriester dürfte nicht viel aufgeklärter sein als ein Tiroler Kurat. Ganz anders liegt die Sache aber beim Buddhismus und der Lehre des Konfuzius, die beide den höchsten Einfluß auf die Gestaltung der japanischen Psyche gehabt haben; deren Auffassung der Pflichten gegen die Toten vertragen sehr wohl eine moderne Kritik.

Die buddhistischen Anschauungen über Totenehrung beruhen auf der Lehre von der Seelenwanderung und vom Karman: „Das Los des Menschen hängt von den guten und schlechten Taten ab, die seine Seele in früheren Inkarnationen angesammelt hat.“ Das ist uralte indische Weisheit, die sich mit unserem Entwicklungsgedanken sogar besser verträgt als unsere christliche Vergeltungslehre. Sie lehrt den Buddhisten gleicherweise die Ehrung der Vorfahren und die Sorge um Reinhaltung des eigenen Tugendschildes.

Konfuzius und andere chinesische Weise machten die Liebe zu den Eltern, die Grundlage des Ahnenkultes, auch zur Grundlage ihrer Ethik, weil sie in ihr die festeste Stütze der menschlichen Gesellschaft sahen. Wenn wir den Juden ihre kindliche Pietät auf ihr Pluskonto schreiben, so haben wir eigentlich keine Veranlassung, den fernen Osten deshalb zu tadeln.

Aber das Kleben an der Tradition ist ein Hemmnis für die Kultur, das scheint mir Ulars leitender Gedanke zu sein. Und nun kommen wir eigentlich an den Kernpunkt des Artikels und, gestehe ich es gleich, an die größte Meinungsdifferenz, die mich von seinem Autor trennt. Er schreibt dem Volke die höchstentwickelte Kultur zu, „in welchem die verhältnismäßig größte Anzahl von Individuen sich durch eigene Energie und eigene Überlegung . . . eine Weltanschauung gewonnen hat.“

Wir wollen hier nicht darauf eingehen, daß ein solcher Kulturmaßstab nirgends anlegbar ist, und daß mich infolgedessen niemand Lügen strafen könnte, wenn ich behaupten wollte, die Japaner hätten sich seit dem Eindringen europäischer Philosophie und Theologie eifriger, erfolgreicher und in größerer Anzahl mit Weltanschauungsfragen beschäftigt als die Europäer. Wir wollen nur konstatieren, daß eine solche Definition allen Begriffen widerspricht, die man bisher mit dem Worte „Kultur“ verband.

„Kultur“ ohne einschränkende Beiworte bedeutet im volkspsychologischen Sinne selbstverständlich nicht das Pflegen oder den Zustand eines einzelnen Seelenvermögens, sondern aller psychischen Eigenschaften. Niemand kann dekretieren, daß nur die Pflege des Intellektes ein Volk zum Kulturvolke mache. Wollen wir die Kulturhöhe zweier Völker vergleichen, so müssen wir nicht nur ihre intellektuellen Leistungen, sondern auch die Feinheit ihres ästhetischen und ethischen Fühlens abzumessen suchen. Das vermeidet aber Ular. Sich auf seine oben mitgeteilte Definition beziehend, sagt er: „Hierin allein liegt die europäische Kultur, und jeder andere Maßstab würde sie unter die mohammedanische oder indische stellen.“ Er gibt damit zu, daß Europa mit seiner ethischen und ästhetischen Kultur keinen Staat machen kann, und will doch um alles nicht darauf verzichten, ihm die Palme zu reichen.

Nun ist aber die intellektuelle Kultur die labilste, sie kann am leichtesten entstehen, am leichtesten vergehen, am leichtesten übertragen werden. Wie der Einzelne bei uns sich in plus minus einem Dutzend Schuljahren aus dem Wissensschatze Europas das ihm Nötige aneignet, so hat Japan die ge-

samte intellektuelle Kultur Europas in wenig mehr als einem Menschenalter mit Sack und Pack übernommen, beiläufig gesagt, ein starkes Stück für ein Volk, das unrettbar unter der Macht der Toten stehen soll. Es baut seine Dreadnaughts ohne fremde Hilfe, es nimmt nicht nur Europas Weisheit auf, es mehrt sie auch trotz gegenteiliger Behauptungen selbständig. Um nur Einiges herauszugreifen: die Leistungen seiner Mediziner auf dem Gebiete der Bakteriologie sind weltbekannt und seine Denker machen uns die steilen Pfade nordbuddhistischer Philosophie erst gangbar und eröffnen uns damit eines der interessantesten Gebiete menschlicher Geistesarbeit.

Alles ganz schön und gut, mag der Autor sagen, aber die Wissenschaft wurzelt in Japan doch nicht fest genug, um die Tradition zu verjagen. Ich kann die Tatsache weder bejahen noch verneinen, wir kommen da auf incommensurable Dinge. Aber warum sollen wir uns eigentlich absolut „von den Toten befreien?" Die Toten haben doch gelebt, gefühlt, geschaffen, gelernt wie wir, und ein Volk verarmt doch innerlich rettungslos, wenn es all' die geistigen Schätze, die seine Vorfahren angehäuft haben, verschleudert. Es muß alle Arbeit von vorn anfangen und entbehrt jeden Maßstabes, um den Wert des Neuen abzuschätzen. Dem marchand de nouveautés mag es allerdings ganz recht sein, wenn wir seine neueste Mode stets für die allerschönste halten. Wer den „Fortschritt" aber so kritiklos auffaßt, endet unfehlbar im geistigen „Kitsch". Gerade der Totenkult wirkt dem entgegen. Doch genug davon. Eine einigermaßen erschöpfende Auseinandersetzung hierüber würde Bände füllen.

Wie uns das Beispiel Japans zeigt, läßt sich die Summe menschlichen Wissens auch einem Volke überliefern, das nicht schon seit Jahrhunderten die Wissenschaften auf europäische Art betreibt. Ethischen und ästhetischen Hochstand kann aber ein Volk nicht importieren. Daran müssen viele Generationen züchten. Räumt ein Volk mit seinen Traditionen auf, so müssen Ethik und Ästhetik zuerst daran glauben. So auch in Japan, wo europäische Einflüsse vielfach zerstörend und verzerrend gewirkt haben. Immerhin ist noch genug des Guten übrig geblieben.

Die Japaner sind gewiß keine Engel. Die Unzuverlässigkeit ihrer Kaufleute schreit zum Himmel, und die unter der Maske der Höflichkeit versteckte Geringschätzung der „westlichen Barbaren" macht sie uns nicht sympathischer. Aber sie haben im russischen Kriege glänzend abgeschnitten. Nicht d a ß sie die Russen besiegten, sondern w i e sie sie besiegten, ist maßgebend. Alle Beobachter aller Nationen sind darin einig, daß die Freudigkeit, mit der jeder einzelne Not und Tod fürs Vaterland ertrug, vorbildlich war, und ebenso die Milde und Menschlichkeit, mit der der geschlagene Gegner behandelt wurde. Und jeder, der mit Japanern verkehrt, die noch nicht allzu intim mit Europäern in Berührung gekommen sind, rühmt ihre Alltagsethik: Höflichkeit, Güte, Rücksicht, lauter Eigenschaften, die wir mit mäßigem Erfolge durch Polizeiverordnungen zu ersetzen suchen. Das sind Dinge, die wir ihnen ruhig gutschreiben dürfen.

Daß der Durchschnitts-Japaner ästhetisch erheblich feinfühliger ist als der Durchschnitts-Europäer, das ist gar keinem Zweifel unterworfen. Jedes Objekt, das nicht für den europäischen Bedarf gearbeitet ist, lehrt es, jede nationale Festlichkeit. Wer von chinesisch-japanischer Kunst geringschätzig spricht, kennt sie nicht oder ist überhaupt nicht in der Lage, sich in eine fremdartige Kunst einzufühlen. Noch immer ist der ästhetisch empfängliche Mensch, der Gelegenheit hatte, klassische fernöstliche Kunst zu studieren

(nicht nur die spielerische Kunst der Tokugawazeit, die etwa unserem Rokoko entspricht), vom Saulus zum Paulus geworden.

Und nun noch eins: Seit Percival Lowell beruhigt sich der ängstliche Europäer damit, der Japaner, überhaupt der Asiate sei kein Individualist und darum minderwertig. Ich rate dringend, ehe man sich in Ruhe wiegt, diese Lehre noch einmal zu revidieren.

Die Annalen der japanischen Geschichte des Mittelalters strotzen von eigenwilligen Charakteren, die ihr Leben furchtlos einsetzten, um ihre Ideale zu behaupten. Wenn es auch den Tokugawa-Shogunen gelang, durch eiserne Faust und eine raffinierte Gesetzgebung die Unbändigen im Zaume zu halten, so spielte sich unter unseren Augen während und nach ihrem Sturze das Schauspiel des Zusammenprallens scharf geprägter Individuen in großartiger Weise ab. Der milde Buddhismus wird in Japan der Anlaß zu heißen geistigen und physischen Kämpfen. Und der friedliche Wettkampf eigenartiger Talente und Genies auf dem Gebiete der bildenden Künste tritt zwar in anderen Formen auf, ist aber durchaus nicht weniger lebhaft als in Europa. Man muß nur nahe genug stehen, um das zu erkennen. Von der Spitze des Montblanc aus ist allerdings die ganze Menschheit nur ein wimmelnder Ameisenhaufen.

Wir Deutsche sehen die Welt gern durch eine enge Röhre an. Was in ihren Gesichtskreis fällt, sehen wir besonders scharf. Was aber jenseits unserer klassisch-orientierten Bildungssphäre liegt, existiert für die meisten von uns nicht. Wer mehr vom fernen Osten wissen will, als er aus persönlicher Anschauung oder aus oberflächlichen Reiseberichten lernen kann, muß sich leider zumeist an englische und französische Quellen wenden. Das sollte anders werden. Auch wer keine besondere Sympathie für die gelbe Rasse hegt, sollte sich nicht abhalten lassen, sie aufs eingehendste zu studieren. Wenn wir einmal an dem großen Ringen um die Weltvormacht, dessen Anfänge wir schon erleben, teilnehmen wollen, dürfen wir die Gegner nicht unterschätzen. Sonst machen wir ihnen den Sieg allzu leicht.

Dr. Ernst Schultze: Das Zurückbleiben Englands auf technischem Gebiet.

Weitblickende Engländer klagen wieder und wieder darüber, daß die Vernachlässigung der technischen Wissenschaften dem Wirtschaftsleben ihres Landes schwere Niederlagen verursacht habe. Welche Schwierigkeiten sich für die Fortentwicklung des Wirtschaftslebens und der Technik in England ergeben haben, weil man die Theorie auf Kosten der Praxis unterschätzte, zeigt sich klar an dem Beispiel der Teerfarben-Industrie, die — ursprünglich eine englische Erfindung — in wenigen Jahrzehnten in Deutschland ihre höchste Ausbildung erhielt, so daß die Engländer nicht nur ihren Vorrang darin einbüßten, sondern daß auch der innere englische Markt in stärkstem Maße von der deutschen Produktion abhängig geworden ist.

1856 hatte W. H. Perkin den Farbstoff Mauvëin (Malvenfarbe) entdeckt und damit die Grundlage zu der Teerfarbenindustrie gelegt. Der Farbstoff färbt die tierischen Fasern sowie Jute ohne Beizen, die übrigen Pflanzenfasern unter Anwendung von Gerbstoffbeize violett. Schon zwei Jahre später gelang es fast gleichzeitig zwei anderen Chemikern, Nathanson und A. W. Hofmann, einen roten Teerfarbstoff, das Fuchsin, herzustellen. Das Mauvëin ist im Laufe der Zeit fast ganz aus dem Gebrauch verschwunden, während das Fuchsin seine Bedeutung behalten hat. An seine Seite trat im Laufe der Jahre eine lange Reihe anderer Teerfarbstoffe, um deren Herstellung sich insbesondere der Berliner Chemieprofessor A. W. v. Hofmann verdient machte. Die erste technische Herstellung von Teerfarben gelang im Jahre 1862. Mehr und mehr haben dann neben Hofmann auch andere deutsche Chemiker eine ganze Kette von Teerfarben entdeckt und die technischen Verfahren zu ihrer Herstellung und Anwendung so verbessert, daß die Teerfarbenindustrie heute in keinem Lande der Welt so entwickelt ist wie in Deutschland.

Großbritannien ist, da es in der wissenschaftlich-theoretischen Weiterbildung dieses Gebietes völlig zurückgeblieben ist, auch in dessen wirtschaftlicher Ausnutzung in den Hintergrund gedrängt worden. So liefert denn Deutschland heute von der Weltproduktion an Farben etwa drei Viertel, und selbst auf dem englischen Markte hat es die Oberhand gewonnen. Während vor einem Jahrzehnt eine einzige große chemische Fabrik in Deutschland (etwa die Badische Anilinfabrik) außer ihren Arbeitern, Ingenieuren und Bureaubeamten 500 wissenschaftlich durchgebildete Chemiker beschäftigte, betrug die Gesamtzahl aller in England in der Teerfarbenindustrie beschäftigten Chemiker nur 30 oder 40. Die Ausfuhr von Teerfarben aus England fiel von 530 000 Pfund Sterling im Jahre 1890 auf 360 000 Pfund 1900; die Einfuhr dagegen, die 1886 erst 509 000 Pfund Sterling betragen hatte, hob sich 1900 auf 720 000 Pfund. Und um ein Beispiel aus der britischen Färbeindustrie zu geben, verwendete im Jahre 1901 die „Bradford Dyer's Association" nur noch 10 % englischer Farben, 4 % französischer, 6 % schweizerischer — dagegen 80 % deutscher.*)

*) Zitiert nach einem Vortrage von Dr. A. G. Green in der Sektion für Chemie der Jahres-Versammlung der „British Association" im Jahre 1901.

Dennoch ist die öffentliche Meinung in England noch heute nicht von der Überzeugung des inneren Wertes, des Wesens und der Notwendigkeit einer voraussetzungslosen Wissenschaft durchdrungen. Man sucht die Nutzlosigkeit des Buchwissens etwa dadurch zu beweisen, daß man an Jakob I. erinnert, der als „the wisest fool in Christendom" bezeichnet wird, und an Karl II., der „niemals etwas Törichtes sagte und niemals etwas Kluges tat (never said a foolish thing, and never did a wise one)." Mit solchen Erinnerungen ist natürlich gar nichts bewiesen.

Wie tief sich die Geringschätzung des Wissens in dem englischen Geist eingenistet hat, hat ein Vorkommnis der letzten Zeit erneut bewiesen. Die „Westminster Gazette" berichtete am 24. April 1911, daß die Verlagsbuchhandlung R. Oldenbourg in München ein internationales technisches Lexikon herausgegeben habe, ein Werk von etwa 30 Bänden, das alle Gebiete des technischen Wissens berücksichtigt und jeden Gegenstand in deutscher, englischer, französischer, spanischer, italienischer und russischer Sprache behandelt. Dieses Werk werde in Deutschland, Frankreich und Rußland in Zehntausenden von Exemplaren verkauft — in England seien die Buchhändler kaum imstande, einige hundert Exemplare abzunehmen, und die meisten davon blieben auf ihren Regalen liegen, ohne daß sie sie verkaufen könnten. Wenn England daher im internationalen Wettbewerb zurückgedrängt werde, so sei dies nicht zu verwundern.

Die gleiche Beobachtung kann man von zahlreichen anderen Seiten bestätigt hören. Der Schwede Steffen schreibt darüber: „Die wirtschaftliche Kraft zu handeln ist bei dem Engländer wahrhaft großartig, aber nicht hinlänglich unter die Botmäßigkeit der Intellektualität gebracht. Es ist eine mehr tierische als geistige Tatkraft, die sich von Einzelfall zu Einzelfall weitertastet, von der Hand in den Mund lebt und sich für den Tag zweckentsprechend einzurichten sucht, ohne darüber zu grübeln, ob dadurch Zweckmäßigkeit für die lange Zukunft, die unfehlbar mit heute anfängt, zu erzielen ist."*)

Auch Shadwell äußert sich im selben Sinne. Er meint, daß sich in Deutschland und in den Vereinigten Staaten weit mehr Verlangen nach positivem Wissen zeige als in England; er setzt Deutschland in dieser Beziehung an die erste, Amerika an die zweite Stelle.**)

An der Spitze aller Mängel, die unter den kulturpsychologischen Eigentümlichkeiten des englischen Geistes zu beobachten sind, steht das starre Festhalten an der Gewohnheit. Wie unpraktisch diese auch sein, wie sehr sie mit den Bedürfnissen der Gegenwart im Widerspruch stehen mag — ganz gleichgültig, der Engländer klammert sich mit aller Kraft daran fest. Er liebt über alles die Beständigkeit. Im Grunde seiner Seele ist er durchaus konservativ, wie demokratisch er sich auch in mancherlei Dingen gebärden mag. Er wünscht, daß das Altgewohnte beibehalten werde, so wenig es sich auch für unsere Zeit eigne. Deshalb sitzt der Sprecher des Unterhauses noch immer auf seinem Wollsack und schwitzt unter seiner Perücke; deshalb ist das gesamte politische und juristische Leben der Nation

---

*) Gustaf F. Steffen: England als Weltmacht und Kulturstaat. Studien über politische, intellektuelle und ästhetische Erscheinungen im britischen Reiche. Deutsch von Dr. Oskar Reyher. 2. Auflage. (Stuttgart: Hobbing & Büchle, 1902.) 2. Band: Der Kulturstaat, Seite 197.

**) Arthur Shadwell: England, Deutschland und Amerika. Eine vergleichende Studie ihrer industriellen Leistungsfähigkeit (Industrial Efficiency). Deutsch von Felicitas Leo. (Berlin, Carl Heymanns Verlag, 1908.) Seite 30.



mit tausend alten Bräuchen und Gewohnheiten durchsetzt. Sie wirken malerisch, erhalten den Zusammenhang mit der Vergangenheit und verbrauchen Zeit und Kraft, sind aber dem Fortschritt nicht unter allen Umständen hinderlich. Wo jedoch die Vorliebe für das Altgewohnte mit dringenden Bedürfnissen der Gegenwart in Widerstreit kommt — da erweist sich der Sieg des ersteren für den Fortschritt der Kultur als ein Hemmnis, das vielleicht erst nach Jahrzehnten überwunden werden kann. Fast alle Einrichtungen und Zustände im großbritannischen Inselreiche sind durchsetzt mit einer Menge von störendem Formelkram und zeitraubenden Gebräuchen, während die neuhinzugekommenen Bestandteile mit den alten zum Teil in scharfem Widerspruch stehen, so daß zuweilen ein heilloser Wirrwar die Folge ist. Alles dies stört den Engländer nicht, er baut ruhig auf der Vergangenheit weiter, ohne sich dazu aufzuraffen, solche Überbleibsel aus früheren Jahrhunderten, die in unser Leben nicht mehr hineinpassen, kurzerhand zu beseitigen.

Oder die zutage getretenen Übel müssen erst so unheilvolle Wirkungen ausgeübt haben, daß nun eben etwas anderes als ihre Beseitigung überhaupt nicht mehr möglich bleibt. Dann wirft er endlich alle Rücksicht auf die Vergangenheit über Bord und schafft neue Zustände, die — im Vergleich zu seinen sonstigen konservativen Gewohnheiten — durch ihren Radikalismus überraschen können.

Im allgemeinen aber bewundert der Engländer, welcher Partei er auch angehört, die Einrichtungen seines Landes ganz ohne Rücksicht darauf, ob sie praktisch sind und ihren Zweck erfüllen. Ihm genügt es, daß es *seine eigenen* Einrichtungen sind, und er fühlt sich mit tausend Banden an sie geschmiedet, weil er an sie gewöhnt ist. Er würde es für unrichtig halten oder würde doch die Mühe scheuen, diese Ketten zu zerreißen. Deshalb gibt er zuweilen ungemein schlechten und unpraktischen Einrichtungen oder Verhältnissen den Vorzug vor besseren, weit zweckmäßigeren, die bei anderen Völkern schon längst ausgeprobt wurden und sich als sehr segensvoll erwiesen haben. Es müssen sich schon die verderblichsten Folgeerscheinungen eingestellt haben, wenn er mit dem Wust der Vergangenheit aufräumen soll. Versucht irgendeine Bewegung, von den Zuständen auf einem bestimmten Kulturgebiet ein Idealbild zu zeichnen und die Verhältnisse der Gegenwart daran zu messen, um ihre Reformbedürftigkeit zu zeigen, so kann es sich ereignen, daß der Engländer sich mit Seelenruhe davon abwendet und an seinen alten Einrichtungen festhält, obwohl er überzeugt ist, daß sie schlecht sind — nur weil die Konstruierung neuer Zustände aus einem Ideal heraus ihm nicht zusagt. „Den nahezu schlechtesten, ererbten Verhältnissen gibt er den Vorzug vor Änderungen auf der Grundlage bloßer Idealgestaltung, denn er weiß, daß die ersten wenigstens einigermaßen Resultate geliefert haben — they work, you know! — er argwöhnt aber mit seinem tiefsten Instinkte, daß die anderen überhaupt gar nichts taugen möchten. *Das Ideal wird in England wie gemeinhin der Angeklagte vor dem Richterstuhl behandelt* — es gilt so lange als verbrecherisch, bis es seine Unschuld bewiesen hat.“ *)

Die überwiegende Macht der Gewohnheit, die hier zutage tritt, äußert sich in den verschiedensten Erscheinungen des englischen Kulturlebens. Insbesondere sei auf die *unpraktischen Steuersysteme* hingewiesen, die sich immer noch im wesentlichen auf dem Immobilienbesitz aufbauen, was

*) Steffen a. a. O. Band 1, Seite 66.

für die Wirtschaftsverhältnisse des Mittelalters passen mochte, heute aber ganz unbrauchbar ist; nun wird infolgedessen für jeden einzelnen Kulturzweig eine besondere Steuer auf Grund dieses Immobilienbesitzes erhoben, die nach oben hin begrenzt ist, so daß auch solche Städte, die für einen bestimmten Zweck mehr ausgeben möchten, dazu nur dann in der Lage sind, wenn sie sich die Mühe machen, im Parlament in Westminster ein besonderes Gesetz darüber durchbringen zu lassen. Also Schematismus in seiner schlimmsten Form — genau das, was man in England häufig dem deutschen Staatsleben vorwirft.

Das gesamte Maß- und Gewichtswesen Englands sowie die Einteilung der Münzen (des Pfundes in 20 Shillinge, des Shillings in 12 Pence, also nach zwei verschiedenen Systemen, die beide nicht mit dem Dezimalsystem zusammenfallen) ist bekanntermaßen überaus unpraktisch.

In letzter Zeit hat insbesondere Lord Haldane darauf aufmerksam gemacht, wie schwer sich England selbst zurückgebracht habe, weil auf den verschiedensten Gebieten seines Kulturlebens dasjenige in allzu hohem Maße fehle, was man in Deutschland „Geist“ nenne. Matthew Arnold, auf den sich Haldane vielfach stützt, hat seinen Landsleuten einige Jahrzehnte früher dasselbe gepredigt. Haldane weist auf einen Ausspruch Goethes hin, der ebenfalls von Matthew Arnold zitiert wurde: „Der Engländer ist eigentlich ohne Intelligenz.“ So scharf diese Kritik klingt, — sollte sie ganz unberechtigt sein?

Einen Kern von Wahrheit enthält sie sicherlich. Denn zweifellos ist es eine der hervortretendsten Schattenseiten des englischen Lebens, daß man zufrieden damit ist, ohne begriffliche Klarheit dahinzuleben. Man ist geneigt, in allen Dingen das Überkommene ohne weiteres zu übernehmen. Die Tatsache, daß es besteht, ist vielen Engländern Beweis genug dafür, daß es gut ist, oder daß es wenigstens unter allen möglichen Lösungen die am wenigsten schlechte darstellt. Mancherlei Mißstände, die sich verhältnismäßig leicht beseitigen ließen, werden daher von den Engländern mit rührender Geduld ertragen — nur weil sie alt sind. Überall dort, wo es auf Schärfe und Genauigkeit des Denkens ankommt, wo die begriffliche Durcharbeitung bestimmter Fragen die Grundlage weiterer Fortschritte ist, treten sie hinter denjenigen Völkern zurück, die eine größere Begriffsschärfe entwickeln.

So war schon zu Anfang des 19. Jahrhunderts Frankreich als das Land der Theorie England als dem Lande der Praxis überlegen. Zwar hatte ein Engländer die Dampfmaschine erfunden, ebenso waren die Spinnmaschine und manche andere Erfindungen, die den Anstoß zu der gewaltigen maschinentechnischen Entwickelung der Neuzeit gaben, in dem Geiste von Engländern geboren worden — und dennoch stand Frankreich in theoretischer Beziehung voran. Sowohl im Maschinenbaufach wie im Bauwesen und in der technischen Chemie, die gerade damals im Entstehen begriffen war, nahm die französische Wissenschaft die führende Stellung in der Kulturwelt ein. Selbst auf dem Gebiete des Schiffbaus waren die Franzosen den Engländern in kühnen Konstruktionen und überraschenden Problemlösungen überlegen. Sie übertrafen sie daher in der Eleganz wie in der Schnelligkeit der gebauten Fahrzeuge, so daß es in den Seekriegen jener Zeit von den englischen Flottenführern nicht sowohl als Aufgabe betrachtet wurde, die französischen Schiffe zu rammen oder in Grund und Boden zu schießen, als sie zu entern,

um so die Geheimnisse ihrer Konstruktion für den Bau eigener Schiffe nutzbar machen zu können.

Ebenso ist wohl die Tatsache, daß England sich in den letzten Jahrzehnten auf manchen Gebieten der Technik von Deutschland hat überflügeln lassen, auf ähnliche Gründe zurückzuführen. Lord Haldane hat in seiner Oxforder Rede 1911 auf die außerordentliche begriffliche Klarheit hingewiesen, die in Deutschland und ganz besonders in Berlin allenthalben zu beobachten sei. Wir verdanken diese Eigenschaft der Hochschätzung von Wissen und Bildung, dem leidenschaftlichen Verlangen nach diesen beiden Kulturgütern, sowie dem unablässigen Streben nach der Fortentwickelung des Einzelnen und des ganzen Volkes, die in Deutschland seit langer Zeit heimisch sind. Nur auf einem solchen Boden können sich für den gesamten Umkreis des technischen und wirtschaftlichen Lebens so günstige Folgeerscheinungen ergeben, wie sie uns zuteil geworden sind. Infolgedessen ist die Technik in Deutschland seit Jahrzehnten mit der Wissenschaft eng verknüpft. Losgelöst von ihr ist sie bei uns überhaupt nicht mehr denkbar, und einer ihrer wichtigsten Charakterzüge ist der geworden, daß jedes Abirren von dem Wege scharfer begriffsmäßiger Durcharbeitung des Inhalts und der Formen technischer Arbeit heutzutage als verderblich empfunden wird.

In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts war England unstreitig das Land der Erfindungen. Leider ist jene wichtige Epoche in der Geschichte des Erfindungswesens psychologisch noch nicht genauer untersucht worden. Einstweilen stehen wir daher wie vor einem Rätsel, wenn wir hören, daß die hochbedeutenden Erfindungen jener Zeit, die eine ungeahnte Tragweite besaßen, zum Teil Männern zuzuschreiben waren, die keinerlei Schulbildung besaßen. So stammte Brindley, der Erfinder der neuen Seidenspinnmaschine, aus der Hügelgegend von Derbyshire; von niedriger bäurischer Herkunft, später Fabriklehrling, zeigte er schon als Knabe eine umfassende, wahrhaft geniale Begabung für Mechanik und Maschinenbau. Hargreaves, der die epochemachenden Erfindungen auf dem Gebiete der Textilindustrie einleitete, stammte aus Lancashire und war Weber; er konnte weder lesen noch schreiben. Seine 1761 erfundene Kardiermaschine und die 1767 von ihm ersonnene Feinspinnmaschine bilden die Grundlagen aller späteren maschinellen Verbesserungen auf dem Gebiete der Textilindustrie. Arkwright, der den Garnspinnstuhl wohl nicht erfunden, ihm aber doch zunächst die brauchbarste Form gegeben hat (1769), war ebenfalls von geringer Herkunft. Crompton, der 1779 den Mulespinnstuhl erfand, war der Sohn eines ganz kleinen Bauern. Cartwright, der Erfinder des mechanischen Webstuhls (1785), war einer der wenigen englischen Erfinder jener Zeit, die einem höheren Stande angehörten: er war Geistlicher. Dagegen war wieder Henry Cort, der in jener Zeit den Puddelofen und das Walzverfahren erfand, ein ungelehrter Arbeiter.

Ein Rückblick auf diese Blüteperiode des Erfindergenies in einer Zeit, in welcher der Volksschulunterricht erst in den allerkleinsten, noch kaum bemerkbaren Anfängen bestand, könnte zu der Ansicht verleiten — und zuweilen ist in England eine solche Behauptung aufgestellt worden —, daß die Volksbildung mit der Erfindergabe wie überhaupt mit technischem Geschick und technischer Fähigkeit nichts zu tun habe. Indessen liegt auf der Hand, daß dies ein Trugschluß schwerster Art ist. Denn jene Männer machten ihre Erfindung nicht deshalb, weil sie keinen Schulunterricht genossen hatten, sondern obwohl ihnen ein solcher nicht zuteil geworden

war. Wie gesagt, entbehrt die Erfindungsgeschichte jener Zeit noch einer tieferen psychologischen Durchforschung. Aber gibt es nicht zu denken, daß die bedeutendsten Erfinder jener Epoche fast ohne Ausnahme dem Norden Englands entstammten? Hargreaves, Arkwright, Crompton und Henry Cort waren sämtlich in Lancashire geboren. In diesem selben Landesteil haben die Bildungseinrichtungen, die im Laufe des 19. Jahrhunderts geschaffen wurden, die stärkste Benutzung und die begeistertste Aufnahme gefunden. Zum mindesten sind doch also wohl geistige Regsamkeit und geistiger Trieb erforderlich als Vorbedingungen für die Ausbildung der Erfindungsgabe. Und daß die Durchbildung des Geistes mit Hilfe der im letzten Jahrhundert geschaffenen Bildungseinrichtungen nicht etwa überflüssig ist, sondern die Erfindungsgabe nähren und verstärken kann, liegt auf der Hand.

Insbesondere nun, seitdem die anderen Völker Westeuropas alle Kräfte angespannt haben, um ihren Arbeiterklassen möglichst gute Bildungseinrichtungen zur Verfügung zu stellen, ist es für England — wenn nicht in Rücksicht auf sein inneres Geistesleben, so doch aus Gründen des internationalen Wettbewerbs — eine unabweisbare Notwendigkeit geworden, auf demselben Wege zu folgen. Insbesondere Deutschland hat Großbritannien auf technischem Gebiet in ungeahnter Weise überholt. Die Vorherrschaft Englands auf diesem Felde beruhte größtenteils auf der Textil- und auf der Maschinenindustrie. Für die erstere bietet das feuchte englische Klima, welches ermöglicht, feinere Garnnummern zu spinnen als etwa in Deutschland, erhebliche Vorteile dar; auch verfügte man über eine Arbeiterschaft, die gewissermaßen schon seit Generationen für diesen besonderen Zweig der Technik angelernt war. Für die Maschinenindustrie galt der letztere Grund ebenfalls. Als nun aber ein neues Gebiet innerhalb der Technik schnell zu großer Bedeutung emporstieg — die Elektrotechnik —, als alle modernen Einrichtungen, die mit ihr zusammenhingen, wie die Telegraphie, das Fernsprechwesen, die elektrischen Bahnen, die elektrischen Fördermaschinen usw., im Wirtschaftsleben schnell steigende Bedeutung gewannen, da konnte England plötzlich nicht rasch genug mit. Es besitzt eben nicht die Fähigkeit, sich schnell veränderten geistigen Bedingungen anzupassen. Infolgedessen ging die Führung auf dem Gebiete der Elektrotechnik an Deutschland und die Vereinigten Staaten über, während England auf diesem Gebiete, das von Jahr zu Jahr an Bedeutung zunimmt, noch keine nennenswerten Erfolge erzielt hat.

Vor einigen Jahren wurde auf der Bahn von London nach Brighton elektrischer Betrieb eingerichtet. Indessen war keine englische Firma imstande, diese Umwandlung vorzunehmen, so daß die Berliner Allgemeine Elektrizitäts-Aktien-Gesellschaft den Auftrag dafür erhielt. Dieselbe Firma hatte die zahlreichen Anlagen für den elektrischen Betrieb der Randminen in Transvaal herzustellen. Auch sonst haben deutsche Elektrizitätsgesellschaften in England und seinen Kolonien festen Boden gewonnen.

Ähnliche Verhältnisse ergaben sich, als die Technik der Gasverwertung schnelle Fortschritte machte. Auch hier führte die englische Schwerfälligkeit dazu, daß man fremde Länder das Übergewicht gewinnen ließ. Von Deutschland übernahm man das Acetylengas und die Gasmaschinen (insbesondere die vortrefflichen Oechelhäuserschen Maschinen); auch französische und italienische Patente benutzte man dafür. Von dem Gebiete der Luftschiffahrt sei nur andeutungsweise die Rede.



Daß in Deutschland mehr Patente angemeldet werden als in England, würde an sich nicht beweiskräftig für einen Vergleich des Erfindungsgeistes in beiden Ländern sein, da ihre Patentgesetze voneinander abweichen. Aber man behauptet — und wohl mit Recht — daß der englische Erfindungsgeist stark nachgelassen habe und daß die englischen Patente heute meist Nebensächlichkeiten betreffen, während in Deutschland die Zahl der Patentanmeldungen, die grundlegende Dinge betreffen, weit größer sei. In den tieferblickenden Kreisen Englands ist man nicht im Zweifel darüber, daß der Grund aller dieser Erscheinungen in der starken Vernachlässigung der Wissenschaft durch die Großindustrie zu suchen ist. Als ein Mitglied der Royal Society gefragt wurde, welcher Zusammenhang in England zwischen der Wissenschaft und der Industrie bestehe, lautete die Erwiderung: „Gar keiner." —

In letzter Zeit hat sich in den denkenden Kreisen Englands ein größeres Interesse für alle solche Fragen geltend gemacht. Insbesondere wünscht man alles, was das technische Bildungswesen entwickeln könnte, zu fördern und zu heben. Bei der Zähigkeit des englischen Geistes, der an seinen Fehlern ebenso starr festhält wie an seinen Vorzügen, wird es aber sicherlich der größten Anstrengungen bedürfen, um hier durchgreifenden Wandel zu schaffen.

Allerdings wird man nicht allzu schnelle Resultate erwarten dürfen. Wer von der Wissenschaft verlangt, daß sie das ihr entgegengebrachte Interesse allsogleich durch praktische Ergebnisse bezahlt mache, der kann sich recht sehr täuschen. Die Beziehungen der verschiedenen Gebiete unseres Geisteslebens sind zu fein, als daß ein so rohes Verfahren Erfolg verspräche. Wenn die Wissenschaft nicht um ihrer selbst willen in großherzigster Weise gepflegt wird, so wird sie auf die Dauer auch keine großen praktischen Ergebnisse, keine epochemachenden technischen Entdeckungen zutage fördern. Das hat der bisherige Verlauf deutlich genug gezeigt. Denn sicherlich ist es kein Zufall, daß gerade in Deutschland, wo man die Wissenschaft als Selbstzweck, ganz losgelöst von allen praktischen Forderungen, zu betrachten gewohnt war, die überraschendsten technischen Erfolge dieser Pflege der Wissenschaft zutage getreten sind.

Ganz das gleiche gilt von der Gestaltung des Bildungswesens. Der Führer des englischen Bildungswesens, Professor Michael Sadler, jetzt Rektor der Universität Leeds, früher vortragender Rat im Unterrichtsministerium, hat darüber schon vor zwei Jahrzehnten die ungemein wahren und tiefblickenden Worte geschrieben: „Eine engherzige Auffassung von technischer Erziehung, die nicht durch große Gesichtspunkte inbezug auf die allgemeinen Prinzipien, auf denen Wissenschaft und Kunst beruhen, geleitet wird, würde dahin führen, daß die Fähigkeit der Nation, ihre Industrie den wechselnden Bedürfnissen anzupassen, eher brachgelegt als vermehrt würde."

Politische Rundschau.

Plötzlich ist der Schatten des Krieges über Deutschland dahingehuscht, noch nicht über unserm Lande entlud sich die wetterschwere Wolke, aber am Balkan hat es gezündet, und auf allen Gesichtern steht die Sorge, ob der Brand nicht auf unsere Häuser übergreift.

Alle Fäden der internationalen Politik laufen verborgen, von wenigen Machtzentren werden sie gelenkt; aber vor der Bühne dieser Geschehnisse sammelt sich das Volk mit Anteilnahme und dem Glauben, die Aktoren seien in ihren Entschlüssen abhängig, beeinflußbar von der Stimme des Publikums, der öffentlichen Meinung. Wie die Zuschauer des italienischen oder spanischen Volkstheaters durch Drohungen und Apfelsinenwürfe den großen Bösewicht da oben hindern wollen, seine bösen Anschläge gegen die reine Unschuld auszuführen!

Die Lenker der hohen Politik, die angelsächsischen, in der Schule des Geschäftslebens gehärteten Rechner, die in Gewaltausübung und Menschenverachtung großgewordenen Machthaber der russischen Bureaukratie — sie alle haben es längst gelernt, auch diese Bedürfnisse des großen Publikums einzukalkulieren.

In England ist die „maschinelle Bearbeitung“ der public opinion, richtiger, die Schaffung der englischen Beurteilung durch die großen Preßtrusts zu einem System gediehen, dem gegenüber die Zensurkunststücke anderer Zeiten und Länder höchst unmodern wirken. Die übrigbleibende, „unabhängige Provinzpresse“ erhöht den Reiz der Sache und gibt den Besonnenen und Biederleuten aller Zonen die Gewähr, daß die Freiheit, die sie meinen, ihren Reigen nicht nur am Himmelszelt führe, sondern in den ungemein freien englischen Häusern eine dauernde Wohnstätte habe.

Bismarck, der verschlossen in seiner innersten Seele das große Bedürfnis nach Wahrhaftigkeit trug, das dem germanischen Genius eigen ist, aber so vielen guten, so vielen besten Deutschen zur Verwirrung auch das Wort der Edda wußte: Gegen den Trug setze den Trug, hat solchen Illusionen gegenüber gesagt: Nur die Dummen wissen nicht, wie es gemacht wird.

Dem politischen Beobachter muß die internationale Meinungsmacherei als wertvoller Fingerzeig dafür dienen, was eigentlich beabsichtigt wurde.

Der politische Bilderbogen, der ausgegeben wird, zeigt das Bild, daß die vier an die europäische Türkei angrenzenden Volksmächte übereingekommen seien, ihre Geschicke selbst in die Hand zu nehmen und ohne jede Rücksicht auf die als Einheit gedachten Großmächte Europas, die das gerne verhindern möchten, aber aus irgendwelchen geheimen Lähmungsursachen nicht könnten, mit den Waffen in der Hand die Türkei zu reformieren gedächten.

Europa wird dies Schauspiel überwachen und für den moralischen Feingehalt der Aktion Sorge tragen; es wird keine Gebietsveränderungen dulden; Rußland und Österreich sind durch das Gebot der Stände berufen, Heger des Kampfplatzes zu sein, sie werden selbst auf jeden eigenen Vorteil selbstverständlich verzichten, weder die Dardanellenfreiheit, noch etwa das Sandschak begehren.

Honni soit qui mal y pense!

An diesem schlecht inszenierten Rührstück ist nur die Unverfrorenheit verblüffend, mit der einem angesonnen wird, die Darstellung für Wirklichkeit zu nehmen. —

Das türkische Erbe wird von Rußland und England umschlichen; ersteres hat seine Zarbefreierpolitik auf dem Balkan — wie gern anerkannt werden mag — aus geschichtlicher Notwendigkeit, aber mit der bestimmten Absicht eingeleitet, in das türkische Massiv Bresche zu legen. Wie Rußland auf das Erbe der europäischen Türkei spekuliert, so gelüstet es England nach dem der asiatischen Türkei.

Seine Balkankomitees, seine Besuche der Balkanstaaten durch Agenten und wie kürzlich Serbiens — vor dem Kriegsausbruch! — durch einen hohen englischen Generalstabsoffizier sollen die Schwierigkeiten der Türkei am Balkan häufen, um Arabien unter ein protegiertes Kalifat nach ägyptischem Muster zu bringen. Große Ziele, deren Zweck die Mittel heiligen mag, bei denen man uns nur mit dem Gemeinplatzschwall von Hochgefühlen vom Halse bleiben soll.

Ssasanoffs Besprechungen mit Grey müssen sehr weittragende Bedeutung gehabt haben, daß man sich genötigt fühlte, sich auch des Beistandes der unionistischen Opposition im Unterhaus zu versichern und ihren Führer Bonar Law hinzuzog.

Sollte man bei dem großen Lobe, das für Österreich von Anfang der Bewegung an verschwendet wurde, nicht vor einem Plane stehen, der sich etwa folgendermaßen skizzieren ließe:

Jede Erschwerung der Lage der Türkei, jede Schwächung ihrer Machtmittel rückt den Augenblick der Liquidation ihres Besitzes näher und erleichtert das Abreißen weiterer Gebietsteile. Für Rußland und England ist ferner Gewinn, daß man sich die Balkanmächte verpflichtet. Werden sie geschlagen, so wird man doch ihre Grenzen von heute erhalten können; sind sie aber siegreich, wie wird man sie dann vor dem Vorstoß Österreichs bewahren können? Nur dadurch, daß man Österreich selbst etwas gönnt, das Sandschak, Novibazar und die Ausfuhrstraße nach Saloniki.

Dieser Gedanke ist nicht einmal neu: mit welchen anderen Versuchungen ist denn der gerissene König Eduard der Bündnitreue des greisen Kaisers Franz Josef in Marienbad genaht? Der in seiner vornehmen Schlichtheit nachher sagte: Ich habe mir da einen Feind gemacht, aber ich konnte nicht anders. Und wie groß muß die Enttäuschung eines so sehr auf anständige Formen haltenden Volkes gewesen sein, daß die großen englischen illustrierten Blätter das schandbar entstellte Bild des alten kaiserlichen Herrn mit der Unterschrift "the man who tricked Europe" bringen konnten!

Der Plan ist deshalb auch gar nicht so übel, weil Deutschland — um den englischen Ausdruck zu gebrauchen — „ausmanövriert“, beiseite geschoben, als Schutzmacht der Türkei bloßgestellt wäre.

Deutschland ist aber niemals ausgeschaltet, wenn es sich nicht selbst ausschaltet.

Kann es nicht nach berühmten Mustern der ehrliche Makler zwischen der Türkei und den Balkanstaaten sein, sollte ihm das Maß des Vertrauens, das ihm Marschalls Tätigkeit geworben hat, nicht ermöglichen, ein ruchlos von den jetzt sich zurückziehenden Mächten angezetteltes Gemetzel zu verhindern? Würde es nicht jetzt für diesen Zweck wenigstens selbst Frankreichs Unterstützung gewinnen können, das $4\frac{1}{2}$ Milliarden im Balkan angelegt hat und gefährdet sieht?



Frankreich erlebt in diesem Augenblick das historische Schicksal der kontinentalen Verbündeten Englands: daß es zu dienen bestimmt ist und seine Interessen die Kreise der großen englischen Politik nicht stören dürfen. Wie die Engländer im persönlichen Verkehr sich alle Welt zum Feinde machen müssen, so schließlich auch in der Politik. Sie machen wahrscheinlich wider Willen auch da die größten Mißgriffe, weil der foreigner mit dem native, dem coloured gentleman doch so ziemlich zusammengehört, mit einer gewissen Unterschiedlichkeit des Grades, aber nicht eigentlich des Ranges, den Gott zwischen sein erwähltes Volk und die übrige Umwelt gesetzt hat.

Schon die Mittelmeerentente hat man dadurch verpatzt, daß man dem sensiblen, innerlich so nervös empfindenden Volk wie den Italienern als Droh- und Druckmittel die französischen Geschwader in die Heimatsgewässer sandte und dadurch Italien an den Dreibund heranpreßte, von dem man es abziehen wollte.

Wenn jetzt namhafte Liberale in England die abgeschlossene englische Marokkopolitik „illiberal, ruchlos und gefährlich" nennen, so haben wir daran an sich nichts auszusetzen, interessieren uns aber für das Weshalb, weil man nämlich einem so inferioren, von den Engländern so tief verachteten Volk wie den Franzosen ein solches wirtschaftliches Machtgebiet wie Marokko eingeräumt hat.

Täuschen wir uns auch nicht zu unserm Nachteil. Die tapfere Ruhe unseres Volkes den ungeheuerlichsten Bedrohungen gegenüber, die unbeirrte Anständigkeit unserer Politik, die nur durch Unterlassungen gesündigt hat, hat uns im Auslande uneingestanden doch eine große Achtung erworben. Das Wort, das vor kurzem von Kiderlen-Wächter durch die Blätter ging „von der Halbierung zur Organisation Europas," das wäre kein frommer Wunsch, sondern ein politisches Programm, wenn sich Deutschland in den Mittelpunkt aller Bestrebungen stellte, alle Mitglieder der europäischen Staatengemeinschaft, die Türkei eingeschlossen, davor zu bewahren, ein Ball in dem Spiel der nach Beherrschung und Unterwerfung fremder Länder und Völker lüsternen Mächte England und Rußland zu werden.

Wenn aus der Schweiz doch ein wärmeres Gefühl beim Kaiserbesuch entgegengeschlagen hat, so war es gewiß aus dem Bewußtsein geboren, in Deutschland doch den ehrlichen und starken Nachbarn zu wissen, und wenn in Schweden eine Bewegung zum Anschluß an den Dreibund lebendig geworden ist, so regt sich auch dort der Wille, die Rolle eines Halbvasallen nicht spielen zu wollen und einen Garanten der Unabhängigkeit nur in Deutschland finden zu können. —

In der äußeren wie in der inneren Politik Deutschlands ist das alles andere in den Hintergrund stellende Ereignis die Ernennung des Fürsten Lichnowsky zum Botschafter in London.

Man sagt gewiß nicht zu viel, wenn man die Ernennung dieses outsiders auf die Erkenntnis zurückführt, in der eigentlichen diplomatischen Hierarchie keine einzige Kraft zu wissen, die nach Marschalls Tode auch nur einigermaßen den Aufgaben dieses wichtigsten diplomatischen Postens gewachsen wäre. Ein wunderliches Ergebnis der Auslese bei dem begabtesten, vielseitigsten Volk der Erde, dessen Kenntnisse die wissenschaftliche, die wirtschaftliche und die technische Welt unausgesetzt revolutionieren.

Bekanntlich ist die immer schmerzlich leidende Biederkeit unseres Reichskanzlers bei der Wahlbewegung besonders tief verletzt worden, daß man die Fähigkeiten unserer diplomatischen Vertreter vor den großen Wähler-



massen kritisiert habe. Daß in den Wählerversammlungen auch über diese Frage sehr viel dummes Zeug geredet wird, daran ist kein Zweifel, nicht weniger aber daran, daß das Volk ein verdammt feines Gefühl dafür hat, von wem es gefährdet wird.

Unter einem Diplomaten kann man sich zur Zeit in Deutschland nur etwas extrem Konventionelles vorstellen, ihre Lebensgewohnten werden in dem Buch des ewig Gestrigen, „der Woche", mit einer wunderbaren, unfreiwilligen Ironie dargestellt.

Für den Engländer ist es selbstverständlich, daß in der Diplomatie die feinste Blüte angelsächsischer Männlichkeit vertreten ist, für den Franzosen ist die Diplomatie ein besonders geachteter Zweig des politischen Bankiersgewerbes; beiden wie dem Russen ist die Leistung des Diplomaten das, was sie allein interessiert, und der bunte Takel, in dem diese Welt der traditionellen Remiszenzen lebt, eine höchst uninteressante Beigabe, nicht aber wie in Deutschland ein völkerrechtlicher Prüfungsgegenstand juristischer Examina.

Ihrer Herkunft nach ist unsere Diplomatie ein merkwürdiges Mittelding zwischen der Bourgeoisie und dem meistens von der Frauenseite finanziell gestützten Feudaladel; immer seltener findet sich darunter ein Vertreter des besten deutschen Adels und des besten deutschen Bürgertums. Dem letzteren fehlt Neigung und Gelegenheit, dem ersteren der Respekt vor der rein diplomatischen Leistung; das Gewerbe soll ja nach Bismarck nichts für einen preußischen Landedelmann sein, und in seinem rührenden Dankesbrief von Weihnachten 1872 mußte sich der größte deutsche Diplomat vor seinem kaiserlichen Herrn damit trösten, „daß er sonst vielleicht ein unbrauchbarer General geworden wäre."

Wir geben nicht umsonst den Gothaer Almanach heraus, wir haben den verbreitetsten hohen Adel und räumen ihm willig die Sitze unserer Herrenhäuser ein; wir haben auch sehr oft uneingestanden ein lebhaftes Gefühl für fürstlich-vornehme Lebenshaltung, und Thomas Mann hat für seine Blitzlichtbeleuchtung dieser hohen Idylle nirgends in Deutschland Dank geerntet.

Dieser hohe Adel aber bleibt der Nation zumeist die Gegenleistung schuldig. Er ist nicht wie der österreichische Hochadel Förderer und Schützer der Kunst, und noch viel weniger politisch wie der bis in die Fingerspitzen machtdurstige, leidenschaftlich politische, englische regierende Adel, der dadurch das Königtum trägt, aber fast überschattet.

Die Nation aber hat ein Recht, von seinem hohen Adel diese politische Führerleistung gerade im internationalen Verkehr zu fordern, weil der Hochadel dafür Bedingungen mitbringt, die anderen Berufsständen nicht in dem Maße eigen sein können. Die arbeitenden Stände können nur in Ausnahmefällen die Leichtigkeit im Überblicken der wirklichen Kräfte unter den ungeheuren Zurüstungen der Äußerlichkeiten in London, Washington, Paris und Petersburg gewinnen und solche Meister ihrer Gefühle werden, daß sie durch die tiefe, zur Schau getragene Devotion sich nicht den kecken Blick trüben lassen, mit dem Bismarck bei der ersten Vorstellung im Elysée Napoleon III. betrachtete, „ob der wohl bei uns das Referendarexamen bestanden hätte." Fürst Chlodwig Hohenlohe war gewiß kein Großer, aber erstaunlich ist an seinen Memoiren, wie er das regierende Europa wie einen einfachen bürgerlichen Verkehrskreis in seinen Schwächen und in seinen Vorzügen mühelos übersieht.

Fürst Lichnowsky hat die merkwürdige Fähigkeit besessen, ohne eigentlich sichtbar hervorzutreten, den Ruf ungewöhnlicher Fähigkeiten zu erwecken. Schon vor mehr als zehn Jahren konnte man im preußischen Osten, wo unsere Politik ja eigentlich gemacht wird, ihn sogar als Reichskanzlerkandidaten trotz seiner wohlerworbenen Unbeliebtheit bei Hofe nennen hören. Damals war er ein Vierziger, und heute müssen die Blätter die schweren Bedenken äußern, daß ein Mann von fünfzig Jahren einen solchen Posten erhält. Politik darf anscheinend — frei nach Wilh. Busch — bei uns nur im „Kreise der Männer und der Mümmelgreise" getrieben werden, und wir haben nicht gehört, daß man mit Bedauern feststellte, daß unser bester Mann, Marschall, zu der Erfüllung seiner Lebensaufgabe nicht mehr kommen konnte, weil er im biblischen Alter dahingerafft wurde.

Mit dem Fürsten Lichnowsky gehen große Hoffnungen. Nur ein Hochfeudaler kann in dem durch und durch feudal regierten England wirklichen Einfluß auf vertraulichem Fuße gewinnen, wie ihn Fürst Münster besaß. Und dieser Fürst hat durch Haltung und Äußerungen bewiesen, daß er kein Krautjunker und ebensowenig ein Bureaukrat ist, der gesonnen wäre, im Schmieren von Berichten und Erweisen von Liebenswürdigkeiten den Zweck seines Daseins zu erblicken.

Vor allem aber — und das ist das Allerwichtigste: die Engländer imponieren ihm nicht.

Er hat der englischen Politik gegenüber in Wort und Schrift eine Sprache geführt, die an Deutlichkeit nichts vermissen läßt, und die das einzigste Mittel ist, um bei diesem Herrschervolk Respekt und im kaufmännischpolitischem Sinn Vertrauen zu erwerben. Die anderen Botschafterkandidaten wären wohl zumeist zu weich, zu herzlich entgegenkommend gewesen.

Eure Politik gegen Deutschland ist unmännlich und schädlich — das ist aus jeder Zeile der Lichnowskyschen Veröffentlichungen herauszulesen; das aber sind zwei, vielleicht die einzigsten Momente, für die der Engländer höllisch hellhörig ist.

England ist zudem in diesem Augenblick nachdenklich; sein Impressionalismus auf Italien hat böses Fiasko gemacht, und jetzt hat er eine Deutschland näher als seit Jahren verbündete europäische Militärmacht in der Flanke Ägyptens. Dahin hat es Italien nur gelangen lassen, weil es zur Entente hinübergezogen werden sollte, — und nun?

Ein glücklicher Zufall hat es gefügt, daß die beraubte Türkei es Italien zu danken hat, daß sie ihre ganze Militärmacht auch unter Heranziehung der kleinasiatischen Reserven gegen die Balkanmächte einsetzen kann.

Beide Mächte in Zukunft einander politisch zu nähern, bei der bevorstehenden Erneuerung des Dreibundes eine Ausdehnung auf die östliche Hälfte des Mittelmeers herbeizuführen, darin liegen Ziele für eine erneuerte Levante- und nordafrikanische Politik, die nicht auf Ausbeutung und Unterjochung, sondern Kräftigung und Erhaltung gerichtet wäre.

Bremensis.



ANREGUNGEN UND AUSBLICKE.

Die Heeresvermehrung.

Kaum ist die Heeresvermehrung in Kraft getreten, da werden in den nationalen Zeitungen im Drange der Kriegsgefahr Stimmen laut, die weitere Verstärkungen verlangen. Merkwürdig, daß seinerzeit nicht mehr gefordert wurde; der Reichstag hätte — darüber hatte und hat niemand (außer dem Kriegsminister) einen Zweifel — damals alles bewilligt, ganz sicher jedenfalls die fehlenden dritten Bataillone. Noch immer gibt es 14 Infanterieregimenter zu 2 Bataillonen. Unverständlich aber ist es, daß am 1. Oktober noch nicht einmal das Bewilligte im vollen Umfang zur Durchführung gekommen ist: die 106 bewilligten Maschinengewehr-Kompagnien werden vorerst noch nicht aufgestellt! Warum in aller Welt? Sie sind doch dringend nötig. Wir sind mit dieser wichtigen Waffe doch lange genug anderen Staaten gegenüber erheblich im Rückstand geblieben. Das Fehlen der Unterkunftsräume kann nicht der Grund des Zögerns sein, denn eine ganze Anzahl der neu aufgestellten Formationen ist zunächst auf längere Zeit, zum Teil auf mehrere Jahre, auf Truppenübungsplätzen untergebracht; da hätte sich für die Maschinengewehr-Kompagnien mit ihrem geringen Bestand an Mannschaften und Pferden wohl auch noch Platz gefunden. Die Behauptung, es sei nicht möglich, in so kurzer Zeit so viele Maschinengewehre fertigzustellen, würde die deutsche Industrie wohl mit einer Beleidigungsklage beantworten. Also Gründe „finanztechnischer" Art? Nun, die „altpreußische" Sparsamkeit wird uns noch einen verlorenen Krieg kosten. Jetzt endlich hat man bei uns angefangen, einige neue Stellen über den Etat zu schaffen, deren Inhaber im Mobilmachungsfall bei Reserve- usw. Formationen Verwendung finden. Aber noch immer wird im Kriegsfall fast der ganze Bestand an aktiven älteren Kompagnie-Offizieren und Unteroffizieren der Truppe, der sie im Frieden angehörten, entzogen, weil sie anderswo noch nötiger gebraucht werden. Der Truppenorganismus ist ein künstliches und damit recht empfindliches Gebilde; man kann ihm nicht das Gerippe, das, was eigentlich dem Gefüge den festen Zusammenhalt gibt, plötzlich entziehen, ohne ihn — mindestens auf geraume Zeit — gründlich zu schädigen. Auch die Mannschaften der auf Kriegsstärke gebrachten aktiven Truppenkörper sind ja doch zu mehr als der Hälfte Reservisten, die dem Dienst entwöhnt und sicherer, geschulter Leiter doppelt bedürftig sind. Frankreich ist in dem Bereithalten aktiver Vorgesetzter über den Friedensetat für die im Krieg neu aufzustellenden Formationen längst viel weiter gegangen als wir. Es gab eine Zeit, da marschierte Deutschland wenigstens mit seinen Heereseinrichtungen an der Spitze der Nationen.

Ja, um alles in der Welt, wohinaus soll denn das noch mit diesen ewigen Rüstungen und Verstärkungen? fragt der besorgte Staatsbürger und Steuerzahler. Als Antwort eine Gegenfrage: Wohinaus soll es denn ohne die Rüstungen? Unfehlbar dahin, wo die anderen (einstigen) Konkurrenten Englands (Portugal, Holland, Dänemark) heute stehen. Es kann doch keinem Zweifel unterliegen, daß man uns ans Leder will, daß man uns zu einer Macht zweiten Ranges in Europa herabdrücken möchte, daß wir außer Österreich keinen Freund haben, aber zahlreiche mächtige Gegner; daß wir uns eines Tages werden wehren müssen und daß wir dazu eines starken, schlagfertigen Heeres und kampfkräftiger Schiffe bedürfen. Man braucht sich noch nicht „berufsmäßiger Kriegshetzer" oder „Panzerplatteninteressent" schimpfen zu lassen, wenn man diesen Tatsachen offen ins Gesicht sieht. Dagegen kann man füglich den Leuten, die das Zucken und Züngeln am politischen Himmel für harmloses Wetterleuchten erklären, weil ihm der prasselnde Donner noch nicht folgte, vorwerfen, sie trieben eine unverantwortliche Vogelstraußpolitik und eine Politik kleinlich-krämerhafter Eigensucht dazu.

Dadurch, daß man den Krieg nicht wünscht, sich mit friedlichem Gesäusel über jede Gefahr hinwegzutäuschen sucht, ist diese doch nicht beseitigt. An Wirklichkeitssinn, der Fähigkeit, das Tatsächliche alles Wünschbaren entkleidet zu sehen, daran fehlt es diesen Lammseelen; denn dazu gehört vor allem Mut. Selig mögen sie sein, die Sanftmütigen und Friedfertigen, auch auf das Himmelreich mögen sie nahe Anwartschaft haben, — das Erdreich werden sie nicht besitzen.

Ist es nicht eine Schande, daß der große Scharnhorstsche Gedanke der allgemeinen Wehrpflicht heute nicht in Deutschland, sondern in Frankreich am folgerichtigsten durchgeführt ist, daß wir schon längst einen namhaften Prozentsatz unserer wehrfähigen jungen Männer nicht mehr in das Heer einstellen können, weil einfach die Räume dazu, die Regimenter, fehlen; daß wir somit gar keine allgemeine Wehrpficht mehr haben? Wie darf man sich bei uns über zu hohe Militärlasten beklagen angesichts der Tatsache, daß die auf den Kopf berechnete pekuniäre Anspannung für die Wehrmacht in Deutschland weit geringer ist als in den anderen europäischen Großstaaten und daß — gemessen an der Bevölkerungszahl — die persönliche Anspannung im Kriegsfall in Frankreich fast doppelt so groß ist wie in Deutschland?

Noch immer gibt es ehrenwerte Leute, die da meinen, es könne niemand Arges gegen uns im Schilde (sit venia dem nicht mehr ganz zeitgemäßen Worte) führen, wenn wir uns nur selbst aller agressiven Politik enthielten und ein geruhiges und stilles Leben führten in aller Gottseligkeit und Ehrbarkeit; und sollten tückische Feinde doch etwas gegen unsere gute und gerechte Sache unternehmen, so müsse nach den Gesetzen der sittlichen Weltordnung ihr politisches Ränkespiel nicht uns, sondern ihnen selbst zum Schaden gereichen. Werden sie denn nie alle werden, diese — Guten, die es nicht lassen können, mit der unzulänglichen Elle ihres posemukelhaften Rechtsbewußtseins Geschichte und Politik zu messen; die nicht begreifen wollen, daß es eine von allem menschlichen Fühlen unabhängige geschichtliche Rechtsprechung gibt, die ausnahmslos schließlich die Partei des Stärkeren nimmt? Die Geschichte der Menschheit lehrt das doch auf jedem Blatt, und noch niemals ist von einem der vielen Völker, die im Laufe der Jahrtausende „aufeinanderschlugen", eine Sache vertreten worden, die nicht „die gute und gerechte" gewesen wäre; auch daß der liebe Gott vorzugsweise mit den besseren Bataillonen sei, ist schon vor geraumer Zeit von kompetenter Stelle ausgeplaudert worden, — aber immer wieder sträubt sich gegen die Anerkennung solch brutaler Wirklichkeit die Ehrbarkeit rechtlichen Bürgersinns. Die Kriege sind seltener geworden, aber doch nicht, weil der Sinn für Rechtlichkeit und die Achtung vor dem guten Recht des Nachbarn unter den Völkern gewachsen wären, sondern wegen der ungeheuren Folgewirkungen des modernen Massenkrieges. Die Träger der kriegerischen Handlung sind ja nicht mehr die gewerbsmäßig um Sold und Kriegsbeute dienenden Haufen, auch nicht die kleinen, gut geschulten Heere der Fürsten, sondern die zu einheitlichem Wirken zusammengefaßten Gesamtkräfte der Völker. Ein heutiger Krieg, der die ganze wehr- (d. h. arbeits-) fähige männliche Bevölkerung unter die Fahnen ruft, zieht alle Lebensäußerungen des Volkskörpers stark in Mitleidenschaft und muß eine Lähmung, stellenweise einen Stillstand des wirtschaftlichen Lebens zur Folge haben. Nicht jeder unbedeutende Völkerstreit wird daher mit den Waffen ausgetragen. Der Kampfeinsatz ist zu hoch; er rechtfertigt sich nur, wenn es sich um eine Lebensfrage oder die Ehre der Nation handelt. Bis zu dieser Grenzlinie — aber auch nicht weiter — reicht die Wirkungsmöglichkeit von Kongressen, Konferenzen, Schiedsgerichten und dergl. Hinter dem Spruch des Richters darf die vollstreckende Gewalt nicht fehlen, soll er nicht Gefahr laufen, zur Farce zu werden.

Man soll es sich heute dreimal überlegen, das Schwert zu ziehen, man darf aber keinen Augenblick in dem Eifer nachlassen, es zu schärfen.

Es hilft also nichts: wir müssen, — oder noch besser: wir wollen — sagten die gut, das heißt heute: national Gesinnten aller Parteischattierungen und verblüfften In- und Ausland durch eine en-bloc-Annahme der Regierungsforderungen; — da müssen sie alsbald zu ihrem Staunen erfahren, daß gerade die wichtigsten der als so dringend nötig bezeichneten Neuformationen vorerst noch gar nicht aufgestellt werden. Es ist 10 gegen 1 zu wetten, daß sich die Volksvertretung das nächste Mal von der „Dringlichkeit" der Forderungen nicht so ganz rasch wird überzeugen lassen. Man kann es ihr nicht verdenken.

M. O.

Bemerkungen zur Weltsprache.

Es ist ja gut, daß man eine Weltsprache schafft, die ganz nach einfachen Regeln gebildet ist, und die man in ein paar Wochen erlernen kann. Eine solche wird ihre guten Dienste leisten zur internationalen Verständigung in Gasthöfen und im Handel, bei Angelegenheiten einfacher Art und bei denen der rhetorische oder gar künstlerische Wert der Sprache ganz in den Hintergrund tritt.

Aber man schmähe deshalb nicht die Unregelmäßigkeiten der vorhandenen Sprache. Es ist dies gerade so, als wollte man die Kompliziertheit einer viel gebrauchten Gerätschaft tadeln, z. B. daß ein Löffel, der ja wesentlich nur aus Napf und Stiel, oder eines Messers, das ja wesentlich nur aus Klinge und Heft zu bestehen braucht und nun doch eine sehr viel verwickeltere Form, die sich dem Gebrauche in allen Einzelheiten angepaßt hat, aufweist. Es kommt eben bei so einer Gerätschaft gar nicht darauf an, ob seine Darstellung die doppelte oder dreifache Zeit kostet, da ja bei der zweckmäßigsten Form diese Zeit im Gebrauch wieder hundert- und tausendfach gespart wird.

Gerade so ist es aber mit der Unregelmäßigkeit des Wortes z. B. in der starken gegenüber der schwachen Konjugation. „Ich log" macht sehr viel mehr Eindruck als „ich lügte", und deshalb sind solche auffallende Formen gerade bei den vielgebrauchten Zeitwörtern (bei den Hilfszeitwörtern am allermeisten) im Gebrauch. Da die ausdrucksvolle Rede wichtiger ist als die bequeme Erlernung der Sprache durch Ausländer. Die eigenen Sprachangehörigen aber erlernen das Unregelmäßigste ohne Mühe.

Auch die Kunstsprache, das Esperanto, zeigt ein Bestreben sich zu entwickeln, welches, da man ihm nicht nachgeben wollte, zur Schöpfung des Ido führte, und auch dieses wird neue Sprossen treiben, wie sich alles Lebende und mit dem Leben in Berührung Stehende immer entwickeln muß.

Man nehme z. B. das Wort „Mensch" mit dem sächlichen Artikel. Im Ido, wo jeglicher Artikel wegfällt, werden wir ein Wort für Mensch im Sinn von homo und ein anderes im Sinne von unmoralischem Frauenzimmer haben. Nun liegt aber in dem Ausdruck Mensch mit dem sächlichen Artikel nicht bloß der Begriff des unmoralischen Frauenzimmers, sondern er ist deutlich nuanciert durch seine etymologische Herleitung von Mensch mit dem männlichen Artikel, und zwar so, daß die Bedeutung des letzteren noch nachklingt, indem man sich von einem Mensch mit der Mehrzahl Menscher die Vorstellung eines weiblichen Individuums macht, dem nichts Menschliches in der schlechten Bedeutung (schade, daß man dafür des üblen Wohllautes wegen nicht „menschisch" sagen kann) fremd ist.

So ist es mit dem Ausdruck Gentleman, den wir aus dem Englischen herübergenommen haben, und mit tausend andern. In seinem Laute klingt die Abstammung nach, die die feine Nuance bestimmt.

Merkwürdig, daß dieser einfache Zusammenhang selbst durch Philologen nicht immer begriffen wird. Ich kannte einen, der sich selbst durch Sophokles-Übersetzungen einen Namen gemacht hat und der, da er in vorgerückten Jahren noch Italienisch lernen wollte, sich furchtbar ärgerte über die Unregelmäßigkeiten der italienischen Zeitwörter und gerade solcher, die im Lateinischen noch regelmäßig gewesen waren. Trotz aller philo-

logischer Gelehrtheit begriff er eben nicht, daß die Sprache nicht stillstehen konnte, sondern notwendig die bleibenden Eindrücke der weiteren Entwicklung des Volkes in sich aufnehmen mußte.

Das Ido wird darum den Natursprachen gegenüber nicht sein wie ein „wohlgezimmertes Haus einer natürlichen Höhle" gegenüber,*) sondern eher wie ein billiges Universalwerkzeug, das Hammer, Meißel Beißzange, Maßstab und noch einiges andere sein will und doch keines recht ist, das man freilich gebrauchen wird, wenn der Raum in der Reisetasche mangelt, alle Einzelwerkzeuge mitzunehmen, aber das, wenn es sich um hervorragende Leistungen der Handwerkskunst handelt, doch immer durch jene einzelnen und oft noch ganz besonders als Tapezierhammer, Klavierhammer, Steinhammer usw. individualisierten Instrumente ersetzt werden muß.

*) Der Ausdruck Ostwalds.

Oder man könnte eine solche einfache Weltsprache auch vergleichen mit jener Musik, die durch einen einzelnen, der gleichzeitig mit Armen, Beinen, Kopf und Mund tätig ist, hervorgebracht, und die vielleicht von einem ganz Unmusikalischen auch mit einer Orchestermusik verwechselt wird. Auch hier erspart man Arbeit (und nach Ostwald ist ja Kultur die Ökonomie der Energien), aber nur unter unendlicher Einbuße der beabsichtigten Wirkung.

Der letztere Vergleich ist vielleicht der allerbeste, denn in der Tat ist ja die Sprache in ihrer feinen Ausbildung eine Kunst und der echte Philologe halb und halb eine Künstlernatur. Nur wenn die Adepten dieser Wissenschaft selber Banausen sind und sie das Mittel zum Zweck als Selbstzweck betreiben, dann verdienen sie die Kritik und die Verachtung, die sie sich von Seiten Ostwalds in so reichem Maße zugezogen haben.

Adolf Mayer.

Schluß des redaktionellen Teils!

Verantwortlich für die Redaktion: S. D. Gallwitz, Bremen.
Einsendungen von Manuskripten (unter Beifügung von Rückporto) an die Redaktion Bremen, Am Wall 163. Tel. 6945.
Sprechstunden der Redaktion: Dienstag und Freitag von 1—2 Uhr.
Verlag: Kaffee-Handels-Aktiengesellschaft in Bremen.
Druck: H. M. Hauschild, Hofbuchdruckerei, Bremen.

Neue Bücher.

Der Insel-Almanach auf das Jahr 1913.
Insel-Verlag zu Leipzig.

Wilhelm Meßner: Der Mann im Spiegel.
Ernst Rowohlt Verlag, Leipzig.

Wolfgang Burghauser:
Philuzius Süßmeyrs alltägliche Geschichte.
Ernst Rowohlt Verlag, Leipzig.

Rolf Hjorth-Schoyen: Der Herrscher.
Ernst Rowohlt Verlag, Leipzig.

Curt Moreck: Jokaste die Mutter.
Ernst Rowohlt Verlag, Leipzig.

Max von Mallinckrodt: Mären und Märchen.
Ernst Rowohlt Verlag, Leipzig.

Henriette Riemann: Pierrot im Schnee.
Erich Reiß Verlag, Berlin.

M. van Borst: Die Bekenntnisse einer glücklichen Frau.
Erich Reiß Verlag, Berlin.

Dr. Wilhelm Kosch: Menschen und Bücher.
Verlag der Dykschen Buchhandlung, Leipzig.

Koffeïn und Kaffeol im Kaffee.

Von Universitätsdozent Dr. Viktor Grafe-Wien.

Wie alle Genußmittel, deren der Kulturmensch zur Nervenanregung bedarf, und die ihre Wirksamkeit alle einem mehr oder weniger giftigen Inhaltsstoff verdanken, enthält auch die Kaffeebohne einen solchen. Alle Gifte haben bekanntlich die Eigenschaft, in kleinen oder kleinsten Gaben die Lebenskräfte zu höheren Leistungen anzuspornen, in größeren sie zu hemmen und schließlich ganz zu vernichten. Das Koffeïn der Kaffeebohnen freilich gehört zu den vergleichsweise harmlosen, zu jenen, von denen erst größere Dosen schädlich wirken, und doch kommen, besonders für den kranken Organismus, jene Quantitäten, wie sie in starken Kaffeeaufgüssen vorliegen, wegen ihrer Wirkung auf Herz und Nerven in Betracht. Nicht die Nervenanregung aber ist es, wegen welcher die große Masse gesunder Menschen ihren Morgenkaffee trinkt, sondern die Geschmacks- und Aromastoffe, welche in der Kaffeebohne beim Rösten entstehen. Als deshalb die zunehmende Nervosität des Jahrhunderts auch die »Entgiftung« dieses relativ harmlosen Genußmittels verlangte, war es ein Problem, mit dem Koffeïn nicht auch jene Stoffe der Bohne zu entziehen, aus denen später beim Rösten Aroma und Geschmack hervorgeht. Das Koffeïn ist nämlich an diese Substanzen chemisch so fest gebunden, daß es erst durch einen von K. Wimmer ersonnenen »Aufschließprozeß« gelang, diese Bindung zu lösen, worauf das Koffeïn durch reinstes Benzol fast vollständig herausgezogen werden konnte, ohne daß jene Stoffe Schaden litten; das Benzol seinerseits wird durch nachfolgende Behandlung mit Wasserdampf vollkommen weggeblasen. Dieser koffeïnfreie Kaffee ist bekanntlich schon seit längerer Zeit unter dem Namen »Kaffeehag« im Handel.

Nun ergab sich aber die merkwürdige Tatsache, daß der Tee, obgleich er viel mehr Koffeïn enthält als der Kaffee (Teïn und Koffeïn sind identisch), wenn beide in gleicher Menge aufgegossen werden, doch erfahrungsgemäß viel schwächer wirkt als Kaffee. Die Antwort, welche die Wissenschaft auf diese Frage gab, lautete dahin, daß eben im Kaffee nicht nur das Koffeïn, sondern auch die Röststoffe, deren Gesamtheit man »Kaffeol« nennt, maßgebend sind; diese Antwort ist freilich noch nicht endgültig, sondern wird von mancher Seite bestritten. Immerhin ist es nicht uninteressant zu sehen, woher


MONTE BOGLIA
MONTE BRÈ
DRAHTSEILBAHN
KURHAUS
CASA ROSSA



Lage und Einrichtung der Anstalt in Ruvigliana.

Geschützter als Lugano liegt die Vorstadt Ruvigliana-Castagnola, welche durch den Monte Brè im Rücken von Norden vollständig gedeckt ist und dadurch im Winter noch einige Wärmegrade mehr aufweist als Lugano.

Ruvigliana hat infolge seiner günstigen Lage am südlichen Bergabhang noch einige hundert Sonnenstunden im Jahr mehr als Lugano; während dort im Winter die Sonne bald verschwindet, ist Ruvigliana noch stundenlang den Sonnenstrahlen ausgesetzt. Die Sonne scheint im Winter ebenso warm wie an der Riviera, Ruvigliana hat aber vor der letzteren den Vorteil, daß es von Deutschland nicht so weit entfernt ist und das Klima hier nicht so verweichlicht. Im Sommer dagegen ist Ruvigliana durch seine Höhenlage (zirka 200 m über Lugano) kühler und frischer als Lugano und eignet sich daher auch speziell für **Sommerkuren**. Es ist ein Irrtum, zu glauben, daß im Sommer hier italienische Hitze herrsche.

Einzig in ihrer Art ist die Lage der Anstalt mit dem Blick auf den wundervollen See, in dem sich das Blau des ewig lachenden Himmels abgrundtief wiederspiegelt. „Man muß es gesehen haben vor dem Sterben, wenn man eine goldene Erinnerung mitnehmen will an die Herrlichkeit dieser Erde", schreibt ein bekannter Literat, der krank und müde des Großstadttreibens in Monte Brè Ruhe suchte und seine volle Schaffensfreudigkeit wiederfand. Ein anderer schrieb: „Lugano ist ein vom Himmel gefallenes Stückchen Erde." — Einer der hervorragendsten Spezialärzte der phys.-diätet. Therapie, der wiederholt im Kurhaus Monte Brè Erholung suchte, nennt die Anstalt „Ein Eldorado für Kranke, Nervöse und Erholungsbedürftige".

Mit der elektrischen Straßenbahn von Lugano in 15 Minuten erreichbar, liegt die Anstalt in halber Höhe des Monte Brè, zirka 200 m über Lugano, einen herrlichen Ausblick auf die Stadt, den See und den San Salvatore bietend.

Die Anstalt ist modern nach dem Muster der besten deutschen Sanatorien eingerichtet, mit elektrischem Licht und Zentralheizung in allen Räumen, Korridoren usw., ebenso wie mit Wasserleitung, Wasserspülung usw. versehen. Die Zimmer sind geräumig, hoch, komfortabel und gemütlich eingerichtet. Die meisten Zimmer haben Doppeltüren, sind gut isoliert und die Fußböden mit Linoleum belegt; sämtliche Süd- und Ostzimmer haben schöne Balkons, alle Zimmer Reformbetten. Jeder Gast erhält sein eigenes Zimmer, nur auf besonderen Wunsch werden Gäste gemeinsam einlogiert. Nervöse und empfindliche Patienten empfinden es angenehm, daß der Schritt der an den Zimmern Vorübergehenden durch Korridor- und Treppenläufer gedämpft wird. In jedem Stockwerk ist ständig warmes Wasser vorhanden. Zahlreiche Lufthütten am Bergesrand mit prachtvoller Aussicht auf den See stehen den Kurgästen ebenso wie eine Liegehalle (80 m² groß) zur Verfügung. Gut gepflegte Promenaden bieten Gelegenheit zu Spaziergängen. Die Anstalt liegt etwas seitwärts vom Dorfe Ruvigliana, so daß kein Lärm oder Geräusch die Gäste stört. Straßen und Umgebung des villenreichen Ruvigliana sind trocken, fest und nachts elektrisch beleuchtet. Großstädtische Bequemlichkeit wird hier demnach im Gegensatz zu andern italienischen Städten nirgends vermißt.

Besuch der Anstalt.

In den ersten Jahren wurde die Anstalt durchschnittlich von zirka 200—300 Gästen jährlich besucht. Die Frequenz nahm aber durch die Erbauung des Hauptgebäudes einen riesigen Aufschwung, so daß im Jahre 1910 über 700 Gäste hier weilten. Von diesen machten zirka 60 % Kuranwendungen und 40 % waren als Erholungsbedürftige und Pensionäre da. Von den Kranken, die die Anstalt aufsuchten, wurden laut ärztlicher Statistik 80 % als geheilt, 15 % als gebessert und 5 % als nicht gebessert entlassen. Vertreten waren folgende Nationen: 60 % Deutsche, 20 % Schweizer und 20 % Oesterreicher, Italiener, Russen, Holländer, Franzosen, Finnen, Amerikaner und Afrikaner. Die Anstalt war wie folgt besucht: im Januar täglich von zirka 50, Februar zirka 75, März zirka 90, April zirka 90, Mai zirka 85, Juni zirka 75, Juli zirka 70, August-September zirka 75, Oktober zirka 80, November zirka 80 und Dezember zirka 65 Gästen.

Kurmittel und Anwendungsformen. Zur Anwendung kommt in der Anstalt das gesamte physikalisch-diätetische Heilverfahren nach den Grundsätzen von Prof. Winternitz, Prießnitz, Dr. Lahmann, Kneipp, Hahn, Schroth, Rikli, Dr. Bircher-Benner (Haigs Harnsäure-Theorie), Platen und Pastor Felke in streng individueller Weise. Milde Kurformen werden durchaus bevorzugt. Es gehört zum Grundsatz der phys.-diätet. Therapie, den Heilungsprozeß allmählich einzuleiten und durchzuführen. Sogenannte Kaltwasserkuren, durch die mehr Schaden als Nutzen gestiftet wird und die in, nach wissenschaftlichen Grundsätzen geleiteten Anstalten längst der **Wärmekultur** gewichen sind, werden in der Anstalt **nicht** vorgenommen. Mit Recht fürchten sich besonders die Nervösen vor solchen Parforcekuren, die wohl vorübergehende Erfolge zeitigen, weil sie das Nervensystem gleichsam anpeitschen, hinterher aber den Zusammenbruch beschleunigen. Grundsatz der Anstaltsleitung ist das hygienische Prinzip: „Was vom Patienten besonders unangenehm empfunden wird, das schadet ihm." Das Wasser kommt zur Anwendung in Voll-, Halb-, Rumpf-, Sitz- oder Fußbädern, kühlen und warmen Douchen, Wechseldouchen, Kohlensäurebädern, ferner in feuchten und trockenen Ganz- und Teilpackungen, in Umschlägen, Abreibungen, Bett-, Rumpf-, Fuß-, Arm-, Dampf-, elektrischen Lohtanninbädern, Kohlensäurebädern, Kneippgüssen usw. — Die Massage wird von geschultem Personal, in schweren Fällen von der Anstaltsleitung selbst ausgeführt. Zur Anwendung kommt Hand-, Vibrations- und Thure-Brandt-Massage, sowie schwedische Heilgymnastik. Ferner elektrische Lichtbäder in weiß-blau-rot, Bestrahlung mit elektrischen und Sonnenlichtapparaten. In reichstem Maße werden den Gästen ferner Licht, Luft und Sonne zugänglich gemacht. Die herrlich gelegenen Luft- und Sonnenbäder (je eins für Damen und Herren) können hier das ganze Jahr über genommen werden. Im Winter dienen dazu die in jedem Luftbade vorhandenen Glashallen, in denen selbst im Dezember und Januar die Temperatur bis 45° ist. Direkt an die Anstalt schließt sich ein Kastanienwäldchen an, das den Gästen im Sommer angenehmen schattigen Aufenthalt bietet. In demselben ist jetzt auch ein Waldluftbad eingerichtet.

Krankheiten, die im Kurhaus mit Erfolg behandelt wurden: **Krankheiten des Nervensystems, der Atmungsorgane, Erkrankungen des Gefäß-Systems, Herzfehler und Kreislaufstörungen, konstitutionelle Leiden aller Art, wie Bleichsucht, Gicht, Rheumatismus, Zuckerkrankheit, Sexualerkrankungen usw., Erkrankungen der Unterleibsorgane, chronische Vergiftungen und Frauenkrankheiten.** — Geisteskranke und Kranke mit ansteckenden Leiden werden **nicht** aufgenommen.

Ausflüge. An Ausflügen, Bergpartien und Spaziergängen bietet wohl selten eine Gegend so viel Abwechslung wie Lugano.

Verkehrswesen. Nach **Lugano** ist die denkbar beste Verbindung. Fast von allen Gegenden Europas gehen direkte Wagen. Von **Ruvigliana** nach Lugano ist alle 10 Minuten Tramverbindung. Man fährt von der Anstalt in 15 Minuten nach Zentrum Lugano. — **Postverkehr:** Täglich dreimal. **Telegrammadresse:** Pfenning, Ruvigliana-Lugano.

Tarif und Pension. Der Pensionspreis beträgt für Kost (4 Mahlzeiten), Wohnung, Heizung, Luft- und Sonnenbäder mit Douchen, Beleuchtung pro Tag Fr. 6.—, 6.50, 7.—, 7.50, 8.—, 8.50 und 9.—, je nach Wahl des Zimmers und der Jahreszeit. Familien erhalten Extrapreise nach Vereinbarung. — Bäder werden extra berechnet, doch werden auch Pauschalpreise vereinbart. — Passanten erhalten ein Mittagsmahl (vegetarisch oder Fleischtisch) für Fr. 2.50, Kaffee komplett Fr. 1.—, Abendessen Fr. 2.—, Logis Fr. 2.— bis 3.—, Frühstück Fr. 1.—. Die Mahlzeiten sind reichlich und ist unsere Küche als vorzüglich bekannt. Dieselben sind nach den Grundsätzen von Dr. Lahmann geführt, doch wird auf Wunsch auch Hotelkost verabreicht.

Die Anstalt ist von vielen Aerzten empfohlen und besucht.

Großer illustrierter Prospekt mit Dankschreiben und Heilberichten gratis und franko.

Dankschreiben und Heilberichte.

Wir haben seit einer längeren Zeit von Jahren zahlreiche Reform-Sanatorien und vegetarische Pensionen aufgesucht zu unserer Erholung und für unsere eigene Lebensreform Anregung und Belehrung zu empfangen. — Unser Aufenthalt hierselbst am Monte Brè konnte leider nur ein kurzer sein, doch reichte er zur Erkenntnis aus, daß die Pfenningsche Anstalt nach Einrichtung und Leitung der besten ihresgleichen völlig gewachsen ist, sie durch Gunst des Klimas und der Lage aber noch übertrifft. Wir scheiden mit den besten Zukunftswünschen für Herrn und Frau Direktor Pfenning! Medizinalrat Dr. B. aus **Harburg a. E.** nebst Gemahlin und 2 Kindern.

Gerne teile ich Ihnen mit, daß wir mit Vergnügen und Befriedigung an unsern Aufenthalt in Lugano-Ruvigliana zurückdenken. Die Lage der Anstalt ist wunderschön, sonnig, frei und mit herrlichem Blick, die Zimmer sind freundlich und behaglich, die Kost der Anstalt sehr gut und sehr reichlich, so daß nichts zu wünschen übrig bleibt. Wir werden gerne einmal wiederkommen.
Eisenach. Frau **J. V.**, Oberstengattin.

Mir geht es sehr gut. Ich denke noch oft an Lugano und die Villa Ida zurück. Eine schönere Lage mit so vorzüglicher Höhenluft läßt sich auch wohl kaum finden. Das habe ich so recht eingesehen, als ich am Lago die Como und am Lago Maggiore war. Dort fand ich keinen Ort Lugano gleich, wie es am Eingang des Prospektes heißt. Ich habe bei Ihnen 12 Pfund zugenommen. Wahrscheinlich werde ich noch einmal einige Zeit in der Villa Ida verleben.
Stettin. Frl. **E. G.**

Hinsichtlich meines Kuraufenthaltes von Anfang Oktober bis Mitte Februar in der unvergleichlich schön gelegenen Anstalt Villa Ida in Ruvigliana-Lugano kann ich Ihnen der vollen Wahrheit entsprechend mitteilen, daß der Erfolg ausgezeichnet, ja die Nachwirkung der Kur geradezu überraschend sich bemerkbar machte. Ich fühle mich so gesund, ohne die geringste Nervosität und ohne irgend welche Beschwerden, so daß ich sagen kann, die Kur war wohl angebracht unter Ihrer streng individualisierenden Leitung.
Wiesbaden. Sekretär **G. G.**

Gestatten Sie, daß ich Ihnen meinen herzlichen Dank ausspreche für die freundliche Behandlung während meines Aufenthaltes in Ihrer Anstalt. Ich werde die schöne Zeit, die ich bei Ihnen verlebte, in meinem Leben nie vergessen, werde Ihre Anstalt jedem Leidenden empfehlen. Indem ich nochmals meinen verbindlichsten Dank ausspreche zeichne
Eggenbühl. **K. S.**, Kaufmann.

In Ruvigliana am schützenden Monte Brè hat es uns sehr gut gefallen und wir fühlten uns äußerst wohl. Wenn es unsere Zeit erlauben würde, würden wir sehr gerne unsere November-Nebeltage mit Ihrem sonnigen Klima dort vertauschen. Mit besten Grüßen
Kiel. Ihr **St.** und Frau, Architekt.

Wir haben bei Ihnen eine so nette Stätte gefunden, die durch Ihre und Ihrer Frau Gemahlin Liebenswürdigkeit uns unvergeßlich bleiben wird.
Berlin, 6. Dezember. Frau **A. M.**, Rentiere.

Sehr geehrter Herr Direktor! Es drängt mich, Ihnen und Ihrer Frau Gemahlin, sowie Herrn Dr. Oswald meinen aufrichtigsten Dank zu sagen. Als ich Mitte Mai nach dort kam, war mein schweres Leiden, die Erkrankung des Zentralnervensystems, soweit vorgeschritten, daß ich z. B. die Treppen hinauf und hinab immer nur unter Zuhilfenahme des Geländers gehen konnte. Nach achtwöchentlicher Kur konnte ich ohne jede Hilfe und ohne Stock gehen. Wie ich überhaupt in allen Bewegungen jetzt eine größere Sicherheit besitze und hiermit auch wieder das Selbstvertrauen zurückgewonnen habe. Mit bestem Dank und freundlichen Grüßen
Berlin. Ihr ergebener **Th. A.**

Während meines zehnwöchentlichen Aufenthaltes in hiesiger Anstalt wurde ich von meiner langjährigen schweren Neurasthenie vollständig befreit. Die vorzügliche Lage, die klimatischen Verhältnisse spielten bei der Heilung eine nicht zu unterschätzende Rolle. In sehr wohlwollender Weise haben sich die Herren Direktor Pfenning und Dr. Oswald meiner stets angenommen um mich wieder gesund zu machen, damit ich in meinem schweren Beruf als Postbeamter noch manche Jahre tätig bleiben werde. Mit gutem Gewissen kann ich daher die hiesige Anstalt allen warm empfehlen.
Osnabrück. **H. D.**, Sekretär.

Des Wassers heilige Kraft, des Lichtes belebende Wirkung, der Reiz fröhlicher Geselligkeit, der vorzügliche Tisch und gewissenhafte Behandlung in Verbindung mit göttlichem Faulenzerleben haben mir in 5 Wochen die Gesundheit (Neurasthenie) wiedergegeben. Den Leitern des Sanatoriums dafür aufrichtigen Dank! Möge die Anstalt gedeihen, möge sie vielen Leidenden gleiche Dienste wie mir tun.
Barby. **G.**, Lehrer.

Ganz wunderbar zu Ihrem Vorteil verändert, kam meine Nichte aus Ihrem Sanatorium zurück und beeile ich mich, Ihnen und Herrn Dr. Oswald meinen und meiner Schwester Dank zu übermitteln.
Bayreuth. **Th. v. T.**, Freifrau.

Unterzeichneter bestätigt hiermit, daß er von seiner schweren Krankheit (Nervenschwäche) im Sanatorium Monte Brè vollständig geheilt wurde, nachdem er von mehreren Aerzten als unheilbar erklärt wurde. Herzlicher Dank.
Wien, 29. August 1911. **K. B.**

Nach einem fünfwöchentlichen Aufenthalte konnte ich diese nach meiner Ansicht erstklassige Anstalt auf eigenen Füßen gehend verlassen, obwohl ich bei meiner Ankunft hineingetragen werden mußte, weil mein Bein gelähmt war. Für gute Pflege und aufmerksame Bedienung danke ich hiermit der Direktion und dem leitenden Arzt.
R., 19. Januar 1911. **A. H.**, Ingenieur.

Habe mich nach vierwöchentlichem Aufenthalte hier wie noch in keinem anderen Sanatorium nach so kurzer Zeit wohlbefunden und gut erholt. Dem Herrn Direktor und seiner Frau meinen herzlichsten Dank.
Mühlhausen i. E. **P. L.**, Zahnarztgattin.

Druck von Wilhelm Möller, Oranienburg.

die Röststoffe stammen. Erdmann-Halle hat zunächst gezeigt, daß man unter den Röststoffen die eigentlichen Aromasubstanzen von den physiologisch wirksamen unterscheiden kann; die Hälfte dieser letzteren besteht aus einem Stoff, der Furfuralkohol genannt wird; er ist gleichzeitig der hauptsächlichste Übeltäter unter ihnen, denn die Valeriansäure, die noch in nennenswerter Menge vorhanden ist, übt kaum eine Wirkung auf den Organismus aus. Bei der Vorbereitung zur Koffeïnentziehung wird der Rohkaffee mit gespanntem Wasserdampf behandelt. Dieses Verfahren und die nachfolgende Anwendung von Benzol bewirkt, daß große Klumpen einer schwarzen Substanz dabei abfallen, die hauptsächlich aus Staub, Schmutz, Faserteilchen, Fett und Wachs aus der Kaffeebohne besteht und die das entzogene Koffeïn einschließt.

In neuester Zeit hat man nun versucht, den Kaffee durch Waschen und Bürsten mit lauem Wasser von den Muttersubstanzen der Röststoffe zu befreien; tatsächlich ist man erstaunt zu sehen, daß auch schon dabei das Waschwasser trübe, fettig und schließlich förmlich dick von abfallendem Kaffeewachs, die Bohnen aber schön hell und glänzendrein werden. Aber selbst wenn durch nachfolgendes Ausziehen mit Benzol jede Spur von Verunreinigung entfernt ist, hat die Bohne wohl an Appetitlichkeit gewonnen, die Muttersubstanzen der Röststoffe aber nicht verloren. Diese sitzen eben nicht an der Oberfläche, zu ihrer Entfernung ist ein tiefer eingreifendes Verfahren notwendig. Schon vor Jahren habe ich den Furfuralkohol als nie fehlenden Bestandteil der Holzsubstanz nachgewiesen und meine mit Kaffee angestellten Versuche haben ergeben, daß er hier aus dem Zellstoff, der sogenannten Rohfaser der Kaffeebohne, hervorgeht. Die Rohfaser beim Kaffee ist nämlich besonders leicht veränderlich, dient sie doch dem aus dem Samen sich entwickelnden Keimling der Kaffeepflanze als Reserve-Nahrungsstoff. Beim Rösten entsteht zum größten Teil aus ihr der Furfuralkohol. Wenn man Kaffeebohnen einer Behandlung mit gespanntem Wasserdampf unterzieht, wie das beim Aufschließprozeß des Koffeïn-Entziehungsverfahrens der Fall ist, kann man eine starke Verminderung der Rohfaser feststellen, und tatsächlich zeigt ein solcher Kaffee beim Brennen auch parallelgehend eine starke Verminderung des Furfurols unter den Röststoffen. Die Valeriansäure aber hat mit der Rohfaser nichts zu tun, ihre Muttersubstanz wird auch durch die Wasserdampfbehandlung nicht verringert, es hat sich vielmehr herausgestellt, daß sie aus dem Kaffeewachs entsteht, das

durch Waschen oder Benzolextraktion entfernt werden kann. Der gewöhnliche Kaffee des Handels unterscheidet sich daher betreffs seiner Extraktbestandteile und seines wirksamen Röststoffgehaltes kaum von dem gründlich gewaschenen und gebürsteten, selbstredend gar nicht betreffs seines Koffeïngehaltes, denn dieses kann erst recht nicht durch bloßes Waschen herausgelöst werden. Die aus Fett und Wachs entstehenden Röstbestandteile sind überdies flüchtig, gelangen also nur zum geringsten Teil in den Aufguß, können schon aus diesem Grunde kaum als wesentlich angesehen werden. Es ist gar nicht sichergestellt, daß die Röstprodukte es sind, welche eine Wirkung auf den Organismus üben oder die Wirkung des Koffeïn unterstützen, aber wenn das der Fall ist, genügt es nicht, daß ein Kaffee den Gesetzen der Reinlichkeit oder Ästhetik Genüge leiste, um diese Wirkungen vermissen zu lassen, sondern Muttersubstanzen chemischer Stoffe können auch nur durch chemisehe Operationen entfernt werden, wie es beim Entkoffeïnisieren und dem dabei geübten »Aufschließen« durch einen glücklichen Zufall oder einen glücklichen Griff verwirklicht ist.

Lebensreize.

Die ersten Aufzeichnungen über einige unserer heutigen wichtigsten Genußmittel wissen deren Wert nicht hoch genug einzuschätzen. Tabak sowohl wie Kaffee wurden als wahre Lebenselixiere gepriesen. Jahrhunderte hindurch ward dieser Ruf nur wenig angefochten. Erst die letzten Jahrzehnte haben den Glauben an die Zuträglichkeit von Nikotin und Koffeïn, wie auch von Alkohol erschüttert. Eine Erklärung für diese merkwürdige Tatsache, daß so spät erst die Schäden dieser Genußmittel auffallend genug hervortraten, um bemerkt zu werden, ist wohl darin zu suchen, daß die früheren Geschlechter einesteils sich durch eine robustere Gesundheit auszeichneten, anderenteils weniger Angriffen auf ihr gemütliches und nervöses Gleichgewicht als die heutige Generation ausgesetzt waren. Nicht nur im Leben des einzelnen, sondern auch im Leben der Allgemeinheit bewährt sich das Wort, daß erst Schaden klug macht. Erst der Rückgang der Gesundheit und Widerstandskraft unseres Volkes im allgemeinen hat die Frage nach seiner Ursache und das Bestreben nach seiner Abwehr wachgerufen.

Es sind etwa 20 Jahre her, daß man anfing, an die Stelle der künstlichen Reizmittel zielbewußt die natürlichen zu setzen. Die Gerechtigkeit verlangt einzugestehen, daß diese Bestrebungen anknüpfen an den Namen Lahmann. Er war derjenige, der die da und dort sich hervorwagenden Reformversuche zusammenfaßte und zeigte, daß man in Luft und Wasser, in naturgemäßer Ernährung und Kleidung dem erschöpften Körper hinreichend Reize zur Erholung, Kräftigung und Genesung zuführen und künstliche, besonders chemische Reize, die doch nur wie eine Peitsche wirken, für gewöhnlich entbehren könne. Seit jener Zeit

traten neben die Badeorte, die dem Hilfesuchenden nur e i n e n Heilfaktor darbieten, die Sanatorien, die sich von jenen dadurch unterscheiden, daß sie die Heilung von den verschiedensten Seiten aus fördern wollen, und es entwickelte sich eine vielseitige Industrie zur Herstellung zweckmäßiger und gesunder Nahrungs- und Genußmittel, sowie eine riesenhafte Literatur, unter deren Einfluß heute schon ganz andere Anschauungen über das, was dem Leib frommt, in die breitesten Schichten eingezogen sind.

Unter diesem Gesichtspunkt eines in seinem bescheidenen Teil mitwirkenden Faktors bei der Regeneration des deutschen Volkes möchten die nachfolgenden Zeilen die Bestrebungen der Kolonie Südstrand auf Föhr und ihres Sanatoriums würdigen. Bei ihrer Gründung vor 14 Jahren wurde Dr. Gmelin von dem Gedanken geleitet, daß die von der Natur im Nordseeklima in so reichem Maße dargebotenen Heilkräfte bisher weder in richtiger Art noch in genügendem Umfange ausgenützt worden seien. Er hatte gesehen, welch verblüffende Erfolge die Lahmann-Kuren im Binnenlande erzielten. Er sagte sich, daß durch sie noch mehr zu erreichen sein müsse im Nordseeklima, das an sich schon unbezweifelte Wirkungen hervorrufe. Er ging ferner auf Benecke zurück, der durch die Versuche einer Überwinterung Kranker an der Nordsee bewiesen hatte, daß das Seeklima nicht nur im Sommer, sondern auch im Herbst und Winter heilsam sei. Die Richtigkeit dieser Voraussetzung hat inzwischen die Entwicklung des Unternehmens bewiesen. Wo ehedem vegetationsarme Heide sich dehnte, steht heute ein Park mit weitverschlungenen, windstillen Wegen, die die vielen Häuser des Sanatoriums untereinander verbinden oder zum Strand mit seinen Liegehallen und Promenaden führen. Wenn im benachbarten Badeort Wyk die Hotels sich längst bis auf die Restaurationsräume geschlossen haben, zeigt der Südstrand

noch reges Leben. Nicht nur im Sommer, nicht nur am stillen, sonnigen Herbsttag, wenn der Spiegel der See in friedlichem Glanz sich breitet, sondern auch wenn der feuchtwarme Südwest Wolke auf Wolke vorüberjagt, wird man inne, daß diese Seeluft einen der mächtigsten Lebensreize darstellt. Mit sanfter, aber unwiderstehlicher Gewalt bringt er den vom Großstadtleben verworrenen Stoffwechsel wieder in normalen Gang, regt Verdauung, Blutbildung, Herztätigkeit an und beruhigt die Nerven, so daß das Gehirn in tiefem Schlaf und wohltuender Apathie neue Kräfte sammeln kann.

Die Erfahrung, daß besonders dem jugendlichen Organismus das Seeklima zuträglich ist, hat dann noch dazu geführt, dem Sanatorium, in welchem vorwiegend Erwachsene und Familien wohnen, Einrichtungen für die Jugend anzugliedern. Ein Jugendheim ist bestimmt für erholungsbedürftige und kränkliche Kinder, denen vergönnt ist, ihren Aufenthalt nur zur Erholung zu benutzen. Das Nordseepädagogium dagegen ist eine höhere Schule mit Real- und Gymnasialabteilung bis zum Einjährigen und verbunden mit Internat. Hier arbeiten Arzt, Lehrer und Erzieher Hand in Hand an gleichzeitiger geistiger und gesundheitlicher Förderung. In Zeit von vier Jahren hat sich das Pädagogium einen Ruf in ganz Deutschland und bis hinein nach Österreich und Rußland erworben, so daß die Zahl der Schüler auf etwa 100, die der Lehrer auf 16 gestiegen ist.

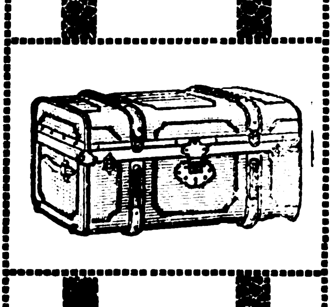
Für den Volksfreund ist es eine Freude, hier die Industrie in der Herstellung gesunder Nahrungs- und Genußmittel, wie des koffeïnfreien „Kaffehag“, dort die Ärzte in der Schöpfung gesundheitgebender Einrichtungen am Werk zu sehen, und es wird eine Zeit kommen, die den Anfang des 20. Jahrhunderts nicht nur als die Renaissance der Weltstellung von Deutschlands Handel, Industrie und Wissenschaft, sondern auch der Gesundheit und Kraft des deutschen Volkes bezeichnet.

Beilagen.

Der **Tempel-Verlag,** Leipzig, bietet unseren Lesern eine reiche Auswahl in guten und besten Büchern in geschmackvollem Gewande. Der beiliegende Prospekt sei daher einer besonderen Beachtung empfohlen.

Ein Eldorado für Kranke, Nervöse und Erholungsbedürftige bildet die Kuranstalt und Pension **Monte Brè** in **Lugano-Ruvigliana** (italien. Schweiz). Einzelheiten entnehme man dem beiliegenden Prospekt.









Die Güldenkammer

3. Jahrgang
Heft 4
Januar 1913

Verlag: Kaffee Hag Bremen

INHALTS-VERZEICHNIS.

BEZUGS-BEDINGUNGEN.

Durch sämtliche Buchhandlungen, Postanstalten oder direkt vom Verlag:
jährlich Mk. 8.—, vierteljährlich Mk. 2.—, Einzelheft: Mk. 0.80.

Kommissions-Verlag: Franz Leuwer, Bremen, Obernstraße 14.

Die Güldenkammer

Herausgeber:

S. D. Gallwitz · G. F. Hartlaub · Hermann Smidt

Dr. Albrecht Wirth: Am Balkan.

Es war ein dramatischer Tag in der Weltgeschichte, als ein Krieg, der schon über ein Jahr lang gedauert hatte, beendet, und durch das kleine Montenegro ein anderer Krieg eröffnet wurde, von dem es ja allerdings so aussieht, als ob er viel weniger lang dauern solle, wenn auch noch niemand künden kann, ob nicht doch eine Götterdämmerung das Ende von allem sein werde.

Als Napoleon und Alexander I. nach Tilsit die Erde untereinander verteilten, forderte der Zar den Besitz Konstantinopels. „Niemals!“ rief der Korse, „das bedeutet die Herrschaft der Welt!“ Darüber kam es zu dem Bruche mit Rußland, zum Brand von Moskau und schließlich zum Sturze des ersten Bonaparte. Auch heute handelt es sich um den Besitz Konstantinopels, sowie um die Eröffnung der Dardanellen. Auch heute handelt es sich um eine Weltfrage.

Dazu ist noch ein anderes Problem gekommen. Der Vormarsch des Deutschtums nach dem Ägäischen Meere, nach Vorderasien, soll verhindert werden. Und an der Adria ringen Italiener, Deutsche und Slaven um den Vorrang.

Die Verhältnisse an den Dardanellen werden keine durchgreifende Änderung erfahren; die Türken bleiben dort die Herren. Wohl aber geht der Westbalkan einer völlig neuen Zukunft entgegen. Albanien wird unabhängig.

Wer sind die Albaner? Sie haben mit allen sie umgebenden Nachbarn gar nichts zu tun, haben nichts mit Griechen, Italienern und Serben, und am allerwenigsten mit den Türken gemeinsam. Sie sprechen eine indogermanische Sprache, die jedoch ganz vereinzelt ist, untermischt mit baskischen Urworten. Auch nicht als

Nachfahren der Illyrier können die Albaner gelten, höchstens als deren Neffen, denn die Lautung des heutigen Schkip ist von der Gebahrung des Illyrischen, das wir durch Inschriften und viele Ortsnamen kennen, verschieden. Das Schkip ist ziemlich einheitlich; die Hauptmundarten, das Toskische im Süden und das Geghische im Norden, weichen weniger von einander ab, als Platt- und Hochdeutsch. Dagegen wird sonst das albanische Volk durch die mannigfaltigsten Gegensätze des Glaubens und der Bildung zerklüftet. An der Küste die alte Kultur Venedigs; im Hochgebirge Zustände urtümlicher wie bei den Germanen des Tacitus; der Osten von Serben und Türken beeinflußt. In einem Tagesritte kommt man aus dem Gebiete höchster neuzeitlicher Zivilisation in das Land der Blutrache und der finsteren Kulas. Selbst Innerafrika ist geographisch besser erkundet, als manche Striche Inneralbaniens. Dazu Gegensätze der Religion. Im Süden griechisch-uniert, im Norden römisch-katholisch, im Osten moslimisch. Freilich sind es schlechte Mohammedaner, Anhänger des pantheistischen Ordens der Bektaschi, und auch die Christen sind zwar sehr kirchlich, aber tyrannisieren vielfach ihre Priester. In neuester Zeit werden jedoch die Klüfte überbrückt, der albanische Gedanke erhebt sich mit siegreicher Kraft. Zunächst sollte die Einheit des Volkstums in einem einheitlichen Alphabete zum Ausdruck kommen. Bisher gab es nämlich drei verschiedene Systeme von Schriftzeichen, dazu wollten die Jungtürken noch die arabischen Buchstaben einführen, womit sie allerdings gescheitert sind. Bei meiner jüngsten und fünften Reise in Albanien wurde ich mit einem Gedichte bekannt, das ganz so aussieht, als sollte es einmal zur Nationalhymne der Schkipetaren erwachsen. Darin ist es deutlich gesagt, daß in Zukunft die Gemeinbürgschaft des Volkstums höher, heiliger, hehrer sein soll, als die trennenden Gegensätze des Glaubens und der Lebensführung. Die zwei letzten Strophen lauten:

Tschonju, djelm, per nder t'atdheut!
Shjena ma ne koh te flaschk
Nen beirak te Skenderbéut.
Tosk e Gegh mblidhna baschk.

Brift e hodsch baschku t'uroine
Krytschali edhe dintar
Din e fe mos t'na trasoine
Jemi vlasen Shkypetar.

Das bedeutet: „Auf, ihr Jungens, zur Ehre des Vaterlandes! Es ist keine Zeit mehr, schwach zu sein. Unter dem Banner Skanderbegs mögen sich Tosken und Geghen vereinen! Gemeinsam sollen Priester und Hodschas segnen sowohl Christen als auch Mo-

hammedaner. Kreuz und Islam trennen uns nicht mehr, wir sind Brüder, Schkipetaren!“

Anfang Dezember wurde durch Ismail Kemal Bey die Unabhängigkeit Albaniens verkündet. Die Grundlagen zu einer solchen Unabhängigkeit sind nicht nur in der tiefen Sehnsucht des Volkes, sondern auch in der jetzigen militärischen Lage vorhanden, denn gerade Albanien hat auf dem ganzen Balkan den erfolgreichsten Widerstand geleistet. Zwar sind die Serben bis zur Adria vorgedrungen und haben auch Berat besetzt, allein ihre rückwärtigen Verbindungen sind keineswegs sicher; sind im Gegenteil oft unterbrochen, und man kann sagen, daß eine zusammenhängende, feste, unzerstörte Stellung der türkisch-albanischen Truppen auf eine Entfernung von acht Tagereisen halbmondförmig sich von Skutari, das offenbar mit der Außenwelt noch in Verbindung steht, durch die Alpenkette des Schwarzen und des Weißen Drin bis nach Janina und den Grenzgebirgen am Busen von Arta erstrecke. Auch ist noch nicht das mindeste Anzeichen dafür vorhanden, daß eine von den beiden Festungen an den Enden der Halbmondlinie zu fallen drohe. Besonders in Janina sind noch nicht einmal die Lebensmittel knapp, und die Belagerer sind in weit üblerer Lage als die Belagerten. Über die Zusammensetzung der Verteidigungstruppen ist nichts Zuverlässiges bekannt, jedoch die meisten Nachrichten weisen darauf hin, daß die Mehrzahl der Truppen aus Schkipetaren bestehe. So wird schon jetzt Albanien von den eigenen Söhnen verteidigt und der Freiheit entgegengeführt.

Während der Anfänge des Friedenskongresses in London sorgten die Griechen für die Unterhaltung Europas. Auf dem Schauplatze ihrer ältesten und stolzesten Erinnerungen, in der Nähe von Dodona, wo noch jetzt Ruinen stattlicher Tempel ragen, und von Korfu, der Heimat der Phäaken, führen sie Krieg zu Wasser und zu Lande. Allein das Schicksal ging gegen sie, sowohl in Santi Quaranta, der einzigen Stadt Albaniens, die Kaiser Wilhelm besucht hat, als auch bei Janina. Es gibt höchstens drei Deutsche, die Janina besucht haben. Da ich zu diesen dreien gehöre, möchte ich mir erlauben, hier ein Bild von der Lage zu entwerfen. Die Stadt, die von etwa 40000 Leuten bewohnt ist, sich jedoch, da sehr eng gebaut, nur auf etwa zwei Kilometer erstreckt, liegt an einem großen See, ungefähr wie der Tegernsee, nur breiter. Hinter dem See erhebt sich die Zagora, ein zerklüftetes, steinernes Meer von hochalpinem Wurf. Auf drei Seiten ist Janina von einer welligen Ebene umgeben. Unmittelbar am Rande der Ebene, im Süden, erheben sich andere Alpen. In der Stadt türmt sich ein sehr steiler,

aber nur ganz niedriger Hügel auf; er ist von einem ausgedehnten Fort bekrönt, das zur Zeit Ali Tepelenlis gewiß sehr stark war, jedoch gegen heutige Kanonen keinen Schutz bietet. Die Schwierigkeit ist aber gerade die, Kanonen gegen Janina in Aufstellung zu bringen; denn das beherrschende Gebirge ist doch recht weit entfernt, nicht unter sieben bis acht Kilometern, und außerdem ist es schier unmöglich, auf dem unwegsamen Gelände große Kanonen zu transportieren. So ist die Ebene eigentlich das einzige Angriffsfeld für einen Feind, und gerade eine Ebene ist die beste Schutzwehr für eine Festung, wie schon Moltke bemerkte, besonders jedoch eine kahle Ebene, auf der ein Heranrücken außerordentlich erschwert wird. Das wußten wohl auch schon die Gegner von Macbeth, als sie beim Sturm auf dessen Burg Bäume vor sich hertrugen. Freilich handelt es sich bei Janina, wie schon berührt, nicht um eine tischgleiche Ebene, und ein geschickter Gegner könnte die Unebenheiten des Bodens mit Vorteil ausnützen. Das haben nun offenbar die Griechen bisher nicht verstanden. Dabei standen und stehen den Griechen nicht weniger als drei Wege offen, um Janina zu berennen. Der eine Weg führt über Metsovon durch einen äußerst schwierigen Engpaß, der für große Kanonen, namentlich zu jetziger Jahreszeit, vollkommen ungangbar ist. Es ist die berühmte Straße (ich habe sie auch zurückgelegt), die von Thessalien nach Epirus führt und die schon vor zwei Jahrtausenden von den Soldaten Cäsars benutzt wurde. Der zweite Weg, den kürzlich die Hellenen einzuschlagen versuchten, geht von Santi Quaranta über Delvino. Ein dritter Weg kommt von Prevesa her und vereinigt sich in ziemlicher Entfernung von der Stadt mit noch einem anderen, der das Lurostal quer durch das Hochgebirge mit dem Busen von Arda verknüpft. Obwohl zuerst in Athen allerlei Vertuschungskünste verübt wurden, kann jetzt kein Zweifel mehr darüber sein, daß die Griechen im Vilajet Janina drei mehr oder weniger bedeutende Niederlagen erlitten haben.

Der Umkreis des von den Türken bei Janina besetzten Gebietes kann noch gut und gern auf zweihundertzwanzig Kilometer geschätzt werden. Weit geringer ist der Umkreis, den sie bei Skutari innehaben, nämlich 25—30 Kilometer, aber er bietet jedenfalls Raum genug, um den Vorteil der inneren Linie voll auszunutzen. Ich kenne Skutari von mehreren früheren Reisen gut, und hatte bei der letzten — es war Anfang November — den Vorteil, vom König zu einer Dampferfahrt eingeladen zu werden, die, bei einem strahlenden Tage und durchsichtiger Klarheit der Luft es aufs beste ermöglichte, einen Einblick in die Gesamtlage zu erhalten. Auch vor Skutari dehnen sich zwei Ebenen, die eine, größere, im Süden,

nach der Richtung von Alessio zu, die andere, kleinere, im Osten und Nordosten der Stadt nach den Vorbergen der Malsia zu. Bei der Stadt selbst, die sehr weitläufig gebaut ist, und die sich wohl auf sechs bis sieben Kilometer erstreckt, erheben sich drei mäßige Hügel steil über der Fläche. Der eine Hügel trägt ein altes, venezianisches Fort, die anderen sind in neuzeitlicher Art befestigt. Die Ebenen im Osten und Süden werden von den Hügeln aus mühelos bestrichen. Außerdem wird die Südebene von zwei großen Flüssen durchströmt, von der sehr langsamen, aber sehr breiten Bojanna, die den Skutarisee entwässert, und dem schmäleren, jedoch außerordentlich reißenden Drin. Auf ebenen Flächen gegen eine Festung vorzurücken, ist, wie soeben ausgeführt, ungemein mißlich. Die Montenegriner, die Meister des Nachtgefechts sind, versuchten demgemäß verschiedene nächtliche Überrumpelungen, aber derartige Überfälle werden durch die Flüsse stark gehemmt. So ist denn bisher noch kaum ein nächtlicher Überfall erfolgreich gewesen. Unmittelbar am Gegenufer der Bojanna beginnt der Tarabosch, dessen Hänge steil in die Wasser des Sees hinabfallen. Bis zu der Höhe des Berges sind etwa vier, höchstens fünf Kilometer Luftlinie. Der Tarabosch, dessen blutiger Name sicherlich in der Kriegsgeschichte in gleicher Furchtbarkeit weiterleben wird, wie der düstere Name des Malakoff von Sewastopol, hat nicht weniger als neun Spitzen, die indessen an Höhe nicht sehr voneinander abweichen. Als die Montenegriner die höchste, die zugleich am weitesten von Skutari entfernt liegt, besetzt hatten, sahen sie sich durch das Feuer der feindlichen Kanonen von den anderen Spitzen dermaßen bestrichen, daß sie es vorzogen, in die steilen Hänge des Tarabosch hinabzugleiten und sich dort mit ihren Geschützen einzubauen. Die Türken folgten aber nach und gingen sogar noch tiefer, so daß sie nach meiner Schätzung auf nur anderthalb oder höchstens zwei Kilometer Entfernung ungefähr 120 Meter in die Höhe schossen. Von den 40 oder 48 montenegrinischen Geschützen — ganz genau konnte man das begreiflicherweise nicht erfahren — sollten nur sehr wenige sein, die weiter als vier Kilometer, und nur zwei, die weiter als acht schossen.

Den Skutarisee muß man sich etwa vorstellen, wie den Bodensee, nicht so lang, aber in der Nordhälfte breiter, und in jedem Falle unvergleichlich viel großartiger. Der kritische Punkt an dem See ist bei Kruda, dort wo die montenegrinischen und türkischen Stellungen mit dem freien Albanien zusammenstoßen. Zuerst waren die Schkipetaren die Freunde Nikitas, seit November jedoch, und in steigendem Maße seit der Unabhängigkeitserklärung Anfang Dezember, wendeten sie sich von ihm ab und wurden aus Freunden

zu Feinden. Die Ansprüche der Zrnagorzen auf halb Nordalbanien sind eben mit den Hoffnungen der Schkipnia selbst unvereinbar.

Die Erbfeinde der Albaner sind die Serben. Sie haben die Welt durch ihre Siege überrascht. Dazu hat die ungeahnte Größe ihres Aufgebotes beigetragen. Unsere Kenner sagten: 90 000 Gefechtsstärke, 120 000 Mann Verpflegungsstärke. Die Serben brachten jedoch 300 000 Mann auf die Beine. Verpflegung? Die Herren Serben lösten das Problem auf die eleganteste Weise von der Welt, indem sie einfach nicht verpflegten. Hungernd und bettelnd sah man schon während der Mobilisation, also noch vor dem Kriege, die Rekruten des dritten Aufgebotes durch die Mauern Belgrads schweifen. Der Gedanke der Regierung war ungefähr der, der auch die Franzosen vor 1792 und 1796, vor der Schlacht bei Valmy und den Siegen in Oberitalien beseelte; die zerlumpten, barfußen und verhungerten Rekruten der Levée en masse Carnots sollten alles Nötige aus Feindesland nehmen. Auch die Serben setzten alles auf eine Karte und spielten va banque. Auch sie hofften, daß ihre Soldaten Nahrung und Kleidung im Feindeslande finden würde, und die Hoffnung hat nicht getrogen. Dazu erbeutete man noch unermeßliche Munition, genug, um ein ganzes Armeekorps ein Vierteljahr lang damit auszustatten. Auch die Pferde der Serben, sowohl bei der Reiterei als auch bei der Bespannung der Batterien war weit besser, als erwartet. Tatsächlich ist die serbische Kavallerie die einzige, die während des ganzen Balkanfeldzuges etwas geleistet hat, und von ihrem schönen Geschützparke konnten die Serben mehrfach an ihre Verbündeten abgeben, die sofort diese Hilfe wohltätig empfanden. Man braucht deshalb die Errungenschaften der Serben nicht zu überschätzen, denn schließlich eroberten sie so manche Städte, die gar nicht verteidigt wurden, und hatten fast überall mit einem von vornherein weichenden Feinde zu tun.

Auch von den Staatsmännern Belgrads hatte ich keinen schlechten Eindruck. Die Ruhe eines Lazar Patschu und eines Draschkowitsch fiel angenehm auf. Am bedeutendsten ist jedenfalls Wladan Georgiewitsch, der es vortrefflich versteht, eine patriarchalische Würde mit südlicher Lebendigkeit zu vereinen. Freilich stimmt die Rechnung in einem nicht: Georgiewitsch, den man „Das Orakel Serbiens" nennt, ist gar kein Vertreter des echten Serbentums, sondern ein Zinzare, d. h. Zigeuner. Weniger Gutes kann man von Paschitsch sagen. Er ist ein Mann der schleichenden Umtriebe auf der einen Seite und plumper Offenherzigkeit auf der anderen Seite. Einst tat er sich heimlich mit Kapitalisten zusammen,

um einen Corner in Brot zu bilden. Als das gelungen und der Mehlpreis schon um 80 % gestiegen war, ließ er sich zum Minister des Innern machen, und siehe da! in einer Woche war die Teuerung beseitigt und Paschitsch war der große Mann.

Von den Eigenschaften der Türken jetzt, so halb und halb post festum, zu reden, ist ja billig; immerhin glaube ich es mir noch eher als andere herausnehmen zu dürfen, da ich in einer Broschüre schon vor einem halben Jahre den Zusammenbruch des osmanischen Reiches vorausgesagt habe. Über die kriegerischen Fähigkeiten der Türken waren zwei Meinungen verbreitet. Die eine, die vor dem Sturze Abdul Hamids im Schwange war, besagte: Die Türken haben ein recht gutes Heer, ihre Soldaten sind so ziemlich jedem anderen Soldaten der Erde gewachsen. Die andere Meinung wurde nach dem Sturze des alten Sultans verlautbart: Die türkische Armee ist bis ins Mark verrottet und bedarf dringend der Reformen. Es liegt auf der Hand, daß eine dieser beiden Ansichten falsch sein mußte. Vor dem gemeldeten Sturze konnte man ein Regiment sehen, das fünfundzwanzig Obersten, lauter Günstlinge des Padischah, hatte, da konnte man einen blutjungen General sehen von vielleicht nur 26 Jahren, die Brust mit Orden geschmückt, und daneben einen Oberleutnant von 60 Jahren, der nicht avancierte, weil er es nicht verstand oder sich nicht dazu verstehen wollte, sich bei den Günstlingen des Großherrn zu schustern und seine Kameraden zu denunzieren. Weder richtige Manöver, noch Scharfschießübungen wurden abgehalten. Warum kein scharfes Schießen? Weil der Padischah argwöhnte, das Scharfschießen könnte sich einmal gegen ihn selber richten. Daß der Argwohn nicht so ungerechtfertigt war, haben die Ereignisse 1908 und 1909 gezeigt. Von neuzeitlicher Taktik und Strategie war keine Spur. Vollends im argen lag die Marine, die mehr als andere Waffen von der Korruption angefressen war. Ein einziger Marineminister soll 32 Millionen Mark für seine eigene Tasche gespart haben. Sehr schlimm war und ist ferner das Sanitätswesen. Es ist trotz der Anstrengungen so mancher hochverdienter Ausländer noch immer unter Null. Die Ausbildung der Ärzte ist höchst mangelhaft, und dann fehlt es an den nötigen Anschaffungen. Einige glänzende Ausnahmen bestätigen die Regel. Nicht minder vernachlässigt ist seit Jahrhunderten die Reiterei, was bei dem einstigen Steppen- und Reitervolke besonders auffallen muß. Dagegen zeigt das Steppenvolk, ebenfalls schon seit Jahrhunderten, eine merkwürdige Begabung für Artillerie. Schon die Schlacht von Chaldiran, durch die Nordwestpersien an Selim den Grimmen gefallen ist, wurde lediglich und allein durch die Artillerie gewonnen.

Das war vor vierhundert Jahren, und auch heute ist die Artillerie die wirksamste Waffe der Osmanen.

Nach dem mehrfach erwähnten Sturze Abdul Hamids hat sich mancherlei gebessert. Richtige Manöver und scharfes Schießen wurden eingeführt, das Offizierkorps wurde gereinigt und verjüngt. Die Flotte wurde ganz beträchtlich gehoben. Durch starke Ankäufe bei Krupp wurde die Artillerie vermehrt. In steigendem Maße gingen osmanische Offiziere ins Ausland, fremde Instrukteure wurden eingestellt. Und trotzdem dann der Mißerfolg! Wie kam das? Die Hauptschuld trägt das jungtürkische Komitee mit seiner unaufhörlichen Verhetzung, deren Folgen auch heute noch nachwirken, eine andere Schuld die Untätigkeit und Sorglosigkeit der Türken, die an keinen Krieg glaubten und in dieser Ansicht von befreundeten, besonders auch deutschen Diplomaten bestärkt wurden. Viel Panik und Verwirrung stiftete das Überlaufen Tausender von Christen. Gerade in den ersten Kämpfen wurden vielfach Reserven verwandt, die neuzeitlichen Geistes und moderner Taktik keinen Hauch verspürt hatten.

Ein eigenes Wort wird über die vielberufenen Instrukteure am Platz sein. Die deutschen Instrukteure haben schon seit 1883 gewirkt. Sie haben zweifellos darin gefehlt, daß sie von der Tüchtigkeit des osmanischen Heeres ganz falsche Anschauungen erwarben und weiter verbreiteten; da hilft keine Beschönigung. Zu gute halten kann man ihnen jedoch ihre geringe Zahl und die Tatsache, daß man sie nur als Theoretiker, nicht als Praktiker verwertete. Als die Zahl unserer Instrukteure am höchsten stieg, da betrug sie 28; das ist ein viel zu geringer Sauerteig, um eine ganze Armee zu durchsäuern; ein einziges Regiment hat ja mehr als sechzig Offiziere. Dann hatten unsere Offiziere gar keine Kommandogewalt; noch nicht einmal zwanzig Mann durften sie über den Rinnstein führen. Ein Tschausch (Feldwebel) hatte mehr Autorität als sie. Auch unter dem neuen Regime ist es in der Hauptsache dabei geblieben; erst in allerneuster Zeit ist es besser geworden dergestalt, daß ganze Regimenter deutschen Offizieren anvertraut wurden.

Das Bild wäre unvollständig, wenn wir nicht noch über die Rumänen etwas sagten. Sie sind eines der zähesten, unverwüstlichsten Völker der ganzen Erde. Nichts anderem kann man sie vergleichen, als einem Flusse des Karst, der eine ganze Zeit unterirdisch fließt, um dann mit vermehrter Kraft ans Licht der Sonne wieder hervorzubrechen. Ein halbes Jahrtausend waren die Rumänen vollständig verschollen. Dann aber tauchten sie auf einmal auf und überfluteten gleich alle sie umgebenden Völker. Auch im

jüngsten Menschenalter sind sie fortwährend noch im Wachsen begriffen. Die Zahl der Rumänen dürfte zusammen mit der ihrer Verwandten, der Kutzowalachen, 10½ Millionen betragen.

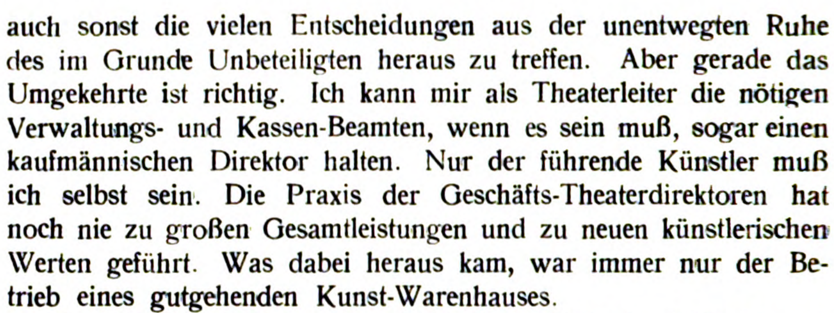
Der Hauptkampf aber ist zwischen Deutschen und Slaven. Die Serben stellen lediglich die vorderste Welle der allgemeinen großen Slavenflut dar. Es handelt sich hier um eine weltgeschichtliche Entscheidung. Österreich, das in diesem Falle die Wünsche und Hoffnungen der Deutschen vertritt, würde sich selbst aufgeben, würde seine ganze Zukunft als Großmacht in Frage stellen, wenn es hier nachgäbe. Denn auf den Hochstraßen des Weltverkehrs, die von dem Schwarzen Meere zur Adria und von dem Ärmelkanale bis zum Persischen Golfe gehen, treffen sich die Vorkämpfer des Deutschtums und des Slaventums, und es fragt sich in Zukunft: wer wem weiche!

Dr. Carl Hagemann: Probleme der Opernleitung.

I

Es war bisher Brauch, als Direktor der Wiener Hofoper einen ausübenden Musiker, und zwar einen Kapellmeister anzustellen. Und dieser Brauch war gut. Er hatte theoretisch und praktisch durchaus seine Berechtigung. Der Theater-Direktor muß gleichzeitig der erste, das heißt im besten Sinne dirigierende Künstler seines Instituts sein — muß von Zeit zu Zeit an der Spitze seines Ensembles fühlbar werden. Und da liegt wohl nichts näher, als daß der Leiter eines Operntheaters imstande ist, selbst ans Pult zu treten und die vereinigten Scharen seiner Sänger und Musiker zur vollendeten Kunsttat hinanzuführen.

Ein Theater kann nicht allein vom Büro aus geleitet werden. So etwas behaupten immer nur die Direktoren, denen künstlerische Talente oder Lust und Fleiß zu ihrer Betätigung fehlen. Sie machen dann gewöhnlich aus ihrer Not eine Tugend und sagen, daß man sich ja seine ausübenden Künstler, also auch die sogenannten Vorstände engagieren könne — selbst aber in einer Art von Halbgott-Ähnlichkeit unentwegt auf dem Direktionssessel thronen solle, um in jedem Augenblick mit möglichst großer Gelassenheit die oft allzu erregten Wogen des praktischen Theaterbetriebes zu glätten und



auch sonst die vielen Entscheidungen aus der unentwegten Ruhe des im Grunde Unbeteiligten heraus zu treffen. Aber gerade das Umgekehrte ist richtig. Ich kann mir als Theaterleiter die nötigen Verwaltungs- und Kassen-Beamten, wenn es sein muß, sogar einen kaufmännischen Direktor halten. Nur der führende Künstler muß ich selbst sein. Die Praxis der Geschäfts-Theaterdirektoren hat noch nie zu großen Gesamtleistungen und zu neuen künstlerischen Werten geführt. Was dabei heraus kam, war immer nur der Betrieb eines gutgehenden Kunst-Warenhauses.

Pollini in Hamburg und Hofmann in Köln beschäftigten zu Zeiten gewiß sehr gute Star-Ensembles, hielten in ihrem trefflich organisierten Gemeinwesen auf Ordnung und machten vor allem glänzende Geschäfte. Die Theaterkultur weitergebracht aber haben sie nicht. Nicht im mindesten. Im Gegenteil. Das Bayreuther Beispiel wäre in den deutschen Provinzen viel früher durchgedrungen, wenn nicht in den achtziger und neunziger Jahren grade an der Spitze der großen Stadttheater Leute gestanden hätten, die aus ihrem Geschäftsinteresse heraus das Gegenteil von dem anstrebten, was Richard Wagner für die deutsche Bühne fordern zu müssen glaubte. Die Direktoren von der Art Pollinis wollten ja garkeine Ensemblekunst, denn die kosteten Proben, und wollten garkeine stilvolle Ausstattung, denn die kostete Geld. Und wozu das alles auch. Ihre Theater waren ja ohnehin voll. Die Leute gingen der paar schönen Stimmen wegen hinein. Das Ganze: das Zusammenwirken alles Einzelnen zum Ganzen, war ihnen im Grunde einerlei.

Solche Zustände sind nun gar nicht denkbar, wenn der Leiter einer Bühne gleichzeitig als sein erster Regisseur wirkt. Ein echter Künstler kann es ja garnicht mit ansehen, daß das Niveau seines Theaters unter einen bestimmten Gradstrich sinkt. Vor allem wird er zunächst einmal seine eigenen Aufführungen mit der größten Sorgfalt herauszubringen suchen und damit einen Stamm erfolgreicher Abende schaffen, weil er in diesem Falle nicht nur als Direktor, sondern auch als ausübender Künstler seine Haut zu Markte trägt. Aber auch sonst ist es unbedingt nötig, daß der Direktor von Zeit zu Zeit selbst vor und unter seine Mitglieder tritt und mit ihnen, gleichsam als primus inter pares, für irgendeine Gesamtleistung der Bühne zusammenwirkt, also seine eigene Künstlerschaft in die Wagschale legt. Ein Theaterleiter kann letzten Sinnes nur auf diese Weise seine künstlerischen Persönlichkeitswerte auf sein Ensemble übertragen — nur durch gemeinsames Arbeiten, durch gemeinsames Ringen um den Preis einer ganz und gar stilvollen und geschlossenen Kunstleitung das menschliche und

künstlerische Vertrauen des gesamten Personals erringen und damit den ganzen Betrieb des Instituts fest in die Hand bekommen. Mit Anschlägen am schwarzen Brett und Verfügungen durch Rundschreiben an die Regisseure und Kapellmeister ist ein Theater, überhaupt ein Kunstinstitut nicht zu leiten. Hier gilt allein das Beispiel. Der Chef muß zeigen können, wie es gemacht wird und wie es nicht gemacht werden soll. Er muß Mensch zu Menschen und Künstler zu Künstlern sein. Das einzelne Mitglied muß seinen Direktor vor allem auch künstlerisch spüren. Sein Wesen, sein Wollen muß gleichsam im Theater umgehen. Der Künstler ordnet sich im Grunde nur unter seinesgleichen. Vor allem der Bühnenkünstler, der dem Laien und besonders dem nüchternen Geschäftsmann gegenüber immer sehr mißtrauisch ist.

Ich könnte da allerlei aus der ersten Zeit meiner Mannheimer Intendanten-Tätigkeit erzählen, die ich damals als vollständiger Neuling im Theaterwesen ganz plötzlich und ohne jede künstlerische Vorbereitung anzutreten hatte. Schon nach wenigen Tagen fühlte ich, daß es meine erste Sorge sein müßte, mich Hals über Kopf in praktische Inszenierungen zu stürzen, um dem Personal zunächst einmal zu zeigen, daß ich das Theater wesentlich vom Regietisch und nicht vom Direktionssessel aus zu leiten beabsichtigte.

So hätte also für ein Schauspielhaus der Direktor unbedingt auch sein eigener erster Regiekünstler zu sein. Alles andere ist Notbehelf. Der Kaufmann — der mit einer gewissen Kunstbegeisterung und praktischen Kenntnissen des äußeren Theaterbetriebes ausgestattete Verwaltungsbeamte — der dilettierende Hofmann oder der aus einer kunstbeflissenen Familie stammende ehemalige Kavallerieoffizier — der allgemein beliebte, das Fach der guten Rollen spielende Darsteller und dergleichen Anwärter mehr taugen nicht in dem Maße für den schwierigsten Posten der öffentlichen Kunstübung. Besteht schon einmal die Forderung, daß ein Direktor sein Theater tatsächlich auch zu dirigieren, das heißt fach- und sachgemäß aus eigenster Initiative heraus kunstfördernd und -schaffend zu leiten hat, so muß er selbst ein, und zwar ausgezeichneter Bühnenkünstler sein — wenn die Aufgabe eines Kulturtheaters, nämlich Kunst um der Kunst willen zu bieten, erfüllt werden soll.

Deshalb ist auch für die Oper zunächst der wirklich musikalische Opernregisseur der gegebene Theaterleiter — immer natürlich, und das versteht sich ja von selbst, wenn er die vielen übrigen Eigenschaften für das Amt eines Theaterdirektors hat. Ich hebe es ausdrücklich hervor: der wirklich musikalische Opernregisseur. Denn die meisten unserer Opernregisseure sind nicht musikalisch

oder doch nicht musikalisch genug. Die Musik ist aber nun einmal für die Oper die Hauptsache. Und deshalb kann zum zweiten auch der Kapellmeister zum Operntheaterleiter berufen sein, wenn er nicht nur ein universell-gebildeter, also höchst kultivierter Zeitmensch, nicht nur ein geschmack- und taktvoller Kunstfreund, nicht nur ein tüchtiger Musiker mit ausgesprochener Dirigierbegabung, sondern ein wirklicher Theaterfachmann und Theater-Kapellmeister ist. Für diesen Fall scheint mir sogar der geborene Bühnenkapellmeister noch geeigneter für den Posten eines Operndirektors zu sein als der Regisseur. Denn das Grundwesen seiner Persönlichkeit ist das Musikalische, wie eben das Musikalische auch das Grundwesen der Opernkunst ist. Außerdem kann er als Kapellmeister gelegentlich des Abends selbst die sichtbare persönliche Führung des ganzen künstlerischen Apparates übernehmen, während der Regisseur die einzelne Vorstellung ja immer nur vorzubereiten, niemals aber selbst zu dirigieren vermag.

II

Richard Wagner empfand, dachte und schuf so ganz und gar für das Theater, daß ihm die bühnenmäßige Erscheinungsform seiner Werke einziger und letzter Zweck alles künstlerischen Trachtens und Dichtens war. Das einzelne musikalisch-dramatische Werk galt ihm keineswegs mit dem Abschluß der bis ins kleinste durchgearbeiteten Partitur als vollendet oder auch nur als vorläufig vollendet. Mit nervöser Hast und großer Ungeduld suchte er vielmehr alles daran zu setzen, um das innerlich Geschaute und Gehörte möglichst bald in einer möglichst adäquaten Weise zur Bühnendarstellung zu bringen und damit erst die ästhetische Totalleistung in ihrer ganzen Fülle und Wirkungskraft zu liefern. Und so rief er allsogleich nach den Bühnenkünstlern, die ihm dies leisten konnten und wollten: nach dramatischen Sängern, nach Regisseuren und Theaterkapellmeistern. Aber er fand sie nicht — zunächst nicht und lange nicht. Und den Regisseur hat er nie gefunden.

Das deutsche Theater, dessen Betätigung sich damals (um die Mitte des 19. Jahrhunderts also) in anderer Richtung und nach anderen Grundsätzen bewegte, als es die von Wagner neu formulierten und in seinem dramatischen Schaffen befolgten Grundsätze verlangten, lieferte ihm zunächst nicht einmal das Künstlermaterial, aus dem er selbst den Leiter der szenischen Darstellung hätte bilden können, wie er das ja bekanntlich in der Kapellmeisterfrage mit so großem Erfolg getan hat. Und so blieb ihm

nichts weiter übrig, als die sehr wichtige Aufgabe der Umsetzung der Partitur in die Erscheinungsform der Szene ebenfalls selbst in die Hand zu nehmen und sich selbst zum Theaterschöpfer, Theaterleiter und Regisseur zu bestellen, wozu er um so mehr das Recht hatte, als er auch für diese Funktionen hervorragend begabt war.

Wir kennen seine Erfolge. Der mit einem Theatersinn sondergleichen begabte Meister hat mit der Darstellungsart seiner Bühnenwerke im Gegensatz zum damals Bestehenden zweifellos etwas durchaus Anerkennenswertes geschaffen. Niemand kann bestreiten, daß die Bayreuther Bühnenleistungen der Jahre 1876—1882 eine bedeutsame Epoche in der Entwicklungsgeschichte der modernen Inszenierungskunst darstellen, die nie und nimmer unterschätzt werden darf. Die weitere Frage ist dabei nur, ob Richard Wagner damals gleich die allerletzte und damit allerbeste Bühnen-Darstellungsform seiner Werke gefunden — ob er, der das Kunst- und Kulturprinzip des deutschen Worttondramas erdacht und durch bedeutende Schöpfungen ein für allemal mit der letzten überhaupt möglichen Konsequenz demonstriert hat, die Universalität seines Kunstfühlens und Kunstkönnens so weit zu treiben vermochte, daß die Anweisungen der Regie-Partitur damals schon ohne Rest in die Darstellungsformen der Bühne aufgingen. Und diese Frage muß wohl verneint werden und darf verneint werden, ohne daß dem Schöpfer und Meister der tragischen Bühne in Bayreuth seine ungeheuren Verdienste um die Kultur unseres Volkes und Landes dadurch irgendwie geschmälert werden.

Es ist Wagner und seinen Mitarbeitern in der Tat nicht geglückt, den musikalisch-malerischen Stil der bühnenmäßigen Gesamtdarstellung seiner Worttondramen zu finden. Was wir Bayreuther Stil nennen, ist die nach Maßgabe der musikalischen Phrasenwerte angelegte Durchbildung des einzelnen Sängers und der Ensemble- und Chorgruppen, wobei mehr die musikalisch-formale Struktur der einzelnen Phrasen, als ihr intensiver Stimmungsgehalt und ihr inneres Verhältnis zum dramaturgischen Verlauf des Ganzen maßgebend war. Diese Stilprinzipien, die sich gewiß aus der Art und Anlage der neuen Werke ergeben, wurden in den Bayreuther Probesälen nun allerdings mit so viel Eifer und Geschmack, mit solcher Liebe und vor allem mit so absolut verläßlicher Kenntnis der logischen und psychologischen Zusammenhänge betrieben, daß der künstlerische Wille des Dichter-Komponisten in verhältnismäßig hohem Grade zum Ausdruck kam und eine große Wirkung nicht ausbleiben konnte.

Die Bayreuther Leistung also in Ehren. Es ist aber falsch, sich dabei zu bescheiden und bedauerlich, daß dies mit der im Theaterleben nun einmal typischen Lässigkeit und Schwerfälligkeit bis heute geschehen ist und immer noch geschieht — durchaus im Gegensatz zum Meister selbst, der sowohl mit der Art, Form und dramatischer Intensität der Darstellung im einzelnen, als auch mit der Durchbildung des dekorativen Rahmens und der Kostüme durchaus nicht so zufrieden gewesen ist, wie man häufig glaubt, ohne daß er damals allerdings recht wußte, wie man das alles hätte anders machen können. Hier zeigte eben auch dies phänomenale Genie seine Grenze.

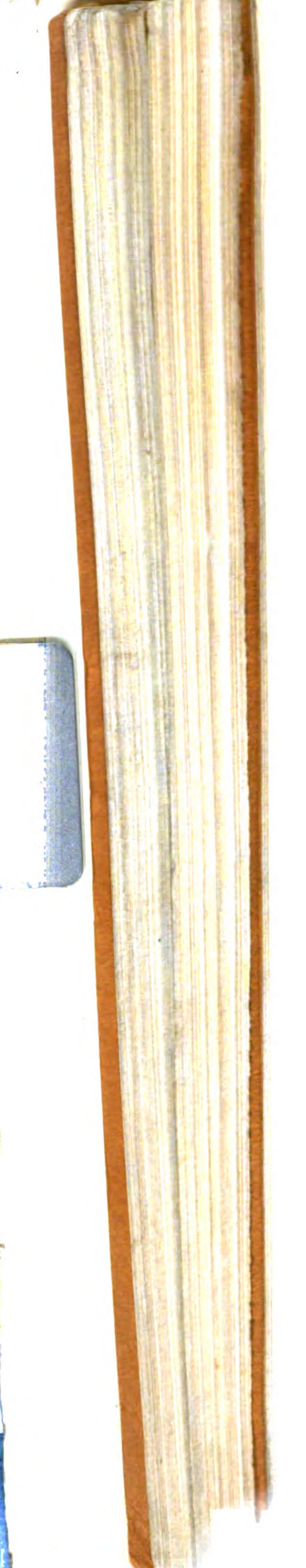
Wir dürfen uns also heute nicht mehr verhehlen, daß Richard Wagner weder die künstlerisch adäquaten Schauplätze für die Geschehnisse seiner Dramen nach Maßgabe ihrer letzten musikalisch-malerischen Werte gefunden, noch die Kostümfrage nach denselben Grundsätzen zur endgültigen Lösung gebracht hat — daß also die Ausschöpfung des dramatisch-musikalischen Gehaltes der einzelnen Szenen mit allen der Bühne zur Verfügung stehenden Mitteln und gleichsam ihre letzte Verschmelzung zu einer schlechterdings überwältigenden Totalwertung nicht erzielt worden ist, um so weniger, als auch die zur Charakter-Darstellung berufenen Opernsänger, zum größten Teil wenigstens, den rein schauspielerischen Anforderungen der neuen Stilprinzipien nicht gewachsen waren. Wenn wir es einmal ganz schroff ausdrücken wollen, so hat Wagner seine Worttondramen schließlich doch einfach mit den derzeit üblichen Mitteln der Opernbühne inszeniert — nur daß er einige allzugrobe Geschmacklosigkeiten der damaligen Praxis vermieden und auch sonst mannigfache Besserungen angebracht hat, deren Bedeutung wir, wie gesagt, durchaus nicht schmälern dürfen. Das System aber blieb, im Kern wenigstens, das alte, und streng genommen ist zwischen dem Aufführungsverfahren der großen Pariser Oper und des Festspielhauses auf dem Bayreuther Hügel kein fundamentaler Unterschied. Brückner malte mit noch größerer Sorgfalt wie sonst, aber im übrigen ganz wie immer, die verschiedenen Bögen und Prospekte, in denen man auch ebensogut jedes andere, gerade passende Stück hätte spielen lassen können. Und die ersten „Ring"-Kostüme sind so verfehlt, daß ihre Figurinen heute geradezu komisch wirken.

Ich will dabei allerdings nicht verkennen, daß es in den letzten Jahren manchmal so scheinen wollte, als ob Siegfried Wagner sich in diesem Sinne strebend bemüht hätte. Irgendeinen entscheidenden Wurf hat man aber in Bayreuth bis heute nicht gewagt. Die Aufgabe, den Aufführungsstil für die ästhetische Totalität des Wort-

tondramas zu finden, ist dort jedenfalls bis heute nicht gelöst. Und wieviel wir alle Bayreuth auch verdanken — ich habe hier nicht von den wundervollen Orchester-, Chor- und Einzelleistungen und von den technisch ausgezeichnet vorbereiteten Aufführungen zu reden — so dürfen wir uns doch nicht länger gegen die gewiß sehr bedauerliche Erkenntnis sträuben, daß sich Bayreuth in dem Kampf um den Fortschritt der modernen Bühnendarstellungskunst selbst ausgeschaltet, also seine Mission nicht erfüllt hat.

Es muß also über Bayreuth hinausgeschritten werden, und es ist schon einmal darüber hinausgeschritten worden. Allerdings nur vorübergehend, zum größten Schaden der Kulturmenschheit nicht nachhaltig, nicht dauernd, genug: durch Gustav Mahler, den Direktor der Kaiserlichen Hofoper in Wien — in zehnjährigem, unheimlich intensivem Ringen und (trotz aller Schmähungen) mit beispiellosem Erfolg.

Die Freunde und Kenner der modernen Schaubühne wissen, daß die sogenannten Bayreuther Festspiele als moderne Bühnenkunstleistungen von manchen unter Mahler in Wien veranstalteten Opernaufführungen weit übertroffen worden sind und daß uns von eben diesem Mahler, im Verein mit Roller und dem selbstbestellten und eingeschulten Personal, sicher der Operndarstellungs-Stil unserer Zeit geschaffen worden wäre, wenn er nicht frühzeitig seine Arbeit an dieser eminenten Kulturtat hätte abbrechen müssen. Gustav Mahler war durchaus der Mann, das Lebenswerk eines Richard Wagner zu erfüllen: das heißt nicht nur den Stil für das deutsche Worttondrama zu finden, sondern die vielseitigen Opernaufgaben der modernen Bühne, jede einzelne für sich, stilistisch zu fundieren, nach den verschiedenen, in ihnen ruhenden ästhetischen Gesetzmäßigkeiten verschieden anzufassen und zu inszenieren. Richard Wagner hat ja darin viel weiter, tiefer und freier gedacht und gefühlt als die, die sich heute seine Jünger nennen und zum Teil sein Erbe verwalten. Mahler hätte es leisten können — der Theoretiker und Kapellmeister-Regisseur: der durch und durch gebildete Kulturmensch und der feingeistige Künstler — der Organisator, Lehrer und Führer, der, selbst begeistert, auch Andere zu begeistern vermag, der, selbst dem Kunstwerk dienend, leicht auch die Anderen in dies allein richtige Verhältnis zu zwingen versteht — der geniale Musiker und Operndramaturg, der Mann mit den Bildneraugen — der Kunstjünger und Bühnenherrscher. Er war berufen und auserwählt, wie wenige in der Kunst überhaupt, wie keiner auf dem Gebiete des Opernwesens. Daß Mahler seine Mission nicht fortführen konnte, ist eine Kulturtragödie. Ich wüßte heute augenblicklich keinen, der ihm nachfolgen und uns in diesem Sinne helfen könnte.



III

Mahler hatte sich als Direktor die Aufgabe gestellt, die klassischen Werke unserer Opern-Literatur szenisch und musikalisch von Grund aus zu erneuern. Er war eben von der Erkenntnis durchdrungen, daß für die großen Kunstwerke auch des musikalischen Dramas eine neue Form, nämlich die Bühnenform unserer Zeit und unseres Empfindens geschaffen werden müßte. Er begann bei älteren Werken in jedem einzelnen Fall zielbewußt mit einer dramaturgischen Bearbeitung der Oper — wich bei der Besetzung, seiner ehrlichen Überzeugung nach, meist von der konventionellen Verteilung der Rollen auf die Vertreter der üblichen Hauptfächer ab — studierte den Einzelnen, auch dem letzten Darsteller, seinen Part mit einer nie erlahmenden Gründlichkeit selbst ein und legte schon dabei den Grund zu der eigentlichen dramatischen Stilleistung, die dann später in ihrer Geschlossenheit als Ganzes auf der Bühne erstand. Inzwischen hatte der ihm geistes- und kunstverwandte Roller nach den gleichen stilistischen Grundanschauungen die Bühne hergerichtet, sodaß Mahler dann für die szenischen Proben einen Rahmen vorfand, in den er seine Menschen entsprechend bewegen und singen lassen konnte.

Was Mahler in den zehn Jahren seiner Wirksamkeit in dieser Hinsicht erreicht hat, ist ja als Ganzes unvollendet geblieben. Die Zeit reichte dazu nicht aus. Im einzelnen aber haben die Wiener Theaterfreunde Aufführungen erleben dürfen, die als durch und durch moderne und dabei höchst persönliche Kunstwerke weder vorher noch bis heute nachher in der ganzen Kulturwelt wieder erreicht worden sind. Schon weil Mahler — ganz abgesehen von seiner eigenen überragenden Persönlichkeit und seinem ebenso genialen wie im Grunde folgsamen Mitarbeiter — über das erste Orchester der Welt, einen großen Stamm hervorragender Gesangs- und Darstellungskünstler und vor allem über die reichlichsten Geldmittel verfügen konnte. Gebändigt und dann wieder beflügelt von der hinreißenden Gewalt des Mahlerschen Willens, gelang es auf diese Weise, dem gesamten künstlerischen Organismus des Wiener Hofoperntheaters trotz des fortlaufenden Repertoirbetriebes eine epochemachende Inszenierung nach der andern abzuringen. Bei seinem Abgang lag der ganze Mozart, etwa die Hälfte der Wagnerschen Dramen, vor allem der Tristan und die ersten drei Abende der Nibelungen, die Aulische Iphigenie, der Fidelio und dazu noch eine ganze Anzahl anderer deutscher und französischer Opern in durchweg vollendeten und eigenartigen Neuschöpfungen vor.

Und eines Tages ging Mahler. Er mußte gehen wie in solchen Fällen immer. Irgendeine belanglose Streitsache fegte ihn hinweg.

Damit nur ja ein großes Kunstwerk nicht vollendet würde. So scheint es fast. Die Menschheit verträgt eben ihre Genies nicht. Und Wien schon gar nicht. Und ein Anderer kam und ging bald wieder, nachdem er sich herostratisch an den Werken Mahlers vergangen hatte. Und der Nächste ist noch an der Arbeit, das heißt er inszeniert mit Bienenfleiß und großem Theatergeschick mondäne französische Opern und macht Kasse. Daß das wundervolle Repertoir des ersten deutschen Operntheaters dabei ganz und gar verkümmert, stört ihn nicht. Und daß er im Grunde nicht aus dem Geiste der Musik heraus, sondern geradezu gegen die Musik inszeniert, hat auch nichts zu sagen. Es ist, als ob Mahler nie gelebt und gewirkt hätte.

J. J. Hegner: Das Opfergleichnis. Eine Negersage.

Im Süden Afrikas, gegenüber Madagaskar, liegt das Land der Barunganeger. Unter den Söhnen der Nacht war eine Frau, die hieß Tschigujane.

Mit verschränkten Händen stand sie vor ihrer Hütte. Ihre Wangen glänzten verzwickt, und ihr getupftes Scheiteltuch überschnitt genau den Dachrand. Sie war etwas größer als die Tür zu ihrer Behausung, doch auch viel schmäler als diese schmale Tür. Aber kein Mund war weiter als der ihre. Die Lippenwülste, rote Feuer, brannten, selbst wenn sie lächelte, weit hinaus, und sie lächelte immer. Sie freute sich über den buntgewürfelten Kattun ihres Rockes. Ihr schwarzer Kopf, ihre überkreuzten schwarzen Arme, ihre nackten schwarzen Füße — wie Steinkohlenflöze ragten sie aus dem bedruckten Linnen: und wie ihre Füße, wie ihre Hände, reichte ihr Gedächtnis in die schwarze Vorzeit. Sie wußte alle Sagen, und manche Sage wußte von ihr.

Am Abend, nach Sonnenuntergang, wenn die Feldarbeit ruhte und das Vieh in der Hürde, wurde sie von Männern und Frauen umringt. Sie baten: Beginne, Tschigujane.

Sie setzten sich um sie herum, klatschten in die Hände; immer leiser, immer gedämpfter perlten ganz leichte Gaumengeräusche und entlockten durch diesen seltsamen Urlärm gesprochne Menschen, gesprochne Bäume, gesprochne Tiere: denn ihre Geschichten waren sehr neugierig. Sie erzählte jede immer wieder anders. Wenn die

Lachenden vermeinten, sie zu kennen, merkten sie am Ende, daß sie die Mutter dieser Geschichte gekannt hatten oder die Großmutter, aber nicht diese neue.

Einmal in ihrem Leben, einmal und nicht wieder, erzählte sie die Sage Likanga:

Es war einst ein wunderbar gestalteter Jüngling. Er war schöner als die andern jungen Leute im Land. Er besaß viele Rinder und ungeheure Reichtümer. Alle Mädchen wollten ihn heiraten. Er war ohne Vater und Mutter, ein Waisenkind.

Seine Schönheit riß ein junges Mädchen hin, und sie verließ ihr Haus. Sie hatte sich aufs prächtigste geschmückt. Sie wollte seine Frau werden. Als sie in die Nähe seines Dorfes kam, war da auf dem Weg ein Bretterverschlag. Ein altes Weib winkte und machte das Zeichen: Tritt ein. Es war eine häßliche Alte, schmutzig und voll Ungeziefer. Die hinzog, grüßte nicht und blieb nicht stehn. Stolz ging sie vorüber. Sie verachtete das alte Weib.

Als sie bei dem Schönen eintrat, empfing er sie mit großer Wärme und fragte, warum sie zu ihm käme. „Ich bin gekommen," sagte sie, „um deine Frau zu werden." „Gut," gab er zur Antwort, „und Recht so, meine Gefährtin!" Er zeigte ihr seine Schätze, seine vielen Lebensmittel, seinen Reis und das Übrige.

Sie ging ans Kochen. Sie fand alles, was sie brauchte, und alles in Überfluß. Sie schälte und schnitt und hackte. Sie blies und rührte um und schöpfte ab. Während die Speise gar sott, ließ er sie nicht aus den Augen. Er überwachte sie heimlich. Sie wollte sich einen Löffel voll nehmen und ein wenig kosten. Da hielt er ihr den Arm zurück und sagte: „Nein! Deine Aufgabe ist, Nahrung zu bereiten; sie zu essen, ist nicht deine Aufgabe." Dann ergriff er den Topf und verschlang die ganze Brühe. Kein Bissen, kein Tropfen blieb dem jungen Mädchen. Zu Mittag geschah das gleiche und am Abend auch. Da mußte sie also verhungern. Ein paar Schritte von ihm war ein unermeßlicher Abgrund. Dorthin schleppte er sie an ihren Füßen und stürzte sie hinab.

Nach ihr erschienen andre junge Mädchen und begehrten ihn zu heiraten. Sie alle scheuten sich, bei der Alten zu verweilen, und wenn sie den Jüngling erreicht hatten, starben sie wie die erste. Ihre Eltern beunruhigten sich nicht. Sie sagten: „Nun sind sie seine Frauen. Ein Wunder, wenn sie sich wieder blicken ließen: sie leben ja mit ihm! Sie vergessen uns, weil sie glücklich sind, oder sie wollen nicht an die Zeit gemahnt sein, an die Jahre, wo er ihnen noch unbekannt war." Auf diese Art verschwanden die Mädchen des Landes eine nach der andern, und die von weit-

her anlangten, erlitten dasselbe Schicksal. Der bodenlose Abgrund begann sich zu füllen.

Eines Tags kam aus einem fernen Land ein junges Mädchen, auch sie, um sich mit dem Jüngling zu verbinden. Die Alte rief ihr. Die Junge wandte den Kopf, folgte dem Wink und lief hin zu der Alten. „Ah," sagte die Greisin, „du bist ein wahres Glückskind! Du wenigstens wirst entrinnen. Alle die feinen Dinger, die bis jetzt die Straße lang trabten, haben mir steinerne Gesichter geschnitten, weil ich uralt, zerlumpt und von Ungezieter geplagt bin, und nun sind sie tot. Du aber, meine schwarze Taube, bist nicht an mir vorbei geflogen. Dafür sollst du wissen, wie du dich zu verhalten hast. Dieser Mann hat sie durch Hunger getötet. Wenn sie die Nahrung anrühren wollten, hat er sie daran gehindert. Doch wenn er dich vom Essen wird abhalten wollen, dann sprich zu ihm bloß die Worte: „Warum verwehrst du mir das, mein Gatte Likanga?" Du wirst sehn, was sich danach ereignet."

Das junge Mädchen fürchtete sich. Sie sagte: „Wenn mir aber der Name entfällt?"

„So sing ihn unterwegs," riet die Alte.

Sie verbrachten die Nacht miteinander, und am Morgen reiste das Mädchen weiter. Sie wurde von dem schönen Jüngling sehr freundlich aufgenommen, er gab ihr gute Worte und sagte: „Gern, meine Frau! blick auf meine Reichtümer! sieh meine Kochtöpfe! und sie gehören dir, meiner Gattin." Er befahl ihr, für das Mahl zu sorgen. Als sie es aber kosten wollte, stieß er sie zurück. „Das Essen," sprach er, „ist nicht deines Amtes; du hast nur zu kochen." Sie erwiderte: „Lasse doch! Ich bitte dich darum, mein Gatte! Warum verbietest du mir das Essen, mein Gatte Likanga?" Sowie er seinen Namen nennen hörte, überfiel ihn ein heftiges Zittern, er rannte in seine Hütte, hüllte sich in seine schmucksten Gewänder, tanzte hervor, um sie herum, und spielte dazu auf seiner einzigsaitigen Bogenharfe. „Wer hat," sang er: „Wer hat es dir verraten, meinen Namen dir verraten, o du meine Gattin?"

Sie antwortete: „Was treibst du da? Hast du den Verstand verloren, mein Gatte Likanga?" Bei der Wiederholung dieses Namens geriet er noch mehr außer sich, sang immerfort und riß dazu die begleitenden Töne auf seiner Harfe, seiner einzigssaitigen Bogenharfe: „Wer hat es dir verraten, diesen Namen dir verraten, o du meine Gattin? Ich geh mich töten, ich stürz mich hinunter, ich steig in den Fluß!"

Er sprang fort über die Wiesen ins Röhricht. Sie folgte ihm mit den Worten: „So laß doch! Aber laß doch! Ich bitte dich

darum, mein Gatte Likanga!" Er eilte ins Wasser. Sie hängte sich an ihn und sagte: „Warum willst du dich umbringen, mein Gatte Likanga?" Von neuem, sowie er das Wort vernahm, drang er vor, in das Stillströmende, fast Stillstehende, und weiter zur sanften Tiefe. Im Wasser noch hörte man ihn auf seiner Harfe spielen, und aus dem Wasser noch seinen Gesang erstickt aufrauschen: „... ha ..... rra ..... Na ..... rra ..... Ga ....."

Sie ließ nicht von ihm, sie erfaßte ihn an seinem Kleidersaum, wollte ihn retten und bat: „Mein Gatte Likanga! mein Gatte Likanga!" Aber er war schon tot.

Da ging sie nach Haus. Das Dorf war verlassen. Sie suchte sich einen großen Sack, tat alles hinein, was ihr gefiel, und kehrte heim zu den Ihren. „Es ist nicht schad um ihn," meinte sie, „nicht schad, daß er gestorben ist. Denn wie viele sind durch ihn um ihr Leben gekommen!"

Das ist die Geschichte Likangas, des Schönen.

Eine häßliche Negerin hat sie häßlichen Negern erzählt.

Und was aber wäre geschehn, wenn die Letzte, Bescheidne, Vorsichtige, Feige nicht auf die gewitzte Alte geachtet hätte und die folgende auch nicht und keine von denen, die noch hätten kommen können, und wenn sich der unermeßliche Abgrund gefüllt hätte und kein Abgrund mehr dagewesen wäre? Wie hätte Likanga dann geheißen? Was hätte Likanga dann getan?

Längst vielleicht gäb es keine Neger mehr.

Gustav Hübener: Husserl, Bergson, George.

Nichts ist für die ganze Haltung unseres Lebens bezeichnender geworden, als ein tiefgehendes Mißtrauen gegen unsere Erlebnisse selbst. Argwöhnisch betrachtet unsere Zeit alle Erkenntnisse und Einsichten, die sich als endgültig und absolut ausgeben. Diese Vorsicht ist ihre Klugheit. Aber das eine scheint ihr gewiß trotz der Fragwürdigkeit, dem Problematischen aller Fundamente des Wissens und Glaubens — welche Zeit hatte mehr Probleme? — das eine nämlich, daß alles anders ist als — nun eben — als wir es erleben. Bei aller Skepsis bleibt ihr das sichere Bewußtsein, daß unsere Erlebnisse gar nichts Letztes sind, das als solches unbesehen hinzunehmen ist; nein, sie ist voll kühler Reserve ihnen gegenüber und sagt sich, gewissermaßen mit einem höflichen

Achselzucken gegen sie, man könnte nie wissen .... irgendwie wäre alles zu erklären und zu interpretieren. Sicherlich stecke immer noch etwas dahinter, und zwar immer ein höchst ernüchternder, einfacher Grund, ein sehr irdischer.

Es ist uns nicht nur die Gabe eines reinen Schauens verloren gegangen. Wenn wir fortsehen, vorbeischielen an dem Reichtum der Phänomene, wie sie uns im Erlebnis gegeben sind, auf ihre Verursachung und Entstehung, so sehen wir nicht mehr einen tiefen, göttlich bedeutenden Grund, sondern irgendeine stets sehr triviale und enttäuschend einfache Ursache oder Motivation, etwas das nicht größer, bedeutungsvoller, gewissermaßen noch wirklicher ist als diese Wirklichkeit, in der wir sind; nein, im Gegenteil, die unendliche Fülle der Welt erscheint als Illusion, als läge ihr eigentlich zu Grunde eine geradezu hausbackene Einfachheit. Das Wort „eigentlich“, gesprochen mit einem sehr weisen, fast blasiertem und etwas traurigen Tone, wäre geeignet, die herrschende Denkform unserer Zeit zu bezeichnen. Es ist so weit gekommen, daß man nicht mehr nach dem Wesen der Erlebnisse fragt, sondern ausschließlich nach ihrer Entstehung. Ja, in der Beantwortung der letzten Frage scheint einem die der ersten mitgegeben.

Eine Betrachtungsweise, die das Wesen von der Genesis der Erlebnisse scheidet, die nicht die Inhalte der Welt nach einem einheitlichen Prinzipe irgendwie deutet, sondern in ihrer qualitativen Verschiedenheit intuitiv zu erfassen sucht, birgt heute, ohne es zu wollen, eine Kritik der hervorragendsten Erscheinungen des Geistes.

Darüber nämlich muß man sich klar bleiben, daß dem Anspruch der Naturwissenschaft, — um sie zuerst zu betrachten — das organische Leben aus dem Mechanismus der anorganischen Natur ausschließlich zu erklären, es ganz unter die kausalen Gesetze zu stellen, die im Raume gelten, vorausgesetzt ist, daß die Verschiedenheit der Erlebnisse, wenn wir ein Pferd springen oder einen Stein fallen sehen, „eigentlich“ nicht besteht, oder daß die Welt, die wir mit dem inneren Sinn in uns wahrnehmen, zu Unrecht uns eigentümlich erscheint und verschieden von der toten Welt, die uns umgibt. Man darf nie vergessen, daß der Anschauung der Naturwissenschaft, die ihrer Einstellung auf die anorganische Natur bequem ist, ein eigentümliches Mißtrauen gegen das Bewußtsein zu Grunde liegt, das uns eine vollkommen verschiedene Erscheinungsart von den Bewegungen toter Körper oder lebendiger Wesen aufweist, von unserem inneren Sein und dem der Steine. Denn — um nur das auszuführen — wenn wir nicht „erklären“, sondern unser Leben betrachten, so wie es sich einer inneren Ein-

sicht gibt, so erkennen wir, daß wir jetzt sind, wozu uns die Vergangenheit gemacht. In dem zurückliegenden Flusse unseres Bewußtseins durchdringen sich alle Momente, indem die Vergangenheit fortwirkt und färbt in der Gegenwart. Die gesamte Vergangenheit steht immer gegenwärtig hinter uns. In der Geschichte eines Steines dagegen findet kein Durchdringen vergangener Momente mit späteren statt. Er verharrt für uns im Erlebnis als derselbe. Er altert nicht. Wir gehen jeden Tag als andere an ihm, dem immer gleichen, vorbei.

Unsere Seele und der Stein sind uns im Erlebnis als wesentlich verschieden gegeben. Man pflegt heute diese Verschiedenheit nach irgendeinem einheitlichen Prinzip zu deuten, sozusagen fortzuinterpretieren. In der Art dieser Interpretation nun liegt dasselbe „eigentlich", wie in dem besonderen Geiste unserer Geldwirtschaft oder gewisser sozialistischer Ideen. Es ist stets genau dieselbe Haltung zur Welt im innersten Wesen, die sich so verschieden offenbart. Darauf hinzuweisen, scheint nicht überflüssig.

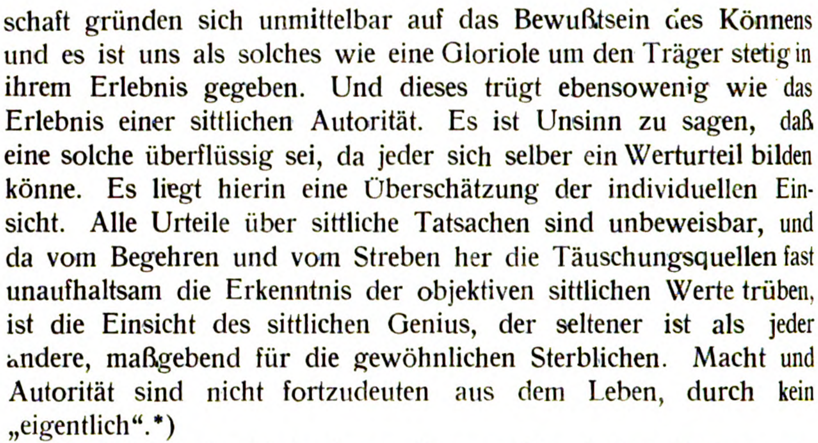
Wie die mechanische Naturansicht, die die Erlebnisse, in denen die tote und lebendige Welt qualitativ verschieden erscheinen, durch ihr einheitliches Prinzip dieser verschiedenen Qualitäten beraubt, wie überhaupt die mechanische Betrachtungsweise selbst der anorganischen Natur wohl eine praktisch wissenschaftliche Methode ist, niemals aber mit ihrer kausalen Zerlegung das volle sinnliche Anschauungserlebnis zu rekonstruieren vermag, genau so hat die Geldwirtschaft, der besondere Geist des Geldes, die Eigentümlichkeit, die unendliche Fülle der Werte, die wir erleben, fortzuinterpretieren mit seinem „eigentlich". Es liegt in seinem Sinne, daß alle Werte, selbst die höchsten, nichts an sich sind, sondern „eigentlich" alle zurückzuführen sind auf den farblosen, abstrakten Mittelwert des Geldes, die Erlebnisse selbst werden nicht mehr rein hingenommen, man schielt hinter sie auf das Mittel ihrer Verwirklichung par excellence, auf das Geld: „was hat die Sache eigentlich gekostet?" Die Seele, die von dem Geiste des Geldes besessen ist, zweifelt immer an der Realität und der Selbständigkeit der Werte ihrer Erlebnisse, sie sieht immer hinter ihnen den einen Geldpreis, den Wert, auf den die höchsten wie niedrigsten Lebenswerte zu reduzieren sind. Georg Simmel*) hat in seiner ausgezeichneten „Philosophie des Geldes" nachgewiesen, wie sowohl der Zynismus als auch die Blasiertheit unserer Geldkultur entstehen aus demselben

---

*) Georg Simmel, Philosophie des Geldes, Leipzig 1907. Vergl. Max Scheler, Über Selbsttäuschungen, Zeitschrift für Pathopsychologie, Jahrgang I, 1. Heft.

Bewußtsein: „Alles ist für Geld zu haben.“ Und zwar zieht der Zyniker daraus die grimmige Freude, daß dem Würdigsten die idealsten Güter versagt bleiben, wenn er mittellos ist, dagegen Ehre und das Heil der Seele, Tugend und Schönheit eingesetzt werden für Geld. Aus dem objektiven Sachverhalt, daß Werte, die jede Schätzung außer an ihren eigenen Idealen ablehnen, dennoch ihren Marktpreis in Mark und Pfennig erhalten, nimmt der Zyniker seine besondere subjektive perverse Genugtuung. Aus demselben Sachverhalt quillt dem Blasierten der Grund für seine müde, gelangweilte Lebensanschauung. Die Tatsache, daß alles käuflich ist, entleert ihm die Welt ihrer qualitativen Fülle, sie erscheint ihm grau in grau, weder zur Bejahung noch zur Verneinung, zu keiner Tat mehr reizend. Beiden jedoch, dem Zynismus wie der Blasiertheit, liegt zu Grunde die besondere Einstellung dem Leben gegenüber, diese skeptische Distanz zu ihm, dieses Nicht-für-voll-nehmen, das wir als den Geist des modernen „eigentlich“ bezeichneten. Denn bevor wir dazu kommen, irgendwie unser Leben nach einem so abstrakten Wertmaßstab, wie es das Geld ist, zu orientieren, sei es mit einer zynischen oder blasierten Antwort, müssen wir abgekommen sein von einem unbesehenen Vertrauen zu den Werten, die das Leben selbst in seiner Wirklichkeit in sich schließt. Einem gesunden Geiste irrt der Blick nicht ab von der blühenden Wirklichkeit auf das blasse Wertschemen des Geldes. Muß es nicht ein tiefer, dem religiösen direkt konträrer Drang sein, der hinter der sinnlichen Fülle der Welt die mechanische, monistische Einfachheit sieht, ebenso wie hinter allen, mannigfaltigen Werten, des Lebens die Trivialität des Geldes?

Es dünkt uns, wie gesagt, daß aus ihm, aus derselben Wurzel, der die monistische und kapitalistische Rationalisierung und Simplifizierung des Lebens entspringt, zum dritten jene Tendenz des modernen Geistes entstammt, jede Mannigfaltigkeit in den Stellungen der Menschen zueinander fortzudenken und auszugleichen, gewissermaßen durch eine vollendete Mechanisierung des Lebens sowie Herrschen und Dienen auch alles Mitleid und Liebe und sonstige Gefühle einfach überflüssig zu machen. Welche Formen auch immer dieser Trieb annimmt, der nicht mit berechtigten Motiven, wie Sparsamkeit, Ordnungs- und Gerechtigkeitsliebe zu verwechseln ist, immer liegt ihm ein Fortsehen von dem Erlebnis einer Macht auf irgendein erniedrigendes Moment, das sie „eigentlich“ bedeuten soll, zu Grunde. Man vertraut nicht mehr darauf, daß die echte Macht stets Ausdruck für ein Können ist, sondern sieht mißtrauisch in ihr nur Gewalt, unrechtmäßige Aneignung. Und doch ist der Mächtige gerade der, der keine Gewalt nötig hat. Macht und Herr-



schaft gründen sich unmittelbar auf das Bewußtsein des Könnens und es ist uns als solches wie eine Gloriole um den Träger stetig in ihrem Erlebnis gegeben. Und dieses trügt ebensowenig wie das Erlebnis einer sittlichen Autorität. Es ist Unsinn zu sagen, daß eine solche überflüssig sei, da jeder sich selber ein Werturteil bilden könne. Es liegt hierin eine Überschätzung der individuellen Einsicht. Alle Urteile über sittliche Tatsachen sind unbeweisbar, und da vom Begehren und vom Streben her die Täuschungsquellen fast unaufhaltsam die Erkenntnis der objektiven sittlichen Werte trüben, ist die Einsicht des sittlichen Genius, der seltener ist als jeder andere, maßgebend für die gewöhnlichen Sterblichen. Macht und Autorität sind nicht fortzudeuten aus dem Leben, durch kein „eigentlich".*)

Es ist bei der Verbreitung dieser mißtrauischen Haltung des modernen Geistes dem Leben gegenüber nötig, dieses zu betonen. Denn wir haben so sehr das Zutrauen und die Kraft zur Wirklichkeit verloren, daß wir jedem, der sie uns durch ein neues „eigentlich" vereinfachen will, nur zu geneigt sind, Glauben zu schenken. Es ist so verkehrt wie möglich, die herrschende Denkrichtung unserer Zeit als „wirklichkeitssicher" und „praktisch" zu bezeichnen, sie ist in ihrer seltsamen mißmutigen Weise phantastischer als alle Romantik.

Wenn wir die Fülle der Erscheinungen überblicken, in denen sich der Geist des modernen „eigentlich" offenbart, so stellt sich seine Herrschaft als ein unrechtmäßiges Übergreifen zweier *wissenschaftlicher* Einstellungen auf ihnen nicht zugehörige Gebiete *rein prinzipiell* dar, und zwar der kausalen und der historischen Betrachtungsweise.

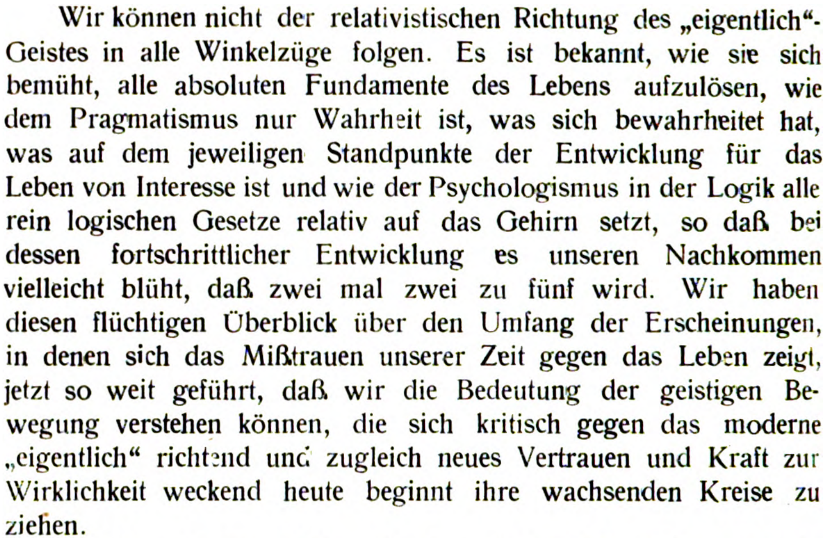
Es ist die Aufgabe der Naturwissenschaft, die auf die physische Welt gerichtet ist nach außen, gesetzmäßige Zusammenhänge von Ursache und Wirkung zu erforschen. Es wird hierbei von der Wirkung, die in der Funktion des Anzeichens zur Ursache steht, auf letztere geschlossen, und durch den naturwissenschaftlichen Beweis, das Experiment, wird dieser kausale Zusammenhang selbst zur Einsicht gebracht. Dieses ist selbstverständlich. Es ist aber unserer Zeit scheinbar in Vergessenheit geraten, daß dieser Erkenntnisakt, der die naturwissenschaftliche Einstellung bestimmt, etwas wesentlich Verschiedenes ist von dem *Verstehen*, durch das wir Einsicht erhalten in alles Geistige. Ein Lächeln ist nicht Anzeichen für Freude, sondern ihr Ausdruck. Wir schließen nicht aus dem Lächeln natürlicherweise umständlich auf die Freude, sondern wir erfassen intuitiv direkt *in* dem Lächeln die Freude. Ebenso sind

*) Vergl. die demnächst erscheinende Ethik von Max Scheler, München.



alle idealen Zusammenhänge (selbst daß zwei mal zwei vier ist) nicht zu beweisen, sondern zu verstehen. Es ist eine Überschätzung des naturwissenschaftlichen theoretischen Beweises und des logischen Erkennens, die zu einer Mißachtung alles reinen Schauens und intuitiven Verstehens geführt hat. In dem Strom des Bewußtseins steht niemals — so viel sei hier angedeutet — eines als Anzeichen für ein anderes, die Phänomene des Bewußtseins sind letzte Gegebenheiten, es ist in ihrer Sphäre kein Schließen möglich, sondern nur ein geistiges Sehen, kein Beweis, sondern nur ein Hinweis. Ein Fortblicken von dem, was seelisch präsent ist auf eine Ursache, auf irgendein „eigentlich" zerstört den Charakter des Seelischen sofort. Es sei in Parenthese bemerkt, daß dieses zu tun die herrschende „Lehre von der Seele", die experimentelle Assoziationspsychologie, sich eifrig bemüht.

Zum andern zeigt sich prinzipiell der Geist des „eigentlich" in der verkehrten Verallgemeinerung der geschichtlichen Betrachtungsweise; z. B. besonders auffallend auf dem Gebiete, das jeden am nächsten angeht, dem ethischen. In allen Schichten des Volkes kann man heute die Ansicht zu hören bekommen, daß es keine festen, absoluten sittlichen Werte gäbe, mit der Begründung, man habe doch in allen Zeiten anders über solche Dinge gedacht. Sittlichkeit sei „eigentlich" Geschmackssache. Die Werte, die uns als letztes in den Erlebnissen gegeben seien, wären eigentlich subjektiv, relativ auf alles mögliche, Eigennutz, Herdenbewußtsein der Rasse, des Volkes oder, wie die Aufklärung meinte, das „Allgemein-menschliche". Man liebt in folgender Weise zu argumentieren. Wie könnte noch irgend jemand an objektive Werte glauben, wenn man wüßte, daß die Fidschiinsulaner die Tötung von Fremden für lobenswert halten und die Spartaner kleine Kinder aussetzen? Dennoch liegt in der Anwendung der sittlichen Werte mit ihrer Verschiedenheit, die die Sittengeschichte herausstellt, durchaus nicht die Relativität der Werte schlechthin. Die Fidschiinsulaner kennen denselben absoluten negativen Wert des Mordes wie wir, nur erscheint er ihnen nicht an denselben Handlungen wie uns. Sie verbinden ihn nur mit der Tötung von Stammesgenossen. Nicht die Werte sind relativ, sondern nur ihre Anwendung und das Maß der Einsicht in ihre objektive Fülle. Immer neue Werte können entdeckt werden oder aus besonderen Lebenseinstellungen die Werte falsch gesehen werden; dieses sind Momente der Relativität in der sittlichen Einsicht. Doch wer einmal den objektiven Wert selbst richtig gesehen hat, der weiß, daß er auf festem, absolutem Grunde wurzelt und vermag ihm getreu zu bleiben, wäre selbst alle Welt gegen ihn.



Wir können nicht der relativistischen Richtung des „eigentlich“-Geistes in alle Winkelzüge folgen. Es ist bekannt, wie sie sich bemüht, alle absoluten Fundamente des Lebens aufzulösen, wie dem Pragmatismus nur Wahrheit ist, was sich bewahrheitet hat, was auf dem jeweiligen Standpunkte der Entwicklung für das Leben von Interesse ist und wie der Psychologismus in der Logik alle rein logischen Gesetze relativ auf das Gehirn setzt, so daß bei dessen fortschrittlicher Entwicklung es unseren Nachkommen vielleicht blüht, daß zwei mal zwei zu fünf wird. Wir haben diesen flüchtigen Überblick über den Umfang der Erscheinungen, in denen sich das Mißtrauen unserer Zeit gegen das Leben zeigt, jetzt so weit geführt, daß wir die Bedeutung der geistigen Bewegung verstehen können, die sich kritisch gegen das moderne „eigentlich“ richtend und zugleich neues Vertrauen und Kraft zur Wirklichkeit weckend heute beginnt ihre wachsenden Kreise zu ziehen.

Es liegt in der philosophischen Arbeit Henri Bergsons in Paris und Edmund Husserls in Göttingen, sowie der Weltanschauung des Kreises, der sich um den Dichter Stefan George in München geschlossen, bei völliger Unabhängigkeit voneinander eine solche Gemeinsamkeit der Grundrichtung vor, daß man jenen tiefsten Zusammenhang zu ahnen und anzudeuten versucht wird, den man bei der gleichzeitigen, ganz selbständigen Entstehung bedeutsamer Werke mit den Worten zu bezeichnen pflegt: „Die Zeit war reif für sie.“ Diese tiefste innere Verwandtschaft zeigte sich, rein historisch genommen, in dem frühen Verständnis und den Anregungen, die die Bewegungen, die von den drei genannten Männern ausgingen, gegenseitig austauschten. So wirkte Bergson, der erst heute anfängt in Deutschland bekannter zu werden, schon früh durch den Berliner Philosophen Georg Simmel auf den Georgeschen Kreis, sein Einfluß zeitigte die prinzipielle Klarheit in der geschichtlichen Methode des Buches Friedrich Gundolfs: „Shakespeare und der deutsche Geist“, und wurde ausdrücklich bekannt und offenbart in den drei Jahrbüchern, die bisher von Gundolf und Friedrich Wolters herausgegeben sind. Andererseits steht dem durch Bergson intutivistisch interessierten philosophischen Paris durch Vorträge des Sorbonneprofessors Delbos die Husserlsche Phänomenologie näher als der offiziellen Philosophie Deutschlands, die Kant nachfolgt oder sich es angelegen sein läßt, die monistisch-mechanische Haltung der Naturwissenschaft für sich selbst mit dem Anspruch letzter philosophischer Gültigkeit zu rechtfertigen.

Die gemeinsame Tendenz der Bewegung erhellt allein schon aus einem Vergleich der Stellungnahme zu jenem alten tiefen Triebe, den wir in seinen neuen Erscheinungen als den Geist des modernen „eigentlich“ bezeichneten, einer Stellungnahme, die, wenn auch rein negativ bestimmend, sehr charakteristisch für ihre ganze Orientierung ist. Nur auf diese gemeinsame Tendenz wollen wir hinweisen.

Nach Bergson ist die Seele vor allem, rein praktisch interessiert, gerichtet auf den Raum und den Stoff, der ihn erfüllt. An dem Stoff und den ihn beherrschenden mechanischen, kausalen Gesetzen hat sich der Verstand, die logische Erkenntniskraft ausgebildet und darum gibt die Verstandesanschauung, auch solange sie auf den Raum nach außen gerichtet ist, eine richtige Erfassung der absoluten Wirklichkeit. Wir dürfen uns aber durch die Vorherrschaft der Verstandeskraft, die im weitesten Sinne genommen unser praktisches Handeln ermöglicht und dem Leben den toten Stoff unterwirft, wir dürfen uns durch sie nie dazu verleiten lassen, sie nach innen gewandt zur Erkenntnis des Seelischen zu verwenden. Denn während im Raume eines dem andern äußerlich ist und ein Zerlegen durch den Verstand zuläßt, durchdringt sich alles im Bereiche der Seele. Die Naturwissenschaft also, die von vornherein eingestellt ist auf den Stoff, kommt dazu, wenn sie dessen kausale Gesetze in die Seele und das Leben hineinsieht, die lebendige Einheit in Mechanismen aufzulösen. Das Wesen der Seele und alles Lebendigen ist allein in unmittelbarer Intuition zu erfassen. Bergson geht soweit, alle Wissenschaft vom Lebendigen prinzipiell für unmöglich zu erklären, da sie stets nur einen Ausschnitt, ein pragmatisches Bild ihres Gegenstandes übermittelt. Allein im Erlebnis ist der Erkennende eins mit dem Lebendigen. Schon die Sprache, die in ihren Bildern und der Auswahl des Bedeuteten räumlich und logisch orientiert ist, verfälscht das besondere Wesen des in der Intuition Gegebenen. Nie müde wird der große französische Philosoph, hinzuweisen auf das Erlebnis als das Fundament eines rein geschauten Weltbildes, das in steter Gefahr ist entstellt zu werden durch eine einseitig verstandsmäßige Erklärung, durch das kausale „eigentlich“.

Ist dem französischen Philosophen der böse Geist des Mißtrauens: die „Logik“, die allein den toten Stoff beherrschen sollte, in ihrer Anmaßung allgemeiner Geltung, so dem Georgeschen Kreise: der „analytische“ Geist, der alle „Substanzen“ Gott, Seele den Leib und den toten Körper, die wesentlich verschiedenen Fundamente der Welt wie sie rund als lebendige Wirklichkeit gegeben ist, auflösen will in „Beziehung“. Es ist ihm der Geist des Werk-

zeugs, das sich verselbständigt hat, das nicht mehr dem Menschen dient, sondern ihn beherrscht. Und er sieht ihn darin, daß seit der Zeit der Renaissance die intellektuellen Begriffe, die dazu dienen sollten die Wirklichkeit zu beherrschen, die überwältigende Masse der wissenschaftlichen Erfahrungen zu ordnen, immer mehr für Wirklichkeit selbst genommen werden. Allein die Denkbarkeiten, die man aus der Wirklichkeit abstrahiert hatte, um diese zu bemeistern, oder ihre erdrückende Fülle abzurücken von sich, sie allein werden als das „eigentliche" erlebt. Man erlebt nicht mehr rein das Wesen der Welt, sondern sieht nur noch versetzbare Abstraktionen; das bedeutet so gut wie in der Wirtschaft die kapitalistische Loslösung der Werte von den Dingen, in der sozialistischen Ethik die willkürliche Bindung des Menschen auf Grund erdachter Prinzipien. Überall tendiert der moderne Geist dahin die Mittel, die dem Leben dienen sollten, als wirklicher zu nehmen als das Leben selbst, als den „eigentlichen" Zweck sie auszubilden. Dafür ist nichts bezeichnender als die umsichgreifende Knechtung des Menschen durch die Technik. Segensreich ist die Technik, solange sie dem Menschen wirklich Kräfte erspart, die er zu seiner allseitigen menschlichen Ausbildung verwertet. Jetzt aber scheint die Prophezeiung des klugen, alten, englischen Utopisten Samuel Butler in Erfüllung zu gehen, daß die ersparten Kräfte nur wieder verwandt würden zur Konstruktion neuer Maschinen, daß der Mensch in seiner Entwicklung aufhören und arbeiten würde allein als Sklave in der Fron jener rapide wachsenden, stummen, anspruchsvollen Wesen, die er einmal Werkzeuge nannte. Die ganze Idee des Fortschritts als Selbstzweck zeigt unsere Abhängigkeit von der technischen Kultur. Denn allein sie schreitet fort. Das neue Stadium einer exakten Wissenschaft wirkt entwertend für das frühere, ein neuer Lokomotivtypus für den alten. Aber die Werte des Heiligen bleiben ewig, die geistige Kultur schreitet nicht fort, sie wächst, die klassischen Werke eines Platon oder Aristoteles veralten nie. Es ist besonders das Verdienst Friedrich Gundolfs,*) den Maschinengeruch, den die alles beherrschende Idee des Fortschritts trägt, gespürt zu haben und das Zerstörende, das Lebensfeindliche dieser Herrschaft aufzuweisen. Aber gegen den Geist des Werkzeugs zu kämpfen auf allen Gebieten, wo das Maß nicht von ihm, sondern von dem Leben gegeben werden soll, wieder einmal zu sagen, daß die Arbeit um des Menschen willen und nicht der Mensch um der Arbeit willen da ist, daß Religion, Kunst, Heldenverehrung und

*) Friedrich Gundolf: Wesen und Beziehung. Jahrbuch für die geistige Bewegung, 1911.

Patriotismus nicht „Atavismen“ sind, weil sie nicht mit dem Verstande zu zerlegen, solches hat seit dem Rembrandtdeutschen Julius Langbehn niemals ein einzelner gesagt und seit langem nicht ist es die Stimme einer ganzen tiefen Bewegung gewesen, wie es die zu sein verspricht, die von George ausgeht.

Als Ausdruck für eine neue Kraft zur Wirklichkeit, als Streben, die Fülle der Erlebnisse nicht zu vereinfachen in eine Rechnung mit bekannten, wesensgleichen Faktoren, sondern sie in dem überwältigenden Reichtum zu sehen so wie sie sind und wie sie stets zu sehen die großen Dichter die Kraft hatten, ist neben Bergson und Georges das Husserlsche Werk zu begrüßen. Während Bergson seine Philosophie hinstellte en bloc wie eine fertige Kathedrale und wir uns nun durch die einheitliche Bewegung ihrer Strebepfeiler und Türme erheben lassen aus den Niederungen einer fortschrittlichen und aufklärerischen Zeit, während George durch sein großes Pathos uns einen neuen Willen zur Wirklichkeit verspricht, hat Husserl in der tiefen, stillen Arbeit, die deutsche Gelehrte auszeichnen kann, durch eine systematische Kritik des „eigentlich“-Geistes in dessen besprochenen wissenschaftlichen Erscheinungen den Grund gelegt zu einem philosophischen Werk, das mit absoluter Forderung den Reichtum der Welt wieder zu sehen lehren will. Und ist solches nicht, über allen Zweifel, der beste Anfang ihn wieder zu *erleben*? Denn wenn uns der Weg gewiesen ist, der von den Worten und Begriffen, wie sie sich uns in Sprache und Wissenschaft angehäuft haben, hinführt zu dem lebendigen Grunde, aus dem sie ihre Bedeutungen empfingen — und die Husserlsche Philosophie tat schon dieses — wenn uns das Wesen der Phänomene, wie sie im Erlebnis gegeben sind, zur intuitiven Einsicht gebracht ist, dann ist die Hoffnung gewisser, daß wir den Mut finden werden, sie auch in ihrer ganzen Fülle zu erleben, den Mut und die Kraft, die sicherlich einer Zeit fehlen, die wie die unsrige noch mit ihrem traurigen „eigentlich“ an den absoluten Gegebenheiten des Lebens vorbei zu sehen bemüht ist.

Rudolf Borchardt: Auf den Feldern von Marengo.

Samstag vor Ostern 1175.

Matt auf Marengos Felder fällt Mondenlicht wie spukend,
Vom Bormida bis hin zum Tran heult Wald und wirft sich zuckend
Ein Wald von Hellebarden, von Roß und Mannen stählern,
Die fliehn von Alessandria fort aus den Unglückstälern.

Hoch lohend Alessandria bergab von Apenninen
Wirft Lichter in die Flucht des goldgekrönten Ghibellinen.
Die Bundesfeuer antworten von Osten her entfachten
Und also schallt das Siegeslied hin durch das stille Nachten.

Fest sitzt der Leu von Schwabenland in den Lateinerscheren,
Sagt's Feuer an den Bergen, den Hügeln, Tälern, Meeren
Morgen ist Christ erstanden, auf wieviel Ruhmeswonne
Der Römer Ur-Ur-Enkelschaft herblickst du morgen, Sonne.

Es hört's das greise Reckenhaupt am Knauf des Schwerts, des guten,
Und denkt bei sich der Herrn von Zollern: So verbluten
Von Hand der Krämersäcke, die gestern erst sich schnallten
Um ihren feisten Mißwanst den Stahl, den Ritter halten!

Von Speyer drauf der Bischof, dem hundert sonnige Bühle
Die Bütten füllen und hundert Dompfaffen das Chorgestühle,
Knurrt: Ei, ihr schönen Türme ob meinem Münster fern,
Wer wird dort Messe singen zur Weihnacht unsres Herrn?

Pfalzgraf Diepold der Junge, dem golden überm schlanken
Gebräunten Halse jugendhell die schweren Haare schwanken,
Denkt still: Nun geht der Elfen Ton rheinaufwärts durch die blaue
Verwunschne Nacht; was kommt, was schlüpft, was hebt den Fuß im Taue?

Dann spricht Erzbischof Christian: Zur Seiten meiner Wehre,
Dem guten Morgenstern, trag ich das Öl der heil'gen Zehre.
Für jeden was. O, wärt nur ihr jenseits der Alpenpässe,
Saumtiere mein, von welschem Gold beladen bis zur Hesse.

Und von Tirol der Graf: Mein Sohn, dich morgen noch schlafmüden
Begrüßen über Alpen die Sonn und meine Rüden:
Dein beides. Ich, ein edler Hirsch, von feigem Pack gehetzt,
Soll fallen hier im grauen, im wälschen Sumpf vermetzgt!"

Einsam zu Fuß im mitten Feld, am Zügel sein Walleiser
Streitroß versichernd, blickte gen Himmel noch der Kaiser.
Er sah die Sterne wandern ob seinem Haupte. Schwarz wie Nacht
Rauscht hinter ihm das Reichspanier im Winde,der es bauschen macht.

Von Böheim rechts, von Polen links zwei Könige erhoben
Des heilgen Reichs Kleinodien, Szepter und Schwert, nach oben,
Als schwächer das Gestirn verblich und Morgenrot die Zinnen
Der Alpen nördlich schienen, der Kaiser sprach: „Von hinnen,

Zu Roß ihr Treuen alle, Ott Wittelsbach laß wehen
Das heilge Banner ins Gesicht den Städten, daß sie's sehen,
Nun rufst du Herold: Platz dem Imperator Romanus,
Des großen Julius Enkelsohn, Kronfolger des Trajanus."

Hei, hell wie hell und nah wie nah erscholl mit Jubilieren
Durch Troß und Trab Trompetenton vom Strom des Po zum Tran,
Als angesichts des Kaiseraars mit Herzen und Panieren
Italia die Kniee bog und Cäsar hatte Bahn.

(Nach einem Gedicht von Giosuè Carducci.)

Paula Becker-Modersohn:

Briefe und Tagebuchblätter.

I. Berlin, 1896.

Es ist eine riesengroße Neuigkeit, die ich zu melden habe. Ich fange nächste Woche mit Farben an! Ich hatte mir bei meinen Maiskolben riesige Mühe gegeben. Da kam Dettmann gestern zu mir und sagte: „Gut, gut, sehr gut!“ — Dann sagte er, daß ich nächste Woche malen dürfe. Mein Herz jubelte! Denkt nur Montag an mich! Hab' ich etwas gut gemacht, denk ich an Euch und freue mich für Euch. Geht es schlecht und traurig bei mir her, höre ich im Geist Eure ermunternden Trostworte.

Wie ich mich auf die Ölfarben freue!

Entschuldigt meine Flüchtigkeit. Ich bin den ganzen Tag bei meiner Arbeit so ernst, daß alle meine Flüchtigkeit sich in meine Briefe flüchtet.

* * *

Abends im Akt hatten wir einen famosen Kerl. Zuerst, wie er so dastand, bekam ich einen Schrecken vor seiner magern Scheußlichkeit. Als er aber eine Stellung einnahm und plötzlich alle Muskeln anspannte, daß es nur so auf dem Rücken spielte, da ward ich ganz aufgeregt!

Daß ich das haben darf! Daß ich ganz im Zeichnen leben darf! 's ist zu schön! Wenn ich es nur zu etwas bringe! Aber daran will ich gar nicht denken, das macht nur unruhig.

Neulich erlebte ich etwas Spaßiges: Ihr nahmt doch den weiblichen Akt mit dem schönen, schwarzen Haar nach Bremen. Dies selbe Wesen zeichnete ich wieder. Sie trug ein schwarzes Kleid mit weißem Kragen wie ich, nur war das ihre von schickerem Sitz. Ihren hübsch beschuhten Fuß streckte sie kokett heraus, während ich meine etwas schrummeligen Untertanen bescheiden einzog. Als die junge Dame mit den sanften Taubenaugen zum andernmal erschien, hatte sie sich statt der rabenschwarzen Mähne schönes kastanienbraunes Haar zugelegt. Erzählte irgendeine Fabel von Haarwaschen und sich in der Flüssigkeit vergriffen zu haben.

---

*) Die jung gestorbene Malerin Paula Becker-Modersohn hat ein Lebenswerk an Gemälden und Studien hinterlassen, das erst heute, wo man die französischen Meister, an denen sie gewachsen war, auch bei uns in Deutschland würdigt, in seiner vollen Bedeutung erkannt wird. Eine sehr wertvolle Ergänzung zu diesem reichen Nachlaß bilden ihre Briefe und Aufzeichnungen, die in der Unmittelbarkeit und Kraft des Empfindens ein einzig dastehendes Menschheitsdokument einer starken durch und durch weiblichen und geschlossenen Persönlichkeit bilden. Wir bringen eine Auswahl derselben aus den verschiedenen Entwicklungsstadien der Künstlerin.

Ja, ja, die Welt! die Welt!

Von Frombergs Ball muß ich noch erzählen: es war einfach ideal! Max Grube und die Lindner führten einen Prolog zur Einweihung des Hauses auf. Wir drei Malerinnen hatten lustige Gesellschaft an zwei Malern und zwei Bildhauern. Der Maler Müller-Kurzwelly forderte mich zur Française auf, aber denkt nur mein armes Herze: den ganzen Tanz durch pries er mit strahlendem Gesicht die schönen Augen und die fabelhafte Toilette der uns gegenübertanzenden jungen Frau Petschnikow.

Bis drei schwebte man im siebenten Himmel, nahm immer Abschied, wurde aber nicht fortgelassen. Ich schließe in der Schule. Es ist Pause, um mich herum summt und surrt es wie ein Bienenkorb. Es wird ein Klassenausflug geplant. Jeder brennt darauf, der versammelten Gesellschaft einen besonders schönen Vorschlag zu machen. Ich trompete immer Schlachtensee, weil ich dort zu Haus bin.

Aber die Pause ist aus und ich muß zu meinem kleinen Backfischmodell zurückkehren.

* * *

Am Sonntag ging ich zur Probe des Stückes, in welchem mitzuwirken ich versprochen habe. Jetzt wünschte ich mir aber lieber meine freie Zeit zurück, denn ich habe Frau N. nicht gern, das Stück nicht gern, und den umarmenden Assessor nicht gern.

Macht Euch keine Sorgen, daß ich so viel Antipathien in einem Augenblick hege! Ich gehe groß und heldenhaft dagegen an, indem ich Frau N. anlächle, das Stück schon gelernt habe und den Assessor treulich umarme. Letzteres allerdings mit einem heimlichen Fluch.

Montag war ich bei Du Bois Reymonds. Lucie sprach über ihre Bremer Tätigkeit und zeigte mir einige der dort angefertigten stylisierten Muster. Dann gab es ein feines Gespräch über Zeichnen und Malen. Sie sind gar nicht modern und verteidigen sehr den Kontur.

Bei Jeanne Bauck zeichnete ich einen alten Mann. Ihre Methode ähnelt der von Albert, doch legt sie das Fundament viel gründlicher. Beide haben in Paris studiert, deshalb vielleicht die Ähnlichkeit.

Bei Hausmann haben wir jetzt ein drolliges Modell, eine echte Berliner Portiersfrau mit den dazu gehörigen Redensarten. Sie hat noch nie Modell gesessen, wir haben sie in Ermangelung eines Bessern von der Straße aufgegriffen. Als wir sie anredeten, blickte sie entsetzt an ihren malerisch verblichenen Kleidern hinunter und

meinte, sie müsse sich doch erst feinmachen. Als sie zum zweiten Male kam, hatte sie wirklich eine unausstehlich blanke Schürze umgebunden.

Es war zu komisch, welch einen Einfluß das Sitzen auf dieses cholerische, schnellatmige Weiblein hatte. Nach einer Stunde rief sie aus: „Nee! ick hatte immer jedacht, dat Nixduhn wär dat Scheenste. Es is ja aber viel, viel schlimmer als arbeeten.“ Am ersten Tage verließ sie die Bildfläche mit den großen Worten: „Lieber drei Stuben scheuern!“

* * *

Ich freue mich stets auf meine Stunden bei Jeanne Bauck. Nachdem ich mich an ihre erste „Wüschtigkeit“ gewöhnt habe, mag ich sie gar zu gern anseh'n. Ihre Züge sind gerade so interessant wie ihre Malerei, ich kann mir immer wieder den kleinen pikanten Bogen ihres Nasenlochs anschau'n. Ihr Mund hört so nett plötzlich auf, als ob der Herrgott mit einem feinen Pinselstrich drüber gefahren wäre.

Es ist Abend. Ich bin allein und habe mich mal wieder gepinselt. Ich habe einen langen Tag hinter mir und erlaube mir von Herzen müde zu sein. Darum verlangt nicht mehr viel von meiner Seele, die eigentlich noch ganz in Farben sitzt. Es ist eigenartig; ich lebe so intensiv am Tage, daß ich abends, wenn ich schreibe, immer eine Reaktion verspüre. Und eigentlich ist das Schönste meines Lebens viel zu fein und zu sensibel, als daß es sich aufschreiben ließe. Das, was ich schreibe, ist nur das Gefäß, darin der Duft vieler köstlicher Augenblicke ruht.

* * *

1897.

Worpswede! Worpswede! Worpswede! Versunkene Glocke-Stimmung. Birken, Birken, Kiefern und alte Weiden. Schönes, braunes Moor, köstliches Braun. Die Kanäle mit den schwarzen Spiegelungen, asphaltschwarz. Die Hamme mit ihren dunkeln Segeln; 's ist ein Wunderland, ein Götterland!

Ich habe Mitleid mit diesem schönen Stück Erde, seine Bewohner wissen nicht, wie schön es ist. Nein, Paula Becker, hab' es lieber mit Dir, daß Du nicht hier lebst. Und das auch nicht. Du lebst ja überhaupt, Du Glückliche, lebst intensiv, das heißt: Du malst! Ja, wenn das Malen nicht wäre.

Und weshalb Mitleid haben mit diesem Land? Es sind ja Männer da, die ihm Treue geschworen haben, Maler, die an ihm hangen mit unendlicher, fester Mannesliebe.



Da ist zuerst Mackensen, der Mann mit den goldenen Medaillen in den Kunstausstellungen. Er malt Charakterbilder von Land und Leuten. Er versteht den Bauern durch und durch, erkennt seine guten Seiten und kennt seine Schwächen.

Mir däucht, er könnte ihn nicht so gut verstehen, wäre er nicht selbst in kleinen Verhältnissen aufgewachsen. Daß der Mensch es doch nie ganz verwindet, wenn er einmal um den Groschen gekämpft hat, auch später nicht, wenn er im Wohlstand lebt, der edle Mensch wenigstens nicht. Ihm sind die Flügel beschnitten, ohne daß er's merkte, weil die Schere täglich nur eine Ahnung abschneidet. Das Große, Unbefangene, das unabhängig Stürmende, das Stück Prometheus im Manne ging verloren. So ist's auch bei Mackensen. Er ist ein ganzer Mann, geklärt in jeder Beziehung, hart und energisch, zärtlich weich zu seiner Mutter. Doch das Große, das unsagbar Große ist seiner Kunst verloren gegangen.

Der Zweite im Reigen ist Heinrich Vogeler, ein reizender Kerl, ein Glückspilz! Das ist mein ganzer Liebling. Er ist kein Wirklichkeitsmensch wie Mackensen, er lebt ganz und gar in einer Welt für sich.

Er trägt in seiner Tasche „Walther von der Vogelweide“ und „Des Knaben Wunderhorn“. Darin liest er fast täglich. Er träumt darin täglich. Im Atelier in der Ecke steht seine Guitarre. Darauf spielt er verliebte alte Weisen und träumt mit seinen großen Augen Musik.

Er hat sich die altdeutschen Meister zum Vorbild genommen. Er ist ganz streng, steif streng in der Form. Sein Frühlingsbild: Birken, zarte junge Birken mit einem Mädchen dazwischen, die Frühling träumt. Es rührt mich zu sehen, wie dieser junge Kerl seine drängenden Frühlingsträume in diese gemessene Form kleidet.

Dann ist noch der Modersohn da.

Ich habe ihn erst einmal flüchtig gesehen, habe nur die Erinnerung an etwas Langes im braunen Anzug und an einen rötlichen Bart. Seine Landschaften, die ich auf Ausstellungen sah, haben tiefe Stimmung in sich: heiße, brütende Herbstsonne oder geheimnisvoll süßer Abend.

Ich möchte ihn kennen lernen, diesen Modersohn! Overbecks Landschaften sind tollkühn in der Farbe, doch haben sie nicht die Modersohnsche Empfindungskraft.

Hans am Ende zeigte uns viele seiner Skizzen und vorzügliche Radierungen. Er ist eine feine Künstlernatur, und die zarte Art, wie er mit seiner jungen Frau spricht, hat mich ganz für ihn eingenommen, auch wie er mit wenig Worten einen ganzen Menschen beschreiben kann.

An unserm Mittagstisch sehe ich die Malerin Fräulein v. Fink. Man hatte mich vorbereitet, ich war also nicht erstaunt, sie in Hosen zu Tische kommen zu sehen. Sie hat in Paris studiert, ich möchte gern ihre Arbeiten sehen.

Leben! Leben! Leüen!

* * *

Bin ich nicht ein Mägdelein,
Wandelnd hin durch Frühlingswiesen,
Bin ich nicht ein Mägdelein,
Die das Glück hat auserkiesen?
Freu' mich, daß die Blumen blühn,
Daß die weißen Wolken ziehn,
Bin so durch und durch zufrieden,
Scheint mir Gutes nur beschieden,
Weiß ich, komm ich um die Ecke,
Liegt das Glück mir in der Hecke.

* * *

Worpswede, August 1897.

Ihr Lieben!

Ich bin glücklich, glücklich, glücklich. Nur ein paar Zeilen, Euch dies zu melden, denn es schlägt zehn Uhr. Früher konnte ich mich draußen nicht vom Monde trennen. Gestern und heute malten wir in Südwede an einem ganz blauen Kanal.

Am Abend stakten uns die drei Vogelerbrüder auf der Hamme. In der Dämmerung leuchteten die saftigen Hammewiesen. Dann zogen von Zeit zu Zeit diese ernsten, schwarzen Segel mit ihrem unbeweglichen Steuermann vorüber.

Dann kam ganz leise der Mond. Ich dachte an Euch und dann wieder gar nichts, sondern fühlte bloß.

Ganz Worpswede schlummert schon. Nur auf der gegenüberliegenden Kegelbahn poltern noch einige unruhige Geister. Die Nacht ist wundervoll sternklar.

Heute habe ich mein erstes Pleinairporträt in der Lehmkuhle gemalt. Ein kleines, blondes, blauäugiges Dingelchen.

Es stand zu schön auf dem gelben Sand. Es war ein Leuchten und Flimmern. Mir hüpfte das Herz! Menschenmalen geht doch schöner als eine Landschaft.

Merkt Ihr's, daß ich nach langem, fleißigem Tage todmüde bin? Aber innerlich so friedlich, fröhlich!

* * *

Mutter, der Fouragezuwachs war himmlisch.

„Und der leere Kasten schwoll.“

Jetzt haben wir genug bis ans Ende unsrer Tage!

Und wie verbrachte ich meinen Sonntag? Morgens Modellmalen nach meinem lieben Blondköpfchen Anni Brotmann in der Lehmkuhle. Hernach Treffen mit den Vettern und gemeinsame Wanderung mit reicher Beute von Brombeeren und Motiven.

Ein Abendgang durchs Dorf. Bei Welzel ist Tanzmusik. Wir blicken hinein. Großer Abtanz der Tanzstundenkinder, reizend anzusehn in weißen Kleidern.

Der Tanzlehrer, eine urgelungene Fuchsphysiognomie, eröffnet zierlich gespreizt den Reigen.

Wir wandern weiter. Von neuem treffen kräftige Paukentöne unser Ohr. Wir gucken zur Tür hinein: es ist Bauernhochzeit. Die Braut duselt unter ihrem Kranz ungefähr ein. Er gähnt. Auf der andern Seite des Saales Bauernquadrille. Im Hintergrunde die fürchterliche Blasmusik, rechts die Ruhköpfe.

Beim nächsten Walzer mache ich mit dem Brautvater die Runde. Er brüllt mir beseligt in die Ohren: „Wir beede könnens fein!“ Ich nicke nur zu ihm oben hinauf.

Hinterher hat man uns ausgelacht, daß wir dort getanzt haben. Das Brautpaar sei ein bischen dösig. Sie hätten vorigen Winter im Armenhaus gesessen und kämen nächsten Winter auch wieder hinein.

Dann machten wir noch einen Abendbesuch bei meinen Modellkindern in der Hütte uns gegenüber. Es sind ganz arme Leute, aber heute wohnte das Glück in aller Augen. Der älteste achtzehnjährige Sohn war von einer Seereise nach Hause gekommen. Ein fixer, aufgeweckter Blondling. Der erzählte der staunenden Familie von fremden Zonen und Menschen. Alle die blonden blauäugigen Geschwister scharten sich dicht um ihn.

* * *

— — — Wieder ist es Nacht, eine schöne, stille, feierliche. Ich habe wieder einen Göttertag hinter mir.

Am Morgen malte ich einen alten Mann aus dem Armenhaus. Es ging fein. Er saß wie ein Stock mit dem grauen Himmel als Hintergrund. Das Mittagessen an unserm Weibertisch wird mit großem Appetit eingenommen.

Die Hosendamen, es hat sich noch eine zweite hinzugesellt, bewiesen ihre Männlichkeit durch jungenshaften Heißhunger. Es macht mir großen Spaß, diese Individuen innerlich und äußerlich zu betrachten. Ich glaube, sie bilden sich wirklich ein, sie seien

nicht eitel und gäben nichts auf Äußerlichkeit. Und doch sind sie auf ihre Hosen so stolz wie unsereins auf ein neues Kleid. Ich muß mit dem alten Weisen sagen: Es ist alles eitel. Ich sonne mich in der Welt und Eurer Liebe!

Euer Kind.

* * *

Ich zeichne jetzt den alten von Bredow aus dem Worpsweder Armenhause. Der hat ein Leben hinter sich! Er hat studiert, ist an den Trunk geraten, war Totengräber in Hamburg während der Cholera, dann wieder sechs Jahre Seefahrer, hat überhaupt wohl doll gelebt.

Jetzt führt er die Kuh vom Armenhause auf die Weide und schafft sich dadurch eine Lebensaufgabe. Sein Bruder wollte ihn vor Jahren in die ordentliche gesetzte Welt bringen. Der Alte hat aber seine Kuh und sein Träumen so lieb gewonnen, davon läßt er gar nicht mehr.

Er erfreut sich auch eines gewissen Ansehens im Armenhause, gilt als eine Art heimlicher Millionär. Die alten Weiblein vertrauen mir heimlich mit scheuer Ehrfurcht: „O Fräulein, de is reich!!! De hett hu—u—u—nnert Mark!!!

* * *

Neulich habe ich Vogelers Martha besucht. Die ist auf allen seinen Bildern, er zeichnete sie schon, als sie noch zur Schule ging. Jetzt stickt sie mit ihren schönen, schlanken Händen Wandschirme und Mappen für ihn und lebt sich tief hinein in den Geist seiner Kunst.

Sie sitzt tagelang in seinem Atelier und er zeichnet sie unaufhörlich oder er sitzt still neben ihr in der Wohnstube ihrer Mutter und zeichnet sie. Jetzt geht sie auf die Kunstgewerbeschule nach Berlin und was dann wird? Er hat sein Haus vergrößern lassen. Für mich ist das Verhältnis zu zart und zu träumerisch, als daß es so einen Allerweltsschluß haben sollte.

* * *

Morgens zeichne ich eine junge Frau aus dem Rusch. Die hat vier Wochen gesessen, weil sie und ihr Mann ihr uneheliches Kind schlecht behandelt haben. Eine strotzende Blondine, ein Prachtstück der Natur. Sie hat einen leuchtenden Hals in der Form der Venus von Milo. Sie ist sehr sinnlich. Aber muß natürliche Sinnlichkeit nicht mit dieser zeugenden, strotzenden Kraft Hand in Hand gehen. Diese Frau mit den vollen Brüsten scheint ein Bild der großen Mutter Natur zu sein. Auch fühle ich, Sinnlichkeit bis in die Fingerspitzen, gepaart mit Keuschheit, ist das einzige Wahre, Rechte für den Künstler.

* * *

Heute kam meine Blondine wieder, diesmal mit dem Jungen an der Brust. Die mußte als Mutter gezeichnet werden, das ist ihr einziger wahrer Zweck. Köstlich dies Leuchten der weißen Brüste in der brennend roten Jacke. Das Ganze hat etwas Großes in Form und Farbe.

* * *

Hier in der Einsamkeit reduziert der Mensch sich auf sich selber.

Es ist ein sonderliches Gefühl, wie all das Bunte, Anerzogene, Geschauspielerte, was ich besaß, wegfällt und eine vibrierende Einfachheit entsteht.

Ich arbeite an mir. Ich arbeite mich um, halb wissentlich, halb unbewußt. Ich werde anders. Ob besser? Jedenfalls vorgeschrittener, zielbewußter, selbständiger.

Ich habe jetzt eine gute Zeit, fühle eine feine, junge Kraft in mir, die mich jauchzen und jubeln macht.

Ich arbeite fleißig, ermüde nicht und habe abends noch einen klaren Kopf, der etwas auffassen kann. Ich bin jetzt stolz und doch bescheidener als je, wenig eitel, da wenig Zuschauer vorhanden sind. Das Leben ist mir gleich einem kräftigen, knusprigen Apfel, in welchen die jungen Zähne mit Vergnügen beißen, sich ihrer Kraft bewußt und ihrer froh.

Mackensen sagt: Die Kraft ist das Allerschönste; am Anfang war die Kraft.

Ich denke und erkenne es auch und doch wird in meiner Kunst die Kraft nicht Leitton sein. In mir fühle ich es wie ein leises Gewebe, ein Vibrieren, ein Flügelschlagen, ein zitterndes Ausruhen, ein Atemanhalten. Wenn ich einst malen kann, werde ich das malen.

* * *

Schnee und Mondgeschimmer.
Schlanke Bäume schreiben
Zitternd, ahnend, suchend
Hin das Abbild ihrer Seele
Auf das weiße Winterlaken,
Legen fromm ihr holdes Wesen
Nieder auf den keuschen Boden.
Wann kommt mir der Tag,
Daß in Demut einen Schatten
Hin auf reinen, keuschen Boden
Ich kann werfen,
Einen Schatten meiner Seele.

* * *



Carl Vinnen war auf zwei Tage in Worpswede. Er ist Künstler mit Leib und Seele und ein wertvoller Mensch. In Bremen hat er eben eine Reihe Bilder ausgestellt, große, schöne Sachen, entstanden aus inniger Liebe zur Natur. Und doch fühlt man heraus: der Mensch steht über den Dingen, das gibt ihm diese große, einfache Anschauung.

Vinnen gab gestern ein Fest im Atelier von Otto Modersohn. Es war mein hübschester Abend hier draußen unter den Künstlern. Überall den Blick auf Modersohnsche Birken und Kanäle ruhen zu lassen, das ließ ich mir gefallen. Zudem war der Raum so fein gemütlich. Schummerbeleuchtung mit Papierlaternen. Zwei gedeckte Tische, einen für die Erwachsenen und einen Kindertisch. An letzterem Clara Westhoff und ich, Heinrich Vogeler, Mackensens jüngerer Bruder und Alfred Heymel. Ich habe gerade Heymels Gedichte gelesen, die ich als solche nicht so hoch schätze, als daß mir der Geist gefällt, der aus ihnen spricht, die junge Kraft, die sich selbst spürt und beweisen möchte.

Jetzt gibt er mit seinem Vetter Rudolf Alexander Schröder eine neue Zeitschrift heraus: Die Insel, und sitzt in München zwischen unsern feinsten, modernsten Künstlern, die seine Mitarbeiter sind.

Nach Tische nahm Vogeler seine Guitarre und sang. Dann wurden die Tische beiseite geschoben und wir tanzten.

Heymel hatte eine Idee vom Tanz, dachte sich Ringelreihen aus, daß ich nie genug hatte. Dazu das weibliche Gefühl, daß mein neues grünes Sammetkleid mir gut stand und daß sich einige an mir freuten.

Heute früh besuchte mich Vinnen und schaute sich meine Sachen an. Daß solch ein Künstler mich ernst nimmt, ist mir eine Riesenfreude. Er lobte das Malerische, Tonige und war mit vielem zufrieden.

* * *

Im Dezember 1899 die erste Ausstellung meiner Bilder in der Bremer Kunsthalle.

Arthur Fitger donnert alles in Grund und Boden.

(Fortsetzung folgt.)

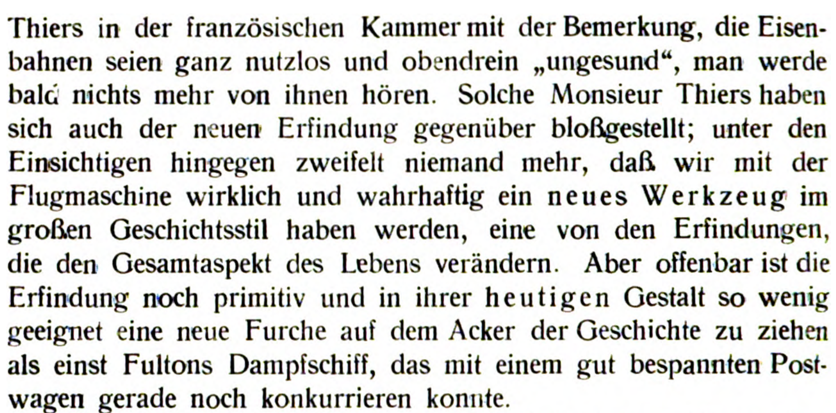
Dr. E. Benedikt: Ein Jahrzehnt in der Aviatik.

Als zu Anfang des Jahrhunderts die Gebrüder Wright die ersten dürftigen Flugversuche machten und der unglückliche Lilienthal seit den Zeiten des Ikarus als erster Pionier fiel, da schien es sich um eine interessante und gefährliche Spielerei zu handeln, besten Falles schien die Möglichkeit eines neuen Sports zu winken. Aber mit einer viel schnellern Entwicklung als seinerzeit das Fahrrad und das Automobil hatten, ist es vorwärts gegangen. Aus den Schranken des Aerodroms heraus flog die Flugmaschine von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt, von Land zu Land, schließlich über Gebirge und Meere. Nach nur zehn Jahren ist man heute schon so weit, daß wenigstens in einigen Beziehungen schon erreicht ist, was praktisch wünschenswert und verwendbar ist.

Angesichts einer so außerordentlich schnellen Entwicklung kann man es verstehen, wenn der Vater der neuen Kunst des Fliegens, Orville Wright, in die Worte ausbricht: „Als ich vor zehn Jahren die ersten Versuche in dem abgelegenen Dayton unternahm, dachte ich nicht von ferne an eine so schnelle Entwicklung. Gegenwärtig ist das Fliegen schon sicherer als das Automobilfahren, denn was wollen doch die paar Dutzend Opfer bedeuten gegen die Tausende und Tausende, die jährlich beim Autofahren verunglücken! Das Fliegen hat aber auch eine enorme kommerzielle Zukunft. Denn der Transport durch die Luft wird sehr viel billiger zu stehen kommen als der auf ebener Erde, und wird sogar sicherer sein. In kurzer Zeit wird man Maschinen haben, die bei einer Schnelligkeit von hundert Kilometern ein Dutzend Personen transportieren. Die Zeit wird kommen, da jedermann seine Flugmaschine haben und diese Automobil und Eisenbahn ausgestochen haben wird.“

* * *

Orville Wrights Prophezeiung wird vielleicht einmal in Erfüllung gehen. Aber offenbar sind wir noch weit entfernt von diesem Punkte der Entwicklung. Zwar die Skeptiker, die in der Erfindung nur eine Spielerei oder höchstens einen neuen Sport sahen, dürften heute eine verschwindende Minderheit sein. Sie sind schon durch die offenbare militärische Bedeutung der neuen Kunst widerlegt. Noch unter Louis Philippe, ein Jahrzehnt nachdem der greise Goethe, der die neue Erfindung der Eisenbahnen noch erlebte, Eckermann gegenüber den merkwürdigen Ausspruch getan, die Erfindung werde im Verein mit den andern gesteigerten Verkehrsgelegenheiten den Zusammenschluß Deutschlands zu einem Staatenbund herbeiführen, blamierte sich Monsieur



Thiers in der französischen Kammer mit der Bemerkung, die Eisenbahnen seien ganz nutzlos und obendrein „ungesund“, man werde bald nichts mehr von ihnen hören. Solche Monsieur Thiers haben sich auch der neuen Erfindung gegenüber bloßgestellt; unter den Einsichtigen hingegen zweifelt niemand mehr, daß wir mit der Flugmaschine wirklich und wahrhaftig ein neues Werkzeug im großen Geschichtsstil haben werden, eine von den Erfindungen, die den Gesamtaspekt des Lebens verändern. Aber offenbar ist die Erfindung noch primitiv und in ihrer heutigen Gestalt so wenig geeignet eine neue Furche auf dem Acker der Geschichte zu ziehen als einst Fultons Dampfschiff, das mit einem gut bespannten Postwagen gerade noch konkurrieren konnte.

Vor allem müßte eine viel größere Sicherheit erzielt werden. Daß das Fliegen heute schon sicherer sei als das Automobilfahren dürfte schwerlich statistisch nachzuweisen sein. Immerhin ist richtig, daß die Zahl der Unglücksfälle bei weitem nicht so hoch ist wie man nach den Berichten der Presse allgemein glaubt. Die Art der Berichterstattung, die sensationelle Behandlung der Fälle bringt es mit sich, daß der Eindruck besteht, es sei eine Tollkühnheit überhaupt zu fliegen. Aber die Sicherheit ist viel größer als allgemein angenommen wird. Es sind im Jahr 1911 insgesamt 36 Menschen beim Flugsport ums Leben gekommen, und diese Ziffer war nicht halb so groß wie die der Opfer, welche alljährlich der Bergsport fordert, hinter dem keine große Kulturhoffnung als weihendes, versöhnendes Moment steht. Und dabei ist zu bedenken, daß die Vorführungen vielfach in Akrobatie ausgeartet sind; um das Interesse wach zu halten, müssen sich die Aviatiker in tollen Wagnissen überbieten.

Was die neue Kunst für unser Gefühl vorläufig noch etwas unheimlich macht, ist weniger die tatsächliche Gefahr, die bei richtiger Überlegung sehr zusammenschrumpft, als die Rätselhaftigkeit der meisten Unglücksfälle. Der Mensch ist nun einmal ein solches Ursachentier, daß er über schlimme Dinge schon halb getröstet ist, wenn er nur hinsichtlich des Warum klar sieht. Es ist ein Schiff in den Grund gefahren. Nun, es hat eben ein Leck bekommen durch Auffahren an einen Eisberg. Damit ist der Fall erledigt und man besteigt das nächste Schiff, ohne viel an das verunglückte zu denken. Hingegen, wenn eine Flugmaschine abstürzt, so bringen es in der Regel die berufensten Fachleute nicht zu einer Übereinstimmung in der Erklärung. Allein das liebe Leben einem Apparat anzuvertrauen, der „seine Tücken hat“, einer Maschine, in der man drin sitzt wie in einer Mausefalle, das geht gegen allen gesunden menschlichen Instinkt.

Ferner ist beim heutigen Stand der Dinge noch viel zu viel auf die Kunst und Besonnenheit des Piloten abgestellt, als daß daran zu denken wäre, die Flugmaschine zu einem allgemeinen Verkehrsmittel zu machen. Der Italiener Leonino di Zara, der seit Jahr und Tag auf seinem eigenen großen Operationsfeld bei Padua fast täglich Übungen macht, berichtet über ein kleines Erlebnis beim Abfliegen wie folgt: „Man sinkt beim sog. vol plane sehr schnell, man stellt sogar den Motor still, um die Schnelligkeit nicht allzusehr zu vergrößern. Bei schiefgestellter Maschine fährt man in schiefer Richtung bis nahe an den Erdboden; in einigen Metern Entfernung muß man dann schnell die Maschine horizontal stellen, denn würde man schief zur Erde fahren, so würde Zerschmetterung eintreten. Ich übte mich nun eines Tages im Abfliegen, flog sogar mit angezündetem Motor, um Versuche zu machen wie man im engsten Raume landen könne. Nun, als ich in der Entfernung von etwa zehn Metern von der Erde auf den Äquilibrator drückte, versagte er mit einem Male. Es war dies einer von den peinlichen Augenblicken, wo der Mensch in einer Sekunde sein ganzes Leben nochmals durchlebt. Ich hatte die Vorempfindung der Katastrophe und in meinen Adern kreisten die Schauer des Todes. Aber ich nahm mich zusammen, drückte mit verstärkter Kraft nochmals und . . . . . . die Maschine richtete sich auf. Ah, es war wirklich eine starke Emotion!“ Und der junge Mann verstummte einen Augenblick, tief Atem holend, um dann zu schließen: „Es ist Ruhe nötig, kaltes Blut, vollständige Beherrschung der Nerven. Ohne diese Eigenschaften wäre es eine Narrheit, fliegen zu wollen.“ So ein anerkannter Meister, der übrigens auch wie Wright überzeugt ist, daß die neue Kunst über kurz oder lang „jeden Anschein von Sport verlieren“ und ins praktische Leben eintreten werde.

Ein besonderer Übelstand ist noch, daß der angehende Aviatiker nicht die Vorteile genieß, die dem angehenden Automobilfahrer sein Handwerk erleichtern. Dieser übt sich erst auf ebener Straße bei geringer Schnelligkeit, um allmählich zu schwierigeren Aufgaben überzugehen. Der Flieger hingegen muß gleich die ganze Summe von Risiko übernehmen, die das Luftmeer bietet. Und das Luftmeer scheint, wie das andere, seine besonderen Tücken zu haben, die eben auch nur durch lange Erfahrung und viele Opfer gekannt und von den Menschen gebändigt werden können. Ist es doch mit der Beherrschung des Ozeans nicht anders gegangen. Dem antiken Menschen war das Meer, das er ohne Kompaß und die modernen Schutzvorrichtungen befahren mußte, fürchterlich. „Verräterisch“ und „treulos“ sind bei den antiken

Dichtern die beliebtesten Adjektive zur Charakterisierung des Meeres, das uns modernen Menschen lieb und vertraut geworden ist, weil der Mensch es durch Geist erobert hat und durch Erfahrung meistert. So wird uns wohl auch einmal das Luftmeer, das „mare infidum" des modernen Menschen, lieb und vertraut werden.

* * *

Es müssen wesentliche, fundamentale Verbesserungen kommen, wenn die Flugmaschine ein allgemeines Verkehrsmittel mit der Zeit werden soll. Übersieht man die heutigen Apparate bloß mit dem von keinen technischen Kenntnissen beschwerten simplen Menschenverstand, was eine gute Augenprobe immer ist, so fällt ihre Unfertigkeit, Vorläufigkeit in die Augen. Oder sollte es nicht eine sehr vorläufige Lösung des Problems sein, wenn beispielsweise bei dem beliebten Eindecker der Pilot und der schwere Motor so hoch placiert sind, daß der Schwergewichtspunkt des Ganzen über den Flügeln liegt, so daß die Maschine gar kein stabiles Gleichgewicht hat? Auf dem Eindecker fährt der Aviatiker durch das Luftmeer ungefähr wie weiland die Galathea auf der Meeresmuschel stehend über die Wogen fuhr! Aber das ist eine Attitüde für Götter, solche freie Kühnheit ist sterblichen Menschen nicht erlaubt. Der Schwergewichtspunkt müßte sehr viel tiefer zu liegen kommen und der ganze Apparat müßte so arrangiert werden, daß er beim Fallen der Fallschirm seiner selbst würde.

Geradezu lächerlich ist es sodann, daß bei vielen Apparaten der Chauffeur so placiert ist, daß er zwar die Sonne oder auch die Sterne mit Muße betrachten kann, hingegen nicht bequem neben und unter sich sehen kann, so daß er in Gefahr ist Hindernisse anzufliegen, am Ende gar einen Kollegen und mit ihm zusammen zu stürzen, wie dies bei einem Wettfliegen in Mailand vorgekommen ist. Ebenfalls lächerlich ist, wie bei vielen Apparaten der Flieger wie in einem Käfig eingesperrt ist, umgeben von Drähten und Latten, so daß er beim Landen nicht bequem bei Seite springen kann und im Falle eines Unglücks in Gefahr ist vom Motor erdrückt zu werden. Oder daß die Luftschraube sich bei der geringsten Störung in diese Drähte verfängt und so die Katastrophe herbeigezogen wird. Dann gar die Placierung bei den Maschinen mit mehreren Personen! Unlängst berichteten die Blätter, es sei einer aufgeflogen mit vier Personen; davon mußten sich zwei platt wagerecht hinlegen und durften auf den Erdboden gucken, einer mußte dem Flieger im Rücken stehen und sich an ihm festhalten. Das alles ist primitiv und komisch auch für das technische Laiengemüt.

Ferner fällt dem simplen Menschenverstand das Mißverhältnis zwischen dem zarten, luftigen Apparat und den Kraftmotoreh mit ihren riesigen Pferdestärken auf. Einer der ersten Virtuosen der neuen Kunst, Farman, hat sich darüber geäußert: „Die Schnelligkeit tötet uns. Es sind die großen Motoren, auf so gebrechliche Dinger gesetzt, die die meisten Unglücksfälle herbeiziehen. Und man will auf diesem Wege noch weiter gehen! Das würde und müßte die Aviatik diskreditieren.“ Für die Zukunft sei die Sicherheit alles, die Schnelligkeit zweiten Ranges; diese werde mit der Zeit von selber kommen. Ich denke, daß man sie schon hat! Eine italienische Zeitschrift hat ausgerechnet, daß beispielsweise von Rom aus jeder italienische Ort in sieben Stunden schon jetzt erreicht werden kann. Von Rom nach Turin könnte man in fünf Stunden gelangen, nach Neapel würde es nicht einmal eine Stunde brauchen, während die schnellsten Bahnzüge vier Stunden nötig haben. Für den praktischen Verkehr würden solche Schnelligkeiten genügen.

Sodann war, wenigstens bis auf die letzte Zeit und in Frankreich, die Ausführung der Apparate vielfach leichtsinnig, so daß eine Autorität wie Savorgnan de Braza in einer Studie über die Unglücksfälle der letzten Jahre zu dem Schluß kam, daß die Hälfte der Unglücksfälle auf schlechte Konstruktion zurückzuführen sei. Die Sache muß schlimm gestanden haben, wenn die Luftschifferbrigade des italienischen Heeres bei einer von der berühmten Fabrik Farman hergestellten Maschine ohne weiteres alle verbindenden Drähte und Seile ausbrechen und durch neue ersetzen ließ. Man verwendet noch vielfach Holz, wo Metall angezeigt wäre, Drähte, wo Drahtseile nötig wären etc.

Überhaupt war die bisherige Entwicklung vom Standpunkt der Verbesserung der Maschinen nicht vorteilhaft. Die Aviatiker ließen sich einseitig leiten von der Ruhmsucht und Gewinnsucht. Nach einer Statistik des französischen Aeroklubs wurden im Jahre 1911 4 750 000 Fr. Preise gewonnen, wovon ein Paulhan allein 350 000 Fr. erhielt. Seither ist freilich das Fieber zurückgegangen, weil das Interesse an den bloßen Sportflügen immer mehr zurückgeht. Aber bis dahin haben doch die Maschinenbauer das Hauptaugenmerk auf immer größere Schnelligkeit und längere Flugdauer gelegt statt auf die Sicherheit. Und man kann ihnen kaum einen Vorwurf daraus machen, denn sie erfüllen einfach die Wünsche ihrer Kunden, der Aviatiker. Besser wird es erst jetzt werden, wo die praktische Nützlichkeit der Flugmaschinen vom militärischen Standpunkt erwiesen ist und damit die ganze Sache in die rechten Hände kommt.

Jedenfalls sind die jetzigen Eindecker und Zweidecker nicht das letzte Wort der Entwicklung. Man wird sie schon in einem Jahrzehnt vielleicht mit der Rührung und dem Spott betrachten, mit dem wir in alten Gartenlauben die erste Eisenbahn und das erste Dampfschiff ansehen. Auch angenommen, daß man bereits prinzipiell auf dem rechten Wege sei, ist eine ungeheure Arbeit nötig das Prinzip in alle Verzweigungen auszubauen, eine Arbeit, die nur in unserer Zeit so recht gründlich gemacht werden kann, wo für eine die Allgemeinheit interessierende Aufgabe die besten Köpfe der Kulturwelt zusammenarbeiten können. Allein in den Vereinigten Staaten sind viele tausend Patente für die Flugmaschine gelöst, die alle angebliche oder wirkliche Verbesserungen beschlagen! Auf diesem Wege wird es rasch vorwärts gehen.

* * *

Alles wirklich Produktive, Neue, zieht Kreise nach allen Seiten, hat unabsehbare Folgen. So auch die neue Errungenschaft des Menschengeschlechts, die Eroberung des Luftreiches. Schon heute erstrecken sich diese Folgen weit in das Gebiet des praktischen Lebens hinein. Die Militärs sind zur Stellungnahme gezwungen, ebenso die Juristen, und bald werden es die Volkswirtschafter sein. Über kurz oder lang wird fast jedermann direkt oder indirekt ein Verhältnis zu der neuen Erfindung haben.

Nur flüchtig sei darauf hingewiesen, wie sehr schon jetzt die Rechtswissenschaft engagiert ist. Es finden Kongresse über Kongresse statt, nationale und internationale, zur Regelung des Luftrechtes. Eigentlich müßten die Juristen jetzt endlich einmal die seit dem ältesten juristischen Gedenken pendente Frage lösen, wem eigentlich der Raum über einem Grundstück gehöre .... Denn dies ist offenbar Fundament einer grundsätzlichen Lösung überhaupt. Das römische Recht ging, entsprechend seinem krassen Eigentumsbegriff, hier sehr weit, sogar so weit als möglich, es vindizierte dem Eigentümer eines Grundstückes das Eigentumsrecht „a coelo usque ad inferos". Aber darüber sind wir längst hinaus. Die Besitzer von Minen z. B. haben ohne weiteres das Recht, auch unter dem fremden Grundstück zu bohren; aus Gründen öffentlichen Nutzens muß Drahtleitungen über dem Boden Durchlaß gewährt werden etc. etc. Nach römischem Recht hingegen hätte der Besitzer auch das Recht das Überfliegen seines Grundstückes zu verbieten. Das hat natürlich der Staat an sich gezogen, der sich ja überhaupt jenseits von Gut und Böse des Individuums längst behaglich eingerichtet hat. Der Privatmann kann das Überfliegen seines Grundstückes so wenig hindern, wie das Passieren Herzischer

Wellen über seinem Acker. Aber der Staat verlangt die Jurisdiktion, ja die strenge Herrschaft über den Luftraum. Wie weit soll aber diese Jurisdiktion gehen? Auf dem Meere geht sie so weit wie ein Kanonenschuß reicht, was wirklich eine symbolische Bedeutung hat: das Recht geht so weit, als die Macht reicht! Aber in der Luftschicht? Soll man dem unten liegenden Staat zum Gehorsam verpflichtet sein usque ad coelum! Darüber werden die Juristen streiten und natürlich alles unerledigt lassen.

Hingegen müssen wenigstens die drängendsten Fragen des praktischen Lebens irgendeine Erledigung in der Gesetzgebung und in der Rechtswissenschaft finden. Inwieweit ist der Konstrukteur verantwortlich für nachlässig gebaute Maschinen und daraus fließendes Unglück, der Flieger für angerichteten Schaden? Und sollen diese Fragen national oder international geregelt werden? Vorläufig wird das alles noch „von Fall zu Fall" erledigt, der „Zustand" ist noch nicht da, dem die Rechtswissenschaft „beschreibend" zu folgen hätte. Dringender ist das Militärrecht! Die Notwendigkeit fester internationaler Abmachungen für den Gebrauch der neuen Erfindung als Waffe im Krieg springt in die Augen. Im österreichischen Parlament hat ein Abgeordneter jüngst beantragt, es sei das Werfen von Explosivstoffen aus der Luft überhaupt zu verbieten. Darauf würden die Italiener jedenfalls nicht eingehen. Gar die Franzosen! Ein französischer Offizier hat unlängst den Bürgermut gefunden, dem jetzigen nicht unbedenklichen Flugmaschinen-Taumel mit der Erinnerung entgegenzutreten, daß man ähnliches auch schon erlebt habe, daß 1870 die Mitrailleusen und Chassepots nach Berlin hätten führen sollen, und zwanzig Jahre später die Torpedos den sicheren Sieg im Seekrieg verbürgen sollten, während man jetzt deren 360 in den französischen Häfen habe, „die im Kriegsfall an einer Entscheidungsschlacht nicht teilnehmen könnten". Die Franzosen würden offenbar auf keine Einschränkung im Gebrauch einer Erfindung eingehen, von denen sie sich versprechen, was sie sich 1870 von den Mitrailleusen verbürgen ließen ... Im deutsch-französischen Krieg, beiläufig bemerkt, hatte man schon eine internationale Aviatikerfrage. Als nämlich die Ballons aus Paris aufflogen erhob sich die Frage, ob die Luftschiffer als Soldaten oder als Spione anzusehen seien. Trotz Bismarcks Widerspruch wurde das erstere angenommen.

Für den praktischen Transport von Waren und für den Transport von Touristen ist es bis jetzt zu keiner wesentlichen Verwendung gekommen. Ein Versuch, eine Luftpost in England einzurichten, wurde schnell wieder aufgegeben. Auch von dem Plan der französischen Regierung, schwierige Punkte in der Sahara

und in Madagaskar durch Aviatik zu verbinden, ist es wieder still geworden. Das liegt an der Unvollkommenheit und dem teuren Preis der Maschinen. Aber berufene Fachmänner verkünden uns, daß wir binnen einem Jahrfünft Maschinen von 2000 bis 5000 Mark haben werden, die sogar sicherer sein werden als die jetzigen, weil sie nicht auf das Dahinrasen durch die Lüfte berechnet sein werden, sondern auf wirklichen Menschen- und Warenverkehr mit leichteren Motoren. Sollte es so kommen und noch gar eine Erfindung gemacht werden, welche die Stabilität verbürgen würde, so wäre alsdann ein ganz rapider Aufschwung, eine schnelle Ausbreitung für den Menschen- und Warenverkehr sicher. Denn es ist eben doch prinzipiell richtig, was Orville Wright sagt: ein solcher Verkehr müßte schneller und namentlich billiger sein als der auf ebener Erde! Denn die Flugmaschine braucht — abgesehen vom Tagelohn für den Piloten — nur das bischen Benzin und fährt viel schneller als Wagen, Automobil, Velo und selbst Eisenbahn. Auch die Abnutzung müßte, verhältnismäßig wenigstens, nicht größer sein. Luftkutschen, die zehn Personen transportieren können, sind seit Jahr und Tag gebaut und werden immer wieder verbessert.

Es wäre aber für die allgemeine Volkswirtschaft ein Novum von unberechenbarer Bedeutung, wenn zehn Zentner Waren wesentlich schneller und billiger transportiert werden könnten! Ich nehme ein Beispiel. Man hat berechnet, daß der italienischen Volkswirtschaft jahraus jahrein etwa achtzig Millionen Lire verloren gehen, weil die in jedem kleinsten Dörfchen der endlos langen Küste emsig tätige Fischerbevölkerung das gewonnene Produkt nicht richtig verwerten kann, indem es an den im Norden — aber auch in Spanien — schon längst eingeführten Vorrichtungen der Kälteindustrie für Konservierung fehlt. Dann auch wegen Mangel an Verkehrsmitteln. Wenn man nun in einer halben Stunde vom Meeresufer nach Rom, in einer Stunde von Ancona nach Florenz zehn Zentner Fische mit einem einzigen Apparat transportieren könnte, und dann auch in alle die kleinen Städtchen des Landes hinein, so käme diese Fischerbevölkerung zu einem rechten Verdienst und das italienische Volk zu einer starken Verbilligung und zugleich Verbesserung der Ernährung. Aber auch dort, wo die Einrichtungen für die Konservierung musterhaft sind, sind sie doch nur ein Notbehelf. Durch das Einsalzen, Einpökeln, Einräuchern wird das zarte Fleisch doch geschädigt. Die Fische ganz frisch ins Land hineinschicken zu können wäre offenbar ein Vorteil, und es könnte der unermeßliche, noch kaum recht ausgenutzte Reichtum des Weltmeeres an bester, phosphorhaltiger Nahrung erst recht für alle

nutzbar gemacht werden. Dann die Südfrüchte! Wie sind sie doch meist ohne Frische, wenn sie im Norden zum Verkauf ausliegen! Die Orangen z. B. müssen unreif gebrochen werden für die Spedition nach dem Norden. Und mit den Trauben ist es nicht anders. Es kann die völlige Ausreifung nicht abgewartet werden.

* * *

Lassen wir einmal — immerhin in den Grenzen der Vernunft und kühler Überlegung — dem Aviatikeroptimismus ein wenig die Zügel schießen. Nehmen wir einmal an, daß die Männer vom Fach recht haben, die uns prophezeien, daß binnen einem Jahrfünft ganz billige Flugmaschinen zu haben sein werden, für 2000 bis 3000 Mark, Maschinen, die an sich schon sicherer wären als die jetzigen, weil sie auf das Dahinrasen durch den Luftraum verzichten und bloß das praktische Fliegen beabsichtigen. Statten wir diese Maschine auch gleich mit dem automatischen Stabilisator aus, der schon heute jeden Monat wenigstens einmal erfunden wird. Dann würde binnen einem oder zwei Jahrzehnten die Voraussagung Orville Wrights in Erfüllung gegangen sein, daß jedermann seine Flugmaschine habe, wie heute jedermann ein Velo hat. Denn die Konkurrenz würde die Preise aufs äußerste herabdrücken, wie beim Velo, und andrerseits wäre die Nützlichkeit viel größer, denn abgesehen von dem Umstand, daß man mit einer solchen Maschine sozusagen gratis immer die herrlichsten Vergnügungsreisen machen könnte, die heute jede Familie viel Geld kosten, so würde ein solches Verkehrsmittel Unzähligen, die heute in die teuren Stadtwohnungen eingepfercht sind, das Ausfliegen aus der Stadt und die Ansiedlung auf dem Lande erlauben. Nehmen wir dann ferner an, daß dieser Apparat mit der Zeit das roh Mechanische abstreife, daß mindestens die verwegene und bedenkliche Kraftfuhrwerkerei in den Lüften mit dem Benzin und der Explosionsmaschine dahingefallen sei, daß man den so lange gesuchten leichten elektrischen Akkumulator endlich doch noch gefunden habe, und also mit der Kraft statt mit dem Benzin in die Lüfte gehen könne. Oder, da Wünsche als Gedanken Zollfreiheit genießen, nehmen wir lieber kurz und gut gleich an, daß der Traum des Menschengeschlechts in Erfüllung gegangen sei, den schon Leonardo da Vinci zu verwirklichen suchte, und nach ihm in neuester Zeit der unglückliche Ingenieur Lilienthal, daß man also ohne Motor überhaupt fliegen könne, daß die Kraft der Arme und Beine, verbunden mit der Kraft des Windes, zum Fliegen genügen, wie beim Segelflug des Kondors eine bloße zweckmäßige „Einstellung" des Vogels auf die Luftbewegung genügt ihn fast ohne Flügelschlag stundenlang

schwebend zu erhalten. Man hat ja freilich wissenschaftlich berechnen zu können geglaubt, daß dies ein- für allemal unmöglich sei. Aber das streichen wir jetzt vorläufig aus. Für die wissenschaftlichen Menschen ist Irren so menschlich wie für die andern, und gerade hinsichtlich des Flugproblems haben sie sogar vom allgemeinen Menschenrecht des sich Blamierendürfens reichlich Gebrauch gemacht. Genug, daß Männer wie die Gebrüder Wright, die uns die erste brauchbare Flugmaschine geschenkt haben, uns noch in der letzten Zeit eine solche Flugmaschine ohne Motor positiv versprachen, ja in nahe Aussicht stellten. Es ist bekannt, daß die Gebrüder Wright letztes Jahr sich wieder auf die einsamen Felder von Dayton zurückgezogen hatten, wo sie in aller Heimlichkeit die erste Flugmaschine ausprobierten zu Anfang des Jahrhunderts, und daß sie dort Versuche machten mit einem Flugapparat ohne Motor und ohne Schraube. Nach ihren Erklärungen haben sie bereits einen solchen Apparat, der soviel vorläufig leistet, daß sie neun Minuten und fünfundvierzig Sekunden damit „ganz trefflich" haben fliegen können. Die „Times" und nach ihr andere Blätter, hat auch die Zeichnung des Apparats gebracht, der in Gegenwart vieler amerikanischer Journalisten probiert wurde bei einem so starken Wind, daß die Zuschauer sich niederlegen mußten, um besser beobachten zu können. Der Apparat erhob sich wie ein Adler und blieb mehrere Minuten ganz unbeweglich in der kolossalen Luftströmung, um dann ruhig niederzufliegen. Die Erfinder versicherten den von dem erstaunlichen Schauspiel begeisterten Journalisten, daß sie gute Hoffnung haben das Problem des Fliegens völlig lösen zu können mit einem nach ganz neuen Grundsätzen gebauten Apparat.

Es ist klar, daß bei einer solchen Entwicklung das Fliegen nahezu allen andern Sport rein aufzehren würde! Wer würde noch Lust haben radelnd oder automobilfahrend den Staub der Landstraße zu schlucken, wenn er wie ein antiker Gott durch die Lüfte sausen könnte! Oder wer würde seine Körperkräfte und seinen Spieltrieb verzetteln wollen in der Fußlümmelei des Football, in dem kindischen Golf oder Criquet und in den zwanzig andern nutzlosen, rein spielerischen Übungen des Tätigkeitstriebes, wenn eine Leibesübung da wäre, ja sich als soziale Notwendigkeit einem jeden aufdrängen würde, die alle Kräfte des Körpers, Muskelstärke, Gewandtheit der Arm- und Beinbewegung, Sicherheit des Auges und darüber hinaus die moralischen Potenzen, Mut, Willensstärke, Selbstbeherrschung, Entschlußfähigkeit in einer vernünftigen und zugleich höchst genußreichen Betätigung vereinigen könnte? Wer würde Lust haben, auf dem Turnplatz eine abstrakte Bauchwelle

zu schlagen, bloß weil die Schulmeister sich das so ausdachten und die Griechen auch geturnt haben, wenn er seinen Körper sinnvoll, nützlich und genußreich zugleich üben könnte? Oder den Montblanc hinaufpendeln, wenn man hinauffliegen kann! Nicht nur der subalterne Sport, sondern auch der größte Teil unseres Turnens würde ohne weiteres absorbiert. Es wäre geradezu ein neues und ideales Können des Menschen, das alle zu einem gemeinsamen Tun vereinigen und doch einem jeden die größte Freiheit, vom rein praktischen Dilettantismus bis zur höchsten Virtuosität, als ein wahres Göttergeschenk darbieten würde.

Es gibt einen ästhetischen Rausch der Leibesbetätigung, der Neger hat ihn, wenn er stundenlang dem Tanze sich hingibt, die Schwalbe stellt ihn dar, wenn sie des Abends „tollt" und sich im immer neuen entzückten Dahinschweben nicht genug tun kann. Dem modernen Menschen ist dies fast abhanden gekommen! Denn auch unser Tanzen, selbst wenn es durch die Musik gesteigert und in eine höhere Sphäre transponiert ist, gibt nur einen schwachen Abglanz! Denn unser Tanz steht nicht auf dem reinen Naturboden sondern ist, wie das Turnen, intellektuell zurechtgezirkelt. Und dann ist es gesellschaftlich und „sittlich". Das genügt! Sittlich statt dionysisch! Sapienti sat!

Doch genug der Zukunftsmusik! Die wenigen Jahre des neuen Jahrhunderts haben uns — neben anderm — dieses Erstaunlichste schon geschenkt: daß der Mensch fliegen kann. Was die Jahrtausende ersehnt, wir greifen es mit Händen. Es ist kaum zu fassen! Auch das Reich der Lüfte hat der Mensch schließlich erobert, auch dem Vogel hat er seine Kunst abgelistet und einen neuen, grandiosen Kommentar gestellt zu dem ewigen Ausspruch des Sophocles: „Vieles Mächtige lebt auf Erden, doch nichts ist mächtiger als der Mensch!" Es ist ein Anfang, dem Strampeln des Kindes vergleichbar bei den ersten Gehversuchen. Aber die prinzipielle Möglichkeit ist bewiesen durch die Tat, und das Ziel ist zu verführerisch schön, als daß der Mensch sich Ruhe geben könnte, bis die letzte Vollendung erreicht ist.



Otto Flake: Disharmonien.

1. Die kleine Engländerin.

Die Pariser Zeitungen bringen folgenden Bericht: „Ein junges Mädchen von 17 Jahren, blond, hübsch, ganz in einen großen, grauen Mantel eingehüllt, wurde gestern in der Rue de Constantinople angetroffen, wie sie heiße Tränen weinte. Aufs Kommissariat des Invalides geführt, weigerte sie sich, sowohl den Grund ihres Kummers als auch ihren Namen und ihre Adresse anzugeben. Die Kleider trugen die Marke eines englischen Magazins. Sie wurde auf die Permanence du dépôt gebracht, man stellt Nachforschungen an, wer sie sein kann.“

Obwohl ich die Notiz zur Seite legte, ließ sie mich kalt; denn wohin (erstens) käme man, wenn man sich bei Dingen aufhielte, die so alltäglich sind? Wie sentimental ist es (zweitens), mitleidig bei dem kleinen, wenn sicher auch schweren Herzenskummer eines Mädchens zu verweilen, wo niemand mehr dem anderen in der Großstadt Mitgefühl entgegenbringt und jeder mit sich selber genug zu tun hat? Wie unwichttg ist es (drittens), daß ein Mädchen bittere Tränen weint, weil es von einem eleganten Pariser Schwätzer verführt und sitzen gelassen worden ist — in einem halben Jahre wird sie sich getröstet haben und finden, daß das Erlebnis gar nicht so schlimm war, weil Erlebnisse, auch wenn man sie nicht alle zuletzt segnet, immer notwendig waren.

Und doch, eine Woche später passierte es mir, daß ich mitten in der Nacht aufwachte und an etwas dachte, dem ich gewiß keinen Gedanken während der ganzen Zeit geschenkt hatte, an die kleine arme Engländerin.

Es ist nicht das erste Mal, daß ich so aufwache und nachträglich dadurch, daß ich mir in der Dunkelheit der Nacht Rechenschaft über sie gebe, Versäumnisse gutmache, die die Hast des Tages verschuldet hat. Die Nacht ist die Wiederkehr des Ewigen und die Hemmnisse sind weggefallen. Auch gut sein ist ein Ewiges, und die Seele hilft sich selbst und stellt ein Gleichgewicht wieder her, wie die Natur sich selbst hilft und notwendigen Funktionen des Moralischen wieder zu ihrem Rechte verschafft. Aber was das Bedenkliche ist: warum ist man der Güte nur noch durch Rückschläge fähig? Warum bestimmt es einen nicht mehr immer, unaufhörlich? Warum ist man so, wie hier in dieser Weltstadt voller Vergangenheit und Vererbungen alle Menschen sind: gleichgültig, egoistisch, unbereitwillig?

Wenn ich in diesem Zwiespalt nicht schon bewandert wäre, hätte ich mich am nächsten Morgen mit der Überzeugung erhoben, diese kleine Erschütterung bedeute eine Wendung, einen Durchbruch ursprünglicher Natur, eine Mahnung: ich hätte mich in diese neue Herzensregung vertieft und sie vielleicht zu einem jener Ausgangspunkte gemacht, die die großen Bekehrungen, die großen Erlebnisse der Demut, der Hingabe, der Selbstentäußerung und der Religiosität einleiten. Ich sehe wohl den ungeheuren Weg, der hier gegangen werden könnte und in ferne Ebenen der Erkenntnis führt, aber ich schwanke keinen Augenblick, daß ich ihn nicht beschreiten werde, weil ich weiß, daß ich ihn wieder zurückgehen würde, denn auch er führt, statt in das Leben hinein, nur aus ihm fort, zum mindesten führt auch er nicht in den Mittelpunkt des Lebens.

Kein Weg, der je begangen ist und je begangen wird, führt in den Mittelpunkt des Lebens.

Alle führen nur in ein einzelnes Gebiet, wie man in der Großstadt nur in einem Viertel wohnen kann, und verlangen, daß man sich in ihm häuslich niederlasse. Ich weiß, dort in dem neuen Land würde ich Heimweh bekommen nach der Kühle, ja der Kälte, nach der Hartherzigkeit, mit der man mitten in dem rücksichtslosen Kampfe, der sich um einen abspielt, alle Gefühle, alles Leid und alle Freude der anderen betrachtet.

Keiner dieser beiden Standpunkte ist das Ganze, aber jeder ist die Ergänzung des anderen, und ist es Zerrissenheit, wenn man klar genug sieht, um keinen entbehren zu wollen? Doch ich weiß auch, dieser Wunsch, zwei Gegensätze zu umfassen, ist nur im Gedanken oder auf dem Papier Lösung und Ausweg. In der Wirklichkeit ensteht in der Tat etwas wie Zerrissenheit.

Wer hat die Formel, wie man aus Hingabe und Ablehnung, aus Liebe und Mißachtung eine organische Einheit gewinnen kann? Ich habe noch immer gefunden, daß die Menschen von Natur aus oder durch Entschluß sich dem einen Extrem zugewandt haben, daß selbst die Harmonischsten Perioden erlebt haben, in denen sie ihrer Auffassung müde und überdrüssig geworden waren, daß der Beste oder der Schlimmste vor ein Erlebnis gestellt worden ist, in dem er sich für das Extrem entscheiden mußte, daß die Kurve eines jeden Lebens noch immer ein Auf und Ab gewesen ist.

Die gepriesensten Auswege sind problematisch, die konsequentesten Naturen zersetzen sich. Flaubert war ein gütiger Mensch und haßte doch den Bürger, den er niederträchtig und schmutzig nannte; sein Ausweg, nur dem Gedanken zu leben und auf alle Betätigungen zu verzichten, ist eine Flucht, denn was wäre aus dem Verfasser von „Bouvard und Pécuchet", diesem Buche trostlosen Jammers über das Suchen und Wollen der Menschheit, geworden, wenn er in Paris und den Tagesereignissen hätte leben müssen? Er wäre zermalmt worden: das ist die Unfreiheit, die auch bei Flaubert wohl erschließbar ist. Und machte nicht Maupassant, der bittere, illusionslose Menschenverächter, eine Wandlung, die doch so unerfreulich ist und nicht einmal vergessen läßt, daß in ihm ein Gran zuviel eines brutalen, ja rohen Zynismus, einer Unfähigkeit gelten zu lassen, vorhanden gewesen war?

Ist nicht in jeder Liebesgeschichte, in jeder Lösung eines Verhältnisses, in jedem Auseinandergehen, in jeder Selbstbesinnung ein letzter Kern von Egoismus? Es ist Gemeinheit, Gewöhnlichkeit, eine niederziehende und für immer vergiftende Lebensgier und Materialität darin. Glauben wir doch nicht, daß die großen und verzweiflungsvollen Symbolisierungen, die die Menschheit für diesen Zwiespalt gefunden hat — religiöse Inbrunst und Selbstentäußerung einerseits, brutale Vergewaltigung der Menschenrechte durch Krieg, Sklaverei, Despotismus und Mißachtung jeder fremden Existenz andererseits — jemals überlebt sein könnten. Wir greifen nicht mehr so derb und deutlich auf sie zurück, weil wir eingesehen haben, daß auch sie versagen, aber die Disharmonie der Instinkte bleibt ewig bestehen.

Es ist schon so: über jede Aufklärung triumphiert zuletzt ein erkennender Skeptizismus.

2. Die Tote.

Als sie über die Brücke gingen, sahen sie unten am Ufer Menschen einen Kreis um einen Körper schließen, der auf dem gemauerten Bett der Seine lag.

Es war eine tote Frau, die man eben aus dem Wasser gezogen und auf den Bauch gelegt hatte. Der Rock, unter dem sie nichts mehr trug, war



schamlos bis zu den Hüften zurückgeschlagen. Das Wasser hatte die Beine aufgequollen, und sie war wie eine riesenhafte Statue, die man herabgenommen und umgelegt hat, sie war gigantisch und voll Majestät. Die Schenkel waren grün angelaufen, aber von da oben sah es nur wie eine Patina aus, die Patina des Todes.

Es dauerte lange Zeit, bis einer der Agenten kam, deren Amt es ist, eine Leiche in die Morgue schaffen zu lassen; er betrachtete sie mit derselben Gleichgültigkeit wie die Umstehenden, dann schob er mit seinem Stiefel den Rock über die Beine der Toten zurück.

Sie gingen nach Hause und wandten sich jeder dem zu, was seine Arbeit war. Keiner hatte ein Wort über die Tote gesagt, und so taten sie auch weiterhin, als dächten sie nicht an sie. Aber am Abend, nachdem sie sich schweigend lange gegenübergesessen hatten, kam es heraus, daß sie beide voll von ihr waren.

Sie waren ein junges Paar, das sich noch nicht lange gefunden hatte, und ihr Gefühl hatte noch nicht den Punkt der Sättigung erreicht. Sie waren sich noch neu, und die Liebe war vor allem dem Mädchen neu, das noch nichts von den Herzensgeschichten anderer wußte und nur fand, sein Gefühl sei unerschöpflich und groß. Und doch war es nun, weil sie fünf Minuten auf den Leichnam einer Frau hinabgeschaut hatte, nicht anders, als sei, durch ihre oder des Geliebten Schuld, der erste Atem eines jener Stürme über sie hinweggegangen, die die Herzen austrocknen und bewirken, daß zwei Menschen sich voneinander wie Bretter lösen, aus denen man die Nägel gezogen hat.

Sie war in einem jungen und glühenden, in einem mänadenhaften Dahinstürzen plötzlich angehalten worden, und dieses heftige Stehenbleiben erschütterte und machte elend. Sie sah, daß der Körper verwest, und sie, die sich in ihrer Liebe so tief als Körper fühlte, wurde von einem Ekel ergriffen.

Alles, was zur großen Materialität gehört, war schmutzig und niederziehend: Essen, Verdauen, Sichnähren, Säfte haben, und nun — nun gehörte auch Sichlieben dazu. Sie lehnte sich gegen ihren Körper auf, sie suchte sich von ihm freizumachen und sah, daß sie in ihn eingeschlossen war.

Nie hatte sie sich klar gemacht, warum sie für einen Augenblick gleichsam die Augen hatte schließen müssen, so oft sie sich hingab; nun ahnte sie, daß sie sich über einen Punkt hatte hinwegsetzen müssen, der ein Herabschreiten bedeutete, ein Herabschreiten zur Lust; sie ahnte, daß alle Lust eine Lüge enthält, weil man glaubt, sich um eines anderen willen zu überlassen, und sie doch um seiner selbst willen sucht.

Und seltsam mischte sich eine andere Empfindung hinein: ein Respekt vor der Toten und eine Billigung, daß sie den Tod gesucht hatte. Vielleicht war sie im Leben nur eine elende Kreatur voller Schwäche und Feigheit gewesen, aber daß sie dann zuletzt sich ausgelöscht, hob alles Schlimme auf. Nicht weil sie sich nicht mehr verteidigen konnte, gewann sie Achtung, sondern weil sie sich befreit hatte, indem sie — schien es dem Mädchen — jeden Widerstand gegen die Materialität aufgab, hinging und zu einer verwesenden und fürchterlichen Masse wurde. Aber wenn in den Tod gehen groß war, dann mußte auch am Ende alles Lebens Qual und Überdruß stehen?

Ein Grauen erfaßte sie, ihr Blick wandte sich der Ferne des eigenen Schicksals zu und wandte sich hilflos zurück zu dem, der ihr doch noch gegenübersaß, dem Geliebten. Und der bemerkte, daß etwas Feindseliges in ihre Augen kam, eine kalte und verzweifelte Prüfung.

Er stand auf und legte den Arm um sie. Die ganze Nacht hielt er sie im Arme und suchte sie fühlen zu lassen, was er fühlte — daß es vor den großen Mächten, die keine guten Götter, sondern finstere und alte Gottheiten der Materie sind, nur eine Rettung gibt: sich zusammentun und, zwei arme Kinder, einander mit einem demütigen Trotz in den Armen halten, nicht weiterschweifen, sondern ineinander ausruhen und sich helfen, ein Bruder und eine kleine Schwester.

3. Ein verlorenes Idyll.

Wenn der Abend sich auf die Stadt senkt und der Himmel unsichtbar wird, als schlösse er wie ein Laden zur Feierabendstunde seine Fenster, verlasse ich mein Zimmer und streife durch die Volksquartiere des Temple und der Bastille.

Eine Zeitlang verlockten mich die vornehmen Viertel hinter der Oper, aber sie sind nur elegant und langweilig. Das Leben zieht sich in ihnen schon hinter die Häuser zurück, in ihnen werde ich nicht mehr an die große Materialität des Daseins erinnert, nicht an die Arbeit und den Unterhalt, nicht an den harten Zwang des Tages.

In den Volksquartieren sind Haus neben Haus Läden. Die Läden sind eng, manchmal so eng, daß man sich nicht in ihnen umdrehen kann, denn sie sind nur ein Verschlag in einem Hausgang, ein abgezwungenes Winkelchen einer Straßenecke, in dem eine Frau, in ihren Schal vermummt, auf einem Schemelchen sitzt und den Kartoffeln die Augen aussticht, um sie in einem riechenden Fett zu braten und dann für einen Sous in einem Zeitungsfetzen an einen hungrigen Lehrbuben, einen rußigen Arbeiter zu verkaufen. Im Fleischerladen steht der Mann und hackt die Knochen auseinander, und sein Weib sitzt im Kontor und läßt prüfend die Geldstücke auf der Marmorplatte klingen. In den Bäckerläden stehen an allen vier Wänden ganz lange und ganz schmale Brote in Reih und Glied; in einer Garküche flammt ein mächtiges Feuer und sieben Hühner zischen an einem Spieß; in den Charcuterien ringeln sich Bratwürste wie gefleckte Schlangen auf einem runden Weidendeckel; in einer muffigen Bude steht ein alter Jude und bietet alles feil, was Menschen gebraucht haben; in einem Bücherverschlag verkauft ein Bursche Kolportagehefte, die schon durch zehn Hände gegangen sind.

Alle Läden gehen bis auf den Bürgersteig hinaus; der Fleischstücke, der Grünwaren, der getrockneten Fische, die aus Island kommen, der Käse, der Stiefel, der Tuchreste sind gigantisch viele und es ist wie im Schlaraffenland, nur mit dem Unterschied, daß für einen Armen nicht ein Bröselchen abfällt.

Die Menschen hasten. Sie fahren in Kutschen, in Omnibussen, in Dampfwagen, auf Rädern und Karren; wenn man stehen bleibt, zittert der Boden den die Untergrundbahnen durchrasen. Jämmerliche Mütter tragen halbtote und kranke Kinder auf den Armen; die Kokotten schreiten geschminkt, wiegend und beutelüstern aus den Seitengassen in die Lichter des Fahrdamms; ein Stelzfuß späht lange Zeit aus, um die Straße überschreiten zu können; der Agent dirigiert mit dem weißen Stab den Verkehr, der sich verfilzt und unentwirrbar erscheint. Viele Gesichter sind gemein, gereizt und abgespannt, es ist keine Freude in ihnen und das Leben ist hart. Aber einige tragen doch Züge, die von Ernst und Menschlichkeit sprechen, und allen diesen Leuten gebührt Achtung, denn sie arbeiten.

Vor einer kleinen Druckerei bleibe ich stehen und sehe zu, wie Visitenkarten und Geschäftsempfehlungen gedruckt werden. Eine saubere, intelligente Maschine, die auch ich verstehe, hat drei Walzen, die über eine Farbfläche laufen und die Druckfläche befeuchten; diese senkt sich nach vorne und schmiegt sich mit einem sanften Druck für eine Sekunde an ein weißes Stück Papier, dann tritt sie zurück, und das Papier ist mit schwarzen Zeilen bedeckt. Ein junger Bursche steht vor der Maschine und bedient sie. Es ist in seiner Haltung etwas, das mich rührt. Es läßt sich schwer beschreiben, es ist etwas Ruhiges und Würdiges, und die Würde ist nicht streng — es ist die richtige Haltung, die man bei der Arbeit haben muß. Die Arbeit gibt ihm selber Brot und dem, der sie bestellt hat, Nutzen. Es ist eine Auffassung, die nicht mehr in die Weltstadt paßt; die Weltstadt hat das Persönliche aufgehoben und kennt nur noch die Bestellung, die durch viele Hände geht: sie macht unlustig.

Er macht eine Wendung, und ich sehe auch sein Gesicht; es ist sanft und trotzig. Der Bursche erinnert an einen jungen Meister, wie sie in vergangenen Jahrhunderten in einer deutschen Reichsstadt lebten und bei der Arbeit vor dem Amboß, dem Leisten sich mit einem bescheidenen Selbstgefühl der festen Grenzen ihres Lebensbezirkes bewußt waren. Gewiß sahen so die Drucker der Humanistenzeit aus, die wohl fühlten, daß sie mit ihren geschwärzten Händen Wissen in die Welt trugen. Aber heute ist das nur ein verlorener Posten.

Richard Strauß' Vollendung.

Der Tonkünstler Richard Strauß hat es auf eine fast verhängnisvolle Weise gut gehabt bei seinem Eintritt in die Welt. Ein Unmaß höchsten Zutrauens zu seiner musikalischen Sendung wurde ihm, dem genial Begabten, entgegengetragen, als er anfing sich künstlerisch aus sich herauszusetzen; und weiterhin wurde die Fortentwicklung der Tonkunst und ihrer Möglichkeiten bestimmt und festgelegt je nach den Richtungen, die seine Wege nahmen. Nach den ersten Werken für die Bühne („Guntram“ und „Feuersnot“) meinte man das Ziel klar zu sehen: der Schritt über Richard Wagner hinaus mit Richard Wagners eigenen Mitteln war getan; die Welt erlöst von dem lähmenden Gefühl des Zuendegekommenseins mit einer Kunstform, von der man sich große Entwicklungen versprochen hatte.... Aber Richard Strauß kehrte sich ab vom Dramatischen und der Symphonie zu und alsobald wurde ein Programm und eine Ästhetik auf diesen Wechsel aufgebaut. Es wurde auseinandergelegt, daß der echte Tonkünstler sich nicht mehr mit dem Wort der Bühne verbinden, daß er die Möglichkeit freien Gestaltens durch die Musik nur aus dem unsichtbaren dichterischen Gedanken empfangen könne. Doch blieb es in den symphonischen Werken Straußens nicht bei dieser Unsichtbarkeit; mächtig trat das Programm in den Vordergrund.... Dann wieder eine Wendung, die das Bisherige verwarf; Schlag auf Schlag: Salome, Elektra, Rosenkavalier und jetzt die Ariadne auf Naxos.

Heute vermögen wir rückschauend die Wege zu übersehen, die Richard Strauß in der Tonkunst gegangen ist; es liegen keine Unklarheiten und

keine Nebel mehr über ihnen. Das waren nicht Wege, auf denen es galt, in starkem Ringen das Kunstwerk aus sich heraus zu gestalten — es waren helle Straßen, die einer dahinschritt, der ein reiches Erbe, einen großen Schatz von Fähigkeiten und Gaben in der Sonne glänzen ließ. In einem noch besonderen Sinne ist die Kunst diesem Tondichter ein Spiel. Richard Strauß ist ein so leicht und sicher Schaffender, ein so unfehlbar Sicherer in allen Fragen des Geschmackes und des Stiles, daß er niemals nötig gehabt hat, langsam etwas zu einer Reife des Ausdrucks kommen zu lassen. Seine Musik wächst nicht schwer und stark aus tief in den Untergründen ruhenden Wurzeln in die Höhe — sie gleicht einem reichen Rankengewächs, das mit der leuchtenden Üppigkeit seiner Blüten den Stein so dicht überkleidet, daß er mit ihm eins geworden zu sein scheint. Aber das ist kein innerliches Einssein; sehr leicht vermag man das kunstvolle Tongebilde wie eine Decke abzulösen. Diesen Komponisten — das ist das sehr Merkwürdige — drängt es zu engem stofflichen Anschluß und doch bleibt er dem Stoff gegenüber immer der reine Musiker, der darin nur einen Spielball sieht. Stünde dieser starken und reichen Begabung des Ausdruckes eine ebenbürtige tondichterische gegenüber, so würden Wunder der absoluten Musik hervorgehen und wir hätten dann mit Richard Strauß den großen Schritt aus dem Epigonentum heraus getan. Aber nun ist er einer, dem die letzte Kraft fehlt, um das frei aus sich herausrollende Rad zu sein; er bedarf der Anstöße sowohl wie der Stützen und nicht immer ist er wählerisch, wo er sie hernimmt.

Sein Bühnenwerk steht im Gegensatz zu dem tiefsten Ideal wahrhafter musikalischer Dramatik (mögen wir diese nun bei Wagner oder bei Mozart aufsuchen): daß die Musik uns mehr sagt als die Handlung und mithin um so stärker wird, je innerlicher und andeutender die Vorgänge werden. Bei Richard Strauß wird die Musik um so interessanter und beredter, je erschöpfender es auf der Szene hergeht. Dieser intellektuellste aller Tonkünstler von Gottes Gnaden hat nicht das Musikalische schlechthin zum Ziel, sondern das äußerliche musikalische Problem. Das Entlegene und scheinbar Unvereinbare ineinander zu wirren und wieder zu entwirren ist den Fähigkeiten dieses Schaffenden gerade das Rechte. Dieses Prinzip war die Willkür und der Reiz in seinen symphonischen Werken und jetzt hat es sich in der Ariadne auf Naxos gleichsam selbst ein symbolisches Denkmal gesetzt. Der Künstler, der die eigene Kunst nicht mehr ernst nimmt! ..... Wäre es der Fall, wäre die Ariadnemusik, die echter Strauß ist (wenn auch mehr als sonst das stark Gefällige und leise Banale seiner Melodik in ihr hervortritt), dem Tondichter aus dem Herzen geflossen, so würde der Ariadneakt über die Stilkunst des Tanzspieles den Sieg davongetragen haben müssen. So aber blieb es hier bei einem leeren Pathos und einiger Sentimentalität; die Musik reicht künstlerisch nicht entfernt an die vorhergegangenen archaisierenden und pantomimischen Teile heran. Auch während dieser ernsten und tiefen Handlung wurde die Lustspielstimmung nur ganz vorübergehend aufgehoben; wir waren und blieben Mitgäste des Molièreschen Herrn Jourdain und wir wurden durch diesen Umstand und was damit zusammenhing in gehörigem Abstand von der Empfindungswelt der Ariadnedichtung gehalten, in der Hofmannsthal so viel auf Musik Wartendes gegeben hat. Es war, als sagte der Komponist zu uns: in Wahrheit habe ich mit diesem Teil so wenig wie mit den früheren zu tun.

Eines ist dabei erreicht: das komplizierte Verhältnis der Molièreschen Komödie mit dem Ariadneakt und einer witzigen musikalischen Harlekinade

ist als Einheit gerettet. Richard Strauß hat mit diesem Werk das geistvollste Stück seines Schaffens gegeben und als Künstler des Stiles seinen Höhepunkt erreicht. Immer plastischer arbeitet sich seine Physiognomie nach dieser Seite hin aus. Vielerlei Stile beherrschen, vielerlei Töne treffen können — dazu gehört die Voraussetzung, daß man mehr ein Vielseitiger als ein Einseitiger, mehr ein Differenzierter als ein Ganzer ist. Auch daß man kühlen Herzens fernesteht und seine Puppen tanzen läßt... Grade hierin ist Richard Strauß der Typus der Kunst unserer gegenwärtigsten Zeit und immer wieder blickt diese Zeit mit einem Interesse sondergleichen zu ihm hin wie zu ihrem Spiegel. Um dessenwillen aber, weil er dieser Typus ist und in seiner Entwicklung immer mehr und mehr die Zeitgemäßheit hervortritt, wird es schwer, die Hoffnung es könne uns das Kunstwerk der Zeit von ihm kommen, noch festzuhalten.

S. D. Gallwitz.

Politische Rundschau.

Ein Monat ungewöhnlicher Spannungen und Ereignisse liegt hinter uns.

Vor der Größe weltgeschichtlichen Geschehens treten Ereignisse in den Hintergrund, die sonst das Interesse der politischen Welt auf lange hinaus in Spannung gehalten hätten. Vor seinem Ablauf ist der Dreibund überraschend erneuert worden. Damit sind alle Versuche, Italien von seinen Verbündeten abzuziehen, die von Barrère so geschickt geleitet wurden, gescheitert und erledigt.

Das Mittelmeerproblem hat dadurch eine bedeutsame Klärung erfahren, Italien ist eine selbständige Macht geblieben, ist nicht in den britischen Mittelmeerkonzern getreten. Wiederum hat sich erwiesen, daß das künstliche Gespinst der von England gewobenen Ententen schwächer ist als das reale und heute auch real erfaßte Interesse der europäischen Mächte.

Italien erkannte, daß es vor allem den russischen Treibereien auf dem Balkan sich entgegenstemmen müsse, um die Freiheit des Adriatischen Meeres zu erhalten. Die Straße von Otranto, an der sich das Adriatische vom Mittelmeer trennt, mißt von Valona herüber, wo die Griechen sich eben häuslich niedergelassen haben, 65 Kilometer!

Italien hat eine schlechte Ostküste, während die Westküste des Kontinents von Dalmatien bis hinunter nach Griechenland Hafenplätze die Menge bietet; vortrefflich in den Händen englischer und russischer Vasallenstaaten! Hier lag auf einmal ein gemeinsames greifbares Interesse Italiens und Österreichs, stark unterstrichen durch die nahen Beziehungen des italienischen Stammes zu den Nachbaren über See, den Albanern, und die lebhafte Besorgnis der österreich-ungarischen Monarchie, durch ein Großserbentum den künstlichen Verband seiner Staaten und Völker gesprengt zu sehen und durch dies plötzlich wieder in die Tageshelle der Geschichte tretende Volk im Süden bedroht zu werden, mehr noch durch diese kleine, aber ehrgeizige Macht vom übrigen Balkan und dem Handelswege nach Saloniki abgeriegelt zu werden.

Ein großer Fehler der österreichischen Politik, dessen Tragweite allerdings wohl weder Freund noch Feind damals im vollen Umfange geahnt haben, tritt zu Tage: die Räumung des Sandschaks Novibazar in den Tagen

der bosnischen Krise. Eine kleine Schwäche, aus der wie immer ein großer Nachteil erwachsen ist.

Wir haben den Dreibund nicht nur erneuert, wir haben ihn, was kaum bemerkt wurde, sehr erheblich erweitert. Nur ein von Rußland angegriffenes Österreich hat Anspruch auf unsere Hilfe. Wenn aber Österreich gegen Serbien offensiv werden und dadurch den Angriff Rußlands sich zuziehen sollte, dann ist es wohl militärisch, aber nicht mehr im Sinne des Völkerrechts der angegriffene Teil. Unsere Option aber war richtig. Die größte Sorge, und zwar gerade um den Frieden im Augenblick, mehr noch um die Zukunft unserer Politik bestand darin, daß wir Österreich nicht hielten und es mit zweifelloser Konsequenz erlebt hätten, daß es von uns abgezogen und in die Ententegruppe hinübergezogen wurde — dann hätte Grey wie Kaunitz vor dem siebenjährigen Krieg jubeln können, daß er uns nun so viele Mächte über den Hals gezogen und uns so isoliert hätte, daß wir zusammenbrechen müßten, wie einst das Reich Henrici leonis.

Wir sind mit heiler Haut aus der Affäre herausgekommen und haben die Front des Dreibundes erhalten, das ist alles, der Bereitschaft zum Fechten haben wir die Erhaltung des Friedens zu danken. Zum Jubel liegt kein Grund vor.

Nur um eine große Erfahrung sind wir reicher.

Wenn die seit mehr als einem Jahrzehnt gegen uns betriebene englische Politik einen Sinn hatte, so doch nur den, uns im Schraubstock zwischen Rußland und Frankreich festzuklemmen, um in der Nordsee der englischen Seepolitik eine neue Auflage zu geben und wie früher die spanische, niederländische, dänische und französische, heute die stahlgraue deutsche Flotte mit der für englische Angriffe erforderlichen Übermacht zu zermalmen.

Anfang November mußte der Krieg gewiß scheinen. Rußland, das 1906, 1808 und 1911 unschlüssige und zaudernde, hatte nun einmal einen Grund zum Kampf, sein Herrenrecht auf dem Balkan zu wahren und seinen Balkanrivalen Österreich zu werfen. Frankreich, im Fieber wegen seiner fraglosen Erfolge in der Aviatik und — die deutsche Nordseeküste im strategischen Ausbau und Umbau, Helgoland so angreifbar wie in Jahren nicht!

In diesem Augenblick wird Mr. Grey zum Hamlet und verliert die Farbe der Entschließung.

Vor aller Welt liegt offen zu Tage, daß der Triple-Entente die Aktionskraft fehlt, ohne die sie nichts ist. Für diesen Wandel gibt es keine andere Erklärung, als die des Versagens des Willens der Durchführung der antideutschen Politik Englands, — ein großer Aufwand schmählich ist vertan. Jetzt ist es Zeit, in allen internationalen Kaffeekränzchen den Sieg des Friedensgedankens, die machtvolle Kundgebung des internationalen Proletariats in Basel zu feiern und mit diesen Künsten der politischen Astrologie Zusammenhänge außerhalb von Ursache und Wirkung zu finden.

Unter uns gesagt, die internationale Sozialdemokratie hat nur ihre absolute Machtlosigkeit bewiesen, soweit ihre Führer nicht wie in Italien und Österreich die direkte Unterstützung der Regierung zusagten oder sich nicht auf deklamatorische Besonderheiten in der französischen Phraseologie beschränkten, hat sie geschwiegen und dieses Schweigen war in Deutschland Gold.

Man kann bei deutschen Menschen der temperamentlosen, aber so ehrenhaften Sorge unseres Reichskanzlers gegenüber, für den Frieden prak-

tisch zu wirken und doch nicht untreu zu werden am Geist unserer Bündnisse, nicht mit der maschinell wiederholten Behauptung durchkommen, wir, ausgerechnet wir, seien die Kriegstreiber und wenn man dafür auch die gesamte von England geleitete internationale Presse der letzten zehn Jahre abschreiben konnte!

Man darf gespannt sein, welche Erklärung die aus 111 Köpfen bestehende sozialdemokratische Fraktion sich demnächst im Reichstage abringt.

England, das auszog, um uns das Gruseln zu lehren, zeigt augenblicklich ein nicht sehr geistreiches Gesicht.

Wieder einmal ist nicht englisches Blut — mit dem man sparsam geworden ist, aber „die englische Ehre aus allen Poren geflossen."

England, das Rom unserer Tage, das weltumspannende Reich angelsächsischer Weltbeherrschung, die Beherrscherin der Meere, muß hören, daß seine Bündnistreue von Herrn Poincaré in Zweifel gezogen, daß sie der Kritik des Franzosenparlaments unterworfen wird.

Eine ungeheuerliche Demütigung des englischen Stolzes! Die auf die Einkreisung, Lähmung und Beschneidung Deutschlands gerichtete englische Politik zeigt ihren irrealen Charakter auch darin, daß sie Frankreich als gleichberechtigte Macht behandeln muß.

Langsam oder schneller wird in den englischen Köpfen die Erkenntnis aufdämmern, daß es nur eine Macht gibt, die imstande wäre, das britische Weltreich zu halten, das Land, das durch die Entwicklung seiner Industrie, seines Handels, auch in seiner volkswirtschaftlichen Struktur ihm immer ähnlicher wird und das nicht zuletzt auf denselben kulturellen Grundlagen des Germanentums aufgebaut ist, mit dem es nur rivalisierende, keine entgegengesetzten Interessen hat — Deutschland.

Wir aber stellen nur eine Bedingung, gleichberechtigt neben das Angelsachsentum zu treten, dem wir nicht in allem gleichartig, aber gleichwertig, ja in vielem überlegen sind.

Wir können warten, früher oder später wird uns England kommen, wenn es die gigantische Länge seiner Grenzen nicht mehr zu decken vermag!

Das zukunftsreichste der lateinischen Völker scheint nicht Frankreich, sondern Italien werden zu sollen; seine auswärtige Politik, die aus den gegebenen Gegensätzen des europäischen Staatensystems die Folgerung zieht, sich derjenigen Gruppe anzuschließen, die ihm weniger gefährlich werden kann, um von den Seemächten im Mittelmeer, gegen die es seine Küsten auf absehbare Zeit nicht wird decken können, um so mehr umworben zu werden, verrät die Meisterschaft, für die Rom auf vielen Gebieten berühmt ist.

Italien ist bei seinem Macchiavellismus in der Geschichte nicht gut gefahren, ein neues Moment in seiner auswärtigen Politik ist der Ausweis kriegerischer Fähigkeiten, die man ihm nach den Erfahrungen der letzten Jahrhunderte nicht mehr zutraute. Es ist verblüffend, mit welcher leichten Selbstverständlichkeit es die Blutsteuer des Krieges um Tripolis auf sich genommen hat.

Wo wäre Frankreich wohl, wenn es seine Raubzüge an der nordafrikanischen Küste nicht mit ausländischen Söldnern und mit dem brutalisierten Gesindel aus Algier, vom Senegal und sonst woher führen sollte.

Die von Frankreich unter dem Decknamen von „kolonisieren" betriebene Korrumpierung der von ihm besetzten überseeischen Länder wächst sich immer mehr zu einem internationalen Skandal aus. Gegen diesen Unfug einzuschreiten, würde wohl die erste Aufgabe eines englisch-deutschen

Zusammengehens sein; England fühlt sich doch sonst als internationalen Polizisten allen „atrocities“ gegenüber, das heißt, wenn es seiner augenblicklichen Politik paßt, sei es in Armenien, am Kongo oder neuerdings sogar in Peru.

Der lateinischen Rasse wohnt ganz offenbar eine Schrankenlosigkeit inne, sie sind geborene Absolutisten und Imperialisten. Dieser Geist verrät sich auch in den uns stets beunruhigenden Tendenzen des römischen Stuhles. Die Unfehlbarkeit war nur die Ausprägung dieses Geistes im Dogma, der Papst wurde dadurch, was der Cäsar des alten römischen Kaiserreichs stets gewesen war: (νομος ἐμψυχος), das atmende Gesetz. Politisch prägt sich dieser Geist in dem hierokratischen System einer Oberherrschaft des Papstes über sämtliche Staaten aus. Ein merkwürdiges Beispiel des Herrschaftswillens! Die römische Kirche teilt sich mit der slavischen griechisch-katholischen und der fast rein germanischen protestantischen Kirche aller Richtungen in die Versorgung der christlichen Welt, nur sie aber wagt den erstaunlichen Anspruch, die Stellvertretung Gottes auf Erden zu besitzen und alle Getauften sich zuzurechnen.

Der lateinischen Rasse macht diese Problemstellung nicht viel Kopfzerbrechen, in Frankreich drückt die nicht minder absolutistische Demokratie die Kirche gewaltsam nieder, in Italien macht dem Volk ein Parallelismus zwischen seinen vaterländisch italienischen Ideen und seiner Ergebenheit für die im Kampf mit dem Staat stehenden Kirche gar keine Pein.

Schwierig aber liegen die Dinge bei uns. Das deutsche Gewissen unserer katholischen Mitbürger kommt aus dem Konflikt zwischen seinen konfessionell-kirchlichen und national-staatlichen Gefühlen nicht hinaus, wird nie hinauskommen, weil ihm die italienische und gallische Oberflächlichkeit, die diesen Konflikt gar nicht kennt, fehlt. Deshalb wäre der Kampforden des lateinischen Absolutismus, der Jesuitenorden, für unsere katholischen Mitbürger eine große Gefahr.

Nicht minder aber kommt in Frage, daß unser Staat selbstverständlich der katholischen Kirche eine Freiheit geben muß, an welche die lateinischen Länder dem Protestantismus gegenüber niemals auch nur denken würden, aber auch für die protestantische Mehrheit kann ein steter Angriff auf den ethisch-religiösen Ideeninhalt ihrer Prägung des Christentums unerträglich werden.

Endlich aber droht dem Staat selbst Gefahr, wenn von einer internationalen Macht wie dem Jesuitenorden direkt und indirekt das selbständige Recht des Staates über oder neben der Kirche als eine Usurpation bekämpft wird.

Eine nationale Politik des Zentrums wäre es, unablässig und nachdrücklich Rom gegenüber zu betonen, daß das christliche und nationale Interesse für Deutschland Besonderes erheischt, und wenn es eine politische und nicht eine konfessionelle Partei wäre, das Recht des Staates, das Recht der Nation gegen den vom Jesuitismus getragenen kirchenpolitischen Absolutismus zu verfechten.

Ob damit nicht auch der katholischen Kirche bei uns der beste Dienst erwiesen würde, das zu entscheiden ist allerdings Sache der Katholiken.

Das Schlimme an dem heutigen Geiste des Katholizismus aber ist, daß er in seinem absolutistischen Zentralismus jede Diskussion über die Frage der Zulassung der Jesuiten ausschließt.



Päpste und Bischöfe, Kleriker und Laien haben sich früher gegen diesen Orden, welcher der Verwaltung der Bischöfe ja auch unbequem sein muß, ausgesprochen — ein Katholik, der sich heute in diesem Sinne ausspricht, stellt sich fast schon außerhalb seiner Kirche.

Ob in einer so organisierten und dogmatisierten Kirche das religiöse Leben schließlich noch zu atmen vermag, ob dieser Absolutismus mehr Glück haben wird, als alle gleichartigen Erscheinungen in der Geschichte, das wird die Zukunft lehren.

Vielleicht bewahrheitet sich an ihr das Wort ihres Lehrmeisters Aristoteles, daß alle Herrschaft durch die Übertreibung ihres Prinzips zu Grunde gehe.

In Bremen hat man die Verhandlungen des preußischen Landtages über den Emdener Ausgleich mit dem Wunsche verfolgt, daß diese querelles allemandes nun endlich ruhen mögen. Daß den Partikularisten unter dem Banner eines preußischen Nationalinteresses gegenüber auch die Sprache der Billigkeit und der deutschen Wirtschaftsinteressen dort nicht verstummt ist, haben wir mit Genugtuung der Rede des freikonservativen Abgeordneten Graf Moltke entnommen.

Nun aber ist es an der Zeit, auch unsere gravamina zu einer gerechten Lösung zu bringen. Kann Preußen wirklich den Ruhmestitel: Preußen in Deutschland voran, beanspruchen, wenn wie in den trübsten Zeiten des Deutschen Bundes die Vertiefung der Weser nicht ein Ziel, sondern ein Handelsobjekt der Uferstaaten ist, wenn der Bau eines oldenburgisch-bremischen Kanals Campe—Dörpen von Preußen nicht gefördert, sondern durch zehnfache Steigerung der Abgaben auf dem Emskanal verhindert wird?

Unser Wahlspruch soll sein: Deutschland in Bremen, in Oldenburg und in Preußen voran!

Bremensis.

Industrielle Reservearmee und innere Kolonisation.

Wer die soziale Frage lösen will, muß ein Mittel finden, die industrielle Reservearmee aufzulösen, denn diese allein ist es, die die kapitalistische Ausbeutung ermöglicht. Eine Verständigung über die soziale Frage hat also unbedingt mit einer Verständigung über die Herkunft der industriellen Reservearmee zu beginnen. Marx nahm bekanntlich an, daß das Kapitalverhältnis, wenn es erst einmal durch außerökonomische Gewalt gesetzt sei, sich automatisch in den und durch den kapitalistischen Produktionsprozeß reproduzieren müsse, und zwar durch einen Mechanismus, den er genau dargestellt und als das „Gesetz der kapitalistischen Akkumulation" bezeichnet hat. Es sagt folgendes: Das Kapital als „konstantes Kapital," d. h. in seiner Gestaltung als Maschinerie, „setzt in steigendem Maße Arbeiter frei," wirft sie aus ihrer Beschäftigung; diese Freigesetzten bilden die Reservearmee", die durch ihre Hungerkonkurrenz den Lohn der Beschäftigten niederhält und niemals, selbst unter den günstigsten denkbaren Umständen, so hoch steigen läßt, daß die Proletarier selbst genügende Ersparnisse machen können, um Produktionsmittel zu erwerben und der Mehrwertpresse zu entrinnen. Dieser Erklärung hat Dr. Franz Oppenheimer eine andere entgegengesetzt und durch eine Reihe von Schriften begründet. Sie



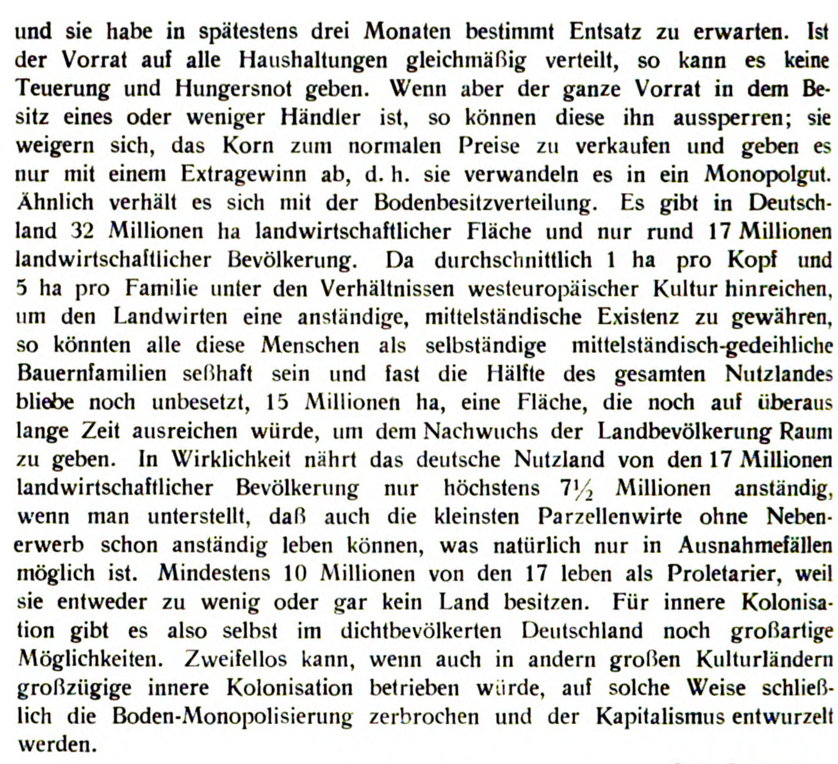
lautet: Die industrielle Reservearmee stammt vom Lande. Der Lohn des Landarbeiters ist gleich dem Ertrage des von ihm bebauten Landes abzüglich eines Teiles, den er dem Eigentümer seines Produktionsmittels abtreten muß, der an den Großgrundeigentümer fallenden Grundrente. Durch seine Konkurrenz zerrt er die städtischen Tagelöhner fast auf das gleiche Niveau herab, und so bleibt, da alle Arbeit gleicher Art den gleichen Ertragswert haben muß, auch dem Eigentümer der städtischen Produktionsmittel an dem Lohne jedes Arbeiters ein entsprechender Gewinn, den man Profit nennt. Ermöglicht wird die Konkurrenz zwischen ländlichen und städtischen Tagelöhnern durch die Freizügigkeit. Da nun die Wanderung vom Lande überall um so stärker ist, je mehr in der betreffenden Gegend das große Grundeigentum vorwiegt, so ergibt sich daraus, daß diese Wanderung und die Bildung der industriellen Reservearmee nicht die Folge der kapitalistischen Bewirtschaftung sein kann, sondern die Folge der Bodenbesitzverteilung sein muß.

Offenbar ist der Oppenheimerschen Erklärung, wenn sie richtig ist, eine außerordentliche Bedeutung beizumessen; sie müßte bei ausreichender Propaganda in proletarischen Kreisen der Arbeiterbewegung eine ganz neue Richtung geben.

Daß sehr viele offenkundige Tatsachen mit ihr übereinstimmen, kann schon jeder Laie erkennen. Die Industrie setzt, als Ganzes genommen, überhaupt keine Arbeiter frei, sondern eröffnet im Gegenteil viel mehr neue Arbeitsstellen, als dem Wachstum der Gesamtbevölkerung entspricht; während z. B. die deutsche Bevölkerung zwischen zwei Zählungen um 14 Prozent wuchs, wuchs die städtische Arbeiterschaft um mehr als das Dreifache, nämlich 44 Prozent. Die Zuwanderung war aber noch stärker als die gewaltig wachsende Industrie, so daß immer noch eine Reservearmee übrig blieb. Es ist jedoch allgemein bekannt, daß die Landflucht als Massenerscheinung beschränkt ist auf die Gebiete mit Großgrundeigentum. In Deutschland z. B. nehmen die dichtbesiedelten kleinbäuerlichen und mittelbäuerlichen Bezirke des Südens und Westens regelmäßig und zum Teil bedeutend an Bevölkerung zu, während die viel schwächer besiedelten großbäuerlichen Bezirke des Nordwestens in sehr beträchtlichem, und die äußerst dünn besiedelten Großgutsbezirke des deutschen Ostens in einem ganz ungeheuerlichen Maße ihren Nachwuchs abstoßen, so daß die letztgenannten vielfach, trotz großer Fruchtbarkeit ihrer Bewohner, absolut an Volkszahl verlieren. Zwischen den Jahren 1885 und 1890 hat z. B. der Süden und Westen Deutschlands 13 %, der Nordwesten 30 %, der Osten 75 % seines Geburtenüberschusses in die Industriebezirke abgegeben.

Wie die Abwanderung aus europäischen Großgüterdistrikten die Löhne in unserm ganzen Kulturkreise herunterzerrt, läßt sich am besten in Amerika wahrnehmen. Weniger als 20 Hundertstel aller Arbeitskräfte in Bergwerken und Fabriken sind dort geborene Amerikaner. In manchen Industriezweigen sind 75 Hundertstel der gesamten Arbeiterschaft Eingewanderte. Von den Arbeitern in den Kohlen- und Eisenbergwerken sind sogar nur der zehnte Teil geborene Amerikaner. Die Hälfte der Industriearbeiter fremder Herkunft sind Süd- und Osteuropäer, vor allem Nord- und Süditaliener, Polen, Kroaten, Griechen, Litauer, Russen, Portugiesen, Slovenen und Juden. Das ist das Ergebnis einer Entwickelung von 30 Jahren.

Man nehme an, in einer belagerten Stadt sei genug Korn und Mehl vorhanden, um die Bevölkerung ein Jahrzehnt lang reichlich zu ernähren,



und sie habe in spätestens drei Monaten bestimmt Entsatz zu erwarten. Ist der Vorrat auf alle Haushaltungen gleichmäßig verteilt, so kann es keine Teuerung und Hungersnot geben. Wenn aber der ganze Vorrat in dem Besitz eines oder weniger Händler ist, so können diese ihn aussperren; sie weigern sich, das Korn zum normalen Preise zu verkaufen und geben es nur mit einem Extragewinn ab, d. h. sie verwandeln es in ein Monopolgut. Ähnlich verhält es sich mit der Bodenbesitzverteilung. Es gibt in Deutschland 32 Millionen ha landwirtschaftlicher Fläche und nur rund 17 Millionen landwirtschaftlicher Bevölkerung. Da durchschnittlich 1 ha pro Kopf und 5 ha pro Familie unter den Verhältnissen westeuropäischer Kultur hinreichen, um den Landwirten eine anständige, mittelständische Existenz zu gewähren, so könnten alle diese Menschen als selbständige mittelständisch-gedeihliche Bauernfamilien seßhaft sein und fast die Hälfte des gesamten Nutzlandes bliebe noch unbesetzt, 15 Millionen ha, eine Fläche, die noch auf überaus lange Zeit ausreichen würde, um dem Nachwuchs der Landbevölkerung Raum zu geben. In Wirklichkeit nährt das deutsche Nutzland von den 17 Millionen landwirtschaftlicher Bevölkerung nur höchstens 7½ Millionen anständig, wenn man unterstellt, daß auch die kleinsten Parzellenwirte ohne Nebenerwerb schon anständig leben können, was natürlich nur in Ausnahmefällen möglich ist. Mindestens 10 Millionen von den 17 leben als Proletarier, weil sie entweder zu wenig oder gar kein Land besitzen. Für innere Kolonisation gibt es also selbst im dichtbevölkerten Deutschland noch großartige Möglichkeiten. Zweifellos kann, wenn auch in andern großen Kulturländern großzügige innere Kolonisation betrieben würde, auf solche Weise schließlich die Boden-Monopolisierung zerbrochen und der Kapitalismus entwurzelt werden.

Otto Corbach.

Die Finanznöte der Balkanstaaten.

Über allen Balkangipfeln ist Ruh. — Die Kanonen haben gesprochen, und der Kriegstanz wird auf der Londoner Réunion seinen Abschluß finden.

Allmählich haben sich auch die Rentenkurse der kriegführenden Mächte wieder etwas gehoben, nachdem sie beim ersten Aufflammen der Kriegsfackel in die tiefsten Tiefen gestürzt waren. Sie teilten dies Schicksal mit den übrigen Anlagewerten. Das Publikum, das bei den Hiobsposten vollständig den Kopf verloren hatte, erinnerte sich plötzlich wieder, daß alle die Länder auf der Balkanhalbinsel bereits eine bedenklich hohe Schuldenlast zu tragen hatten. Reminiszenzen aus der Jugendzeit jener Staaten, die sich jetzt unwillkürlich aufdrängten, konnten nicht dazu dienen, das gesunkene Vertrauen zu befestigen. Dank einer längeren Friedensperiode hatten sich dort unten die finanziellen Verhältnisse allmählich etwas konsolidiert. Durch den Ausbruch des Krieges wurden alle Erfolge wieder aufs Spiel gesetzt.

Und wie gering waren diese Erfolge gewesen. Griechenland hat heute noch nicht die Coupons der notleidenden Renten voll bezahlt. Selbst daß der Schuldendienst unter internationale Finanzkontrolle gestellt wurde, half wenig. Wo nichts ist, hat eben der Kaiser sein Recht verloren und die Gläubiger ihre Zinsen. Auch die Inhaber serbischer Staatspapiere haben schon trübe Erfahrungen hinter sich. Bevor die auswärtige Schuldenverwaltung im Jahre 1895 unter die Kontrolle der autonomen Monopol-Verwaltung gestellt wurde,

mußten sie sich eine Zwangskonversion ihrer Schuldtitres gefallen lassen. Seitdem sind allerdings die Zinsen pünktlich bezahlt worden und Serbenrenten haben auf den internationalen Märkten an Beliebtheit bedeutend gewonnen.

Verhältnismäßig am widerstandsfähigsten erwiesen sich in der allgemeinen Deroute die Anleihen der Türkei. Auch dieser Staat steht bekanntlich schon seit langem unter internationaler Finanzkontrolle, deren Organ — die Dette publique — von den Gesamtschulden in Höhe von 134 Millionen türkischen Pfunden, ungefähr 76 Millionen Pfund kontrolliert, für deren Zinsendienst die Zoll- und Steuereinkünfte bestimmter Provinzen verpfändet sind. Auch der nicht kontrollierte Schuldenrest ist durch Monopole gesichert. Die Türkenanleihen haben denn auch die geringsten Einbußen erlitten, zumal auf diesem Markt die Deutsche Bank, die im Osmanenreich stark engagiert ist, durch Interventionen den Kurssturz milderte.

Nun hat der gegenwärtige Krieg ungeheure Summen gekostet, so daß man sich wundern muß, wie die nötigen Geldmittel überhaupt noch beschafft werden konnten, nachdem z. B. Bulgarien die Aufnahme einer neuen Anleihe im Auslande durch den Ausbruch des Krieges mißlungen war. Jedenfalls sind jetzt alle Kassen leer, die der Sieger und die der Besiegten. Die Fortführung des Krieges ist zu einer Geldfrage geworden, und der Mangel an dem roten Metall dürfte viel dazu beigetragen haben, den Waffenstillstand perfekt zu machen.

Jetzt, da des Krieges Stürme schweigen, ist der weitere Geldbedarf besonders der siegreichen Staaten sehr bedeutend. Auf eine Kriegsentschädigung seitens der Türkei werden sie nicht allzu große Erwartungen setzen dürfen. Im Gegenteil, wenn Mazedonien verteilt wird, werden die neuen Besitzer auch die Schulden, deren Zinsen aus den Einnahmen dieser Landesteile zu bestreiten sind, mit übernehmen müssen. Die Zölle und Monopole, welche der Dette publique verpfändet sind, dürfen ihr nicht entzogen werden, wenn auch die europäischen Landesteile, aus denen sie bisher zum größten Teil flossen, dem Halbmond verloren gehen. Für eine solche Eventualität ist durch den Frieden von Ouchy bereits ein Präzedenzfall geschaffen. Hier mußte sich Italien verpflichten, für den Zinsendienst der ottomanischen Anleihen einen jährlichen Zuschuß von 2 Millionen Francs an die Dette publique zu leisten, weil die tripolitanischen Zölle nicht mehr in die türkische Staatskasse flossen. Zu einer solchen Zahlung werden sich auch die Staaten des Balkanbundes verstehen müssen, um so mehr, als ein großer Teil der Gelder, welche die ottomanische Regierung durch Ausgabe von Anleihen aufnahm, für die eroberten Gebiete Verwendung gefunden hat.

In finanzieller Hinsicht also werden sich die Balkanstaaten des Krieges wohl kaum freuen können. Sie haben bisher nur Opfer gebracht und werden weiter welche bringen müssen. Ob der Siegespreis groß genug sein wird, um dieselben aufzuwiegen?

Hugo Kloß.

Schluß des redaktionellen Teils.

Verantwortlich für die Redaktion: S. D. Gallwitz, Bremen.

Einsendungen von Manuskripten (unter Beifügung von Rückporto) an die Redaktion Bremen, Am Wall 163. Tel. 6945.

Verlag: Kaffee-Handels-Aktiengesellschaft, Bremen.
Druck: H. M. Hauschild, Hofbuchdruckerei, Bremen.



Entgiftung der Genußmittel.*)

Die Herstellung des koffeinfreien Kaffees und die Erfahrungen mit ihm in der Praxis haben die Disskusion über Ersatzgetränke und Surrogate neu belebt. Der Fall des koffeinfreien Kaffees liegt so eigenartig, daß er die Frage in eine ganz neue Beleuchtung rückt und einige allgemeine Bemerkungen über sie rechtfertigen mag.

Die Gegner aller Ersatzgetränke gehen von der Voraussetzung aus, daß sämtliche Genußmittel lediglich ihrer physiogischen und psychischen Wirkung wegen genossen werden. Deswegen sei es ein von vornherein aussichtsloses Unterfangen, für die alkoholhaltigen Getränke wie für den Kaffee oder die Zigarre einen unschädlichen Ersatz schaffen zu wollen. Wenn die Voraussetzung richtig ist, ist der Schluß durchaus zwingend. Aber ich bestreite die Behauptung der Voraussetzung ganz entschieden, selbst für einen großen Teil des täglich vertilgten Alkohols und erst recht für den Kaffee und Tee, ja zum Teil auch für die Zigarre, und ich behaupte, daß die warm getrunkenen kaffeeartigen Getränke fast ausschließlich ihres Wohlgeschmacks und gar nicht der physiologischen Wirkungen wegen genossen werden.

Die Frage der Ersatzgetränke gewinnt von diesem Standpunkt ein ganz anderes Gesicht. Es handelt sich zunächst gar nicht darum, dem, der die berauschende Wirkung des Alkohols oder die exzitierende des Koffeins sucht, dieses Verlangen damit abzugewöhnen, sondern zunächst ist die Aufgabe, der großen Anzahl von Personen, denen die physiologischen Wirkungen gleichgültig und zum Teil sogar unerwünscht sind, einen Ersatz zu bieten in Gestalt eines ebenso wohlschmeckenden, aber giftfreien Getränks.

Nun taucht natürlich die Frage auf, ob der Wohlgeschmack an die Giftstoffe gebunden ist. Denn wenn das der Fall ist, sind die Bestrebungen natürlich aussichtslos, soweit sie dahin gerichtet sind, die Getränke nicht nachzuahmen, sondern sie zu entgiften. Das aber ist selbstverständlich der Nachahmung vorzuziehen. Einmal wird die Nachahmung wirklich niemals vollkommen sein, und dann bringt sie schon der allen Surrogaten anhaftende Geruch des Unechten in Mißkredit und ihre Einführung ist erschwert.

---

*) Der „Zeitschrift für physik. u. diätet. Therapie" Bd. XIII entnehmen wir diese Ausführungen von Dr. Semi Meyer, Danzig, über das interessante und moderne Problem der Genußmittel-Entgiftung.



Wenn schwacher Kaffee schlechter schmeckt als starker, so sind in ihm doch alle andern Bestandteile ebenso stark verdünnt wie das Koffein, also ist damit doch nicht etwa erwiesen, daß der Geschmack auf denselben Stoffen beruht wie die Nervenwirkung. Das ist aber die stillschweigende Voraussetzung, wenn man einer Entgiftung zuwider redet. Und da lehrt uns nun die vor kurzem gelungene Herstellung des koffeinfreien Kaffees ganz unzweideutig, daß der Wohlgeschmack durchaus unabhängig vom Gehalt an Alkaloid ist. Der koffeinfreie Kaffee hat denselben Grundgeschmack wie der koffeinhaltige und kann am Geschmack nicht erkannt werden. Das schmeckende Prinzip des Kaffees kann also das Koffein unmöglich sein, denn es ist mit ihm nicht aus den Bohnen entfernt. Die zurückbleibenden Spuren von Koffein können den Geschmack nicht ausmachen, denn er ist durchaus nicht abgeschwächt. Ich habe im Sanatorium sofort den koffeinfreien Kaffee eingeführt, es haben ihn viele als gewöhnlichen Kaffee getrunken und den Unterschied gar nicht bemerkt. Ich hatte schon früher die Überzeugung, daß der Geschmack nicht auf dem Koffein beruhen kann. Daß es aber so völlig gleichgültig für den Geschmack ist, wie sich jetzt erwiesen hat, habe ich doch nicht erwartet, und die Tatsache ist auch eigentlich überraschend. Sie wirft ein Licht auf die Spezifität der Sinnesorgane. Es ist durchaus nicht dasselbe, was auf das Zentralnervensystem und was auf bestimmte Sinnesorgane einwirkt.

Die Frage der Entgiftung der Genußmittel aber ist jetzt in ein ganz neues Stadium getreten. Die Tatsache der Unabhängigkeit des Geschmacks von der physiologischen Wirkung bei diesem wichtigen Genußmittel ist für sie von unübersehbarer Bedeutung. Der Kaffeegeschmack, das wissen wir jetzt genau, ist ganz zweifellos vom Koffein ganz unabhängig, er beruht höchstwahrscheinlich auf dem Gehalt des fertigen Getränks an Röstprodukten und Gerbsäureverbindungen, die zusammen Geschmack und Aroma, die ja stets erst in ihrer unzertrennlichen Verbindung den Geschmack einer Speise ergeben, und damit dem Kaffeegeschmack seinen Charakter geben, während das Koffein damit gar nichts zu tun hat, während umgekehrt die physiologischen Wirkungen und damit die Schädlichkeit des Getränks lediglich auf dem Koffein beruhen.

Ob die Menschen von vornherein auf die Kaffeebohne des Wohlgeschmacks wegen oder der Nervenwirkung wegen

aufmerksam geworden sind, ist eine Frage, die nicht damit zusammenhängt, weshalb sie jetzt den Kaffee lieben. Und übrigens steht es wohl kaum so sicher fest, wie immer wieder behauptet wird, daß sie die Wirkung gelockt habe. Aber mag es auch so sein, jedenfalls haben wir gelernt, die Kaffeebohne so zuzubereiten, daß sie ein wohlschmeckendes Getränk gibt, und die Züchtung der Pflanze, die so viele Spielarten ergeben hat, wird sich auch nach dieser Richtung bewegt haben. Und nun wird der Kaffee in erster Linie des Wohlgeschmacks wegen gesucht und geliebt, und wenn es gelungen ist, die physiologischen Wirkungen auszuschalten unter Erhaltung des Wohlgeschmacks, so ist das ein Fortschritt der Technik, den wir Ärzte gar nicht genug begrüßen können.

Das Bedürfnis nach einem derartigen Getränk wie der Kaffee ist nun einmal geschaffen, und an etwas Gutes gewöhnt sich der Mensch so, daß es schwer ist, auf eine andere Weise ihn davon zu entwöhnen, als daß man ihm einen vollen Ersatz bietet. Das hat ja leider der Kampf gegen die Genußmittel immer wieder gezeigt. Wir sind nicht mehr an die Morgensuppe gewöhnt und wir werden sie nie wieder einführen können, und wir wollen auch nachmittags ein warmes Getränk, das nicht weiter nährt, nachdem wir uns schon mittags sattgegessen haben, sondern das den entstandenen Durst stillt und in heißem Zustande gut schmeckt. Der natürliche Kaffee ist hier noch von besonders zweifelhaftem Werte wegen seiner Einwirkung auf die Magentätigkeit. Bei den meisten Nervösen schädigt das Koffein die Magenverdauung so bemerkbar, daß wohl auch bei Gesunden eine Hemmung der Magentätigkeit anzunehmen sein wird. Koffeinfreier Kaffee ist auch in dieser Beziehung unschädlich, wie ich mich immer wieder überzeugt habe.

Für den Sanatoriumsbetrieb ist mit der Herstellung des koffeinfreien Kaffees eine schwierige Menufrage glücklich gelöst. Die Kurgäste sind an ein heißes Vespergetränk von Hause aus gewöhnt, und ich kann es ihnen nicht entziehen. Wo Fettansatz erstrebt wird, geben wir natürlich Milch oder Milchkakao, aber wo wir den Ansatz vermeiden wollen, waren wir bisher in Verlegenheit. Das Bedürfnis nach einem kaffeeartigen Getränk ist nun einmal da, und kein anderes kann selbstverständlich das Bedürfnis so gut erfüllen, wie der Kaffee selbst, der bei uns so eingebürgert ist wie das tägliche Brot. Wo ich den koffeinfreien Kaffee empfohlen habe, ist er fast immer gern getrunken worden, und ich glaube, es ist dem Getränk eine große Zukunft zu prophezeien.

Hag-Rundschau.

Die Leser unserer Zeitschrift und die Freunde unseres Unternehmens wird es gewiß interessieren, in die Werkstätte einer modernen Verkaufs- und Propaganda-Organisation Einblick zu erhalten. Wir werden daher für die Folge an dieser Stelle einzelne Vorkommnisse erwähnen, die den Erfolg unserer Bemühungen erkennen lassen oder sonst geeignet sind, die Anteilnahme weiterer Kreise für unser Unternehmen zu wecken.

Verkaufstag Ihrer Königlichen Hoheit der Großherzogin von Hessen und bei Rhein in Worms.

Unsere Beteiligung mit einem Kaffee-Ausschank an dieser Veranstaltung wurde erst durch die ablehnende Haltung des Komitees erschwert, welches glaubte, der — in besseren Kreisen leider noch zu wenig verstandenen und geschätzten — Reklame wegen absagen zu müssen. Ein Hinweis auf die Tatsache, daß am großherzoglichen Hof unser Kaffee Hag seit Jahren ständig in Verwendung ist, und daß beispielsweise Ihre Exzellenz die Frau Reichskanzler in Berlin gelegentlich der Wohltätigkeitsfeste im Reichskanzler-Garten nur Kaffee Hag im Hag-Porzellan ausschänken läßt, brachte uns auch aus Worms die Zutrittserlaubnis in Form eines Telegrammes: „Ihr Anerbieten zum Verkaufstage mit Genehmigung der Großherzogin nunmehr angenommen."

Der Verlauf der Festlichkeit war auch für uns ein glänzender. In wenigen Stunden wurden 2400 Tassen ausgeschänkt. Die großherzoglichen Herrschaften selbst priesen die Erfindung des coffeïnfreien Kaffees und lobten den vorzüglichen Kaffee Hag.

Wohltätigkeitsbazar in Dessau.

Eine ähnliche Veranstaltung fand auf Veranlassung der Herzogin von Anhalt in Dessau statt, bei der ca. 800 Tassen verabreicht wurden. Wie aus dem Dankschreiben der Palastdame hervorgeht, fand der Kaffee Hag nicht nur allgemeinen Beifall, sondern brachte auch dem wohltätigen Unternehmen eine hübsche Summe ein.

Organisation.

Ein Berliner Handelsschullehrer, der zu Studienzwecken alle größeren kaufmännischen Unternehmen besichtigt, äußerste sich über unsere Geschäftsorganisation, daß er noch nirgends einem so systematisch eingerichteten und bis zur Vollendung ausgebauten kaufmännischen Betriebe begegnet sei. Falls er Gelegenheit hätte, mit jungen Kaufleuten oder Hochschülern eine Studienreise zu unternehmen, würde er nur die Kaffeehag besichtigen und sich stundenlang in unserem Kontor aufhalten.

„Die Güldenkammer".

In der „Augsburger Abend-Zeitung" vom 14. Dezember 1912 lesen wir:

„Unsere Zeit bringt merkwürdige Erscheinungen. Im dritten Jahrgang erscheint nun schon diese gehaltvolle und interessante Zeitschrift, deren Verleger eine Kaffeegesellschaft ist. Aber nicht konsumierende Kaffeemenschen haben dies Unternehmen geschaffen, sondern Kaffeeproduzenten, und die Zeitschrift entsprang — das wird ganz offen zugestanden — dem Verlangen, dem Kaffee eine billige und wertvolle Reklame zu geben. Man bietet für billiges Geld gute Literatur, bringt im redaktionellen Teil einen gediegenen Stoff, sogar teure Namen, nur um im selben Blatt bei den Annoncen für den eigenen Kaffee arbeiten zu können. Dieser Stil ist amerikanisch, aber es liegt doch ehrliche Offenheit in dem Anerbieten: Ich gebe dir eine wertvolle Zeitschrift, wenn du auch im Reklameteil etwas über unseren Kaffee lesen magst."

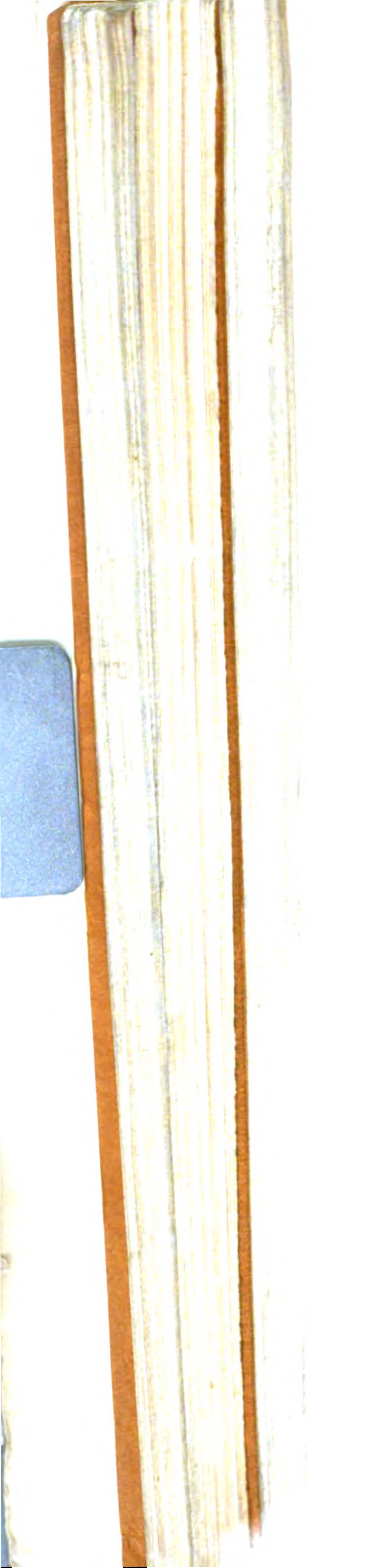


Photo-Hilfsmittel.

Soweit diese Bezeichnung auf chemische Hilfsmittel Anwendung findet, darf man wohl mit Recht behaupten, daß sie von der Mehrheit der Photo-Amateure nicht in dem Maße gewürdigt und beachtet resp. benutzt werden, wie sie es im Interesse der Erzielung vollkommener Bilder verdienen. Auch bei Verarbeitung der leistungsfähigsten Negativ-Materialien, bei sachgemäßer Hervorrufung und bei Benutzung einwandfreier Papiere ist nicht immer ein Bild gewährleistet, das bei hohen Ansprüchen in jeder Beziehung genügt.

Schon beim Kapitel „Fixieren" wird vielfach gesündigt, weil man diesem Teil der photographischen Arbeit eine zu geringe Bedeutung beimißt. Verwendung ungeeigneter Materialien kann hier sehr viel schaden. Ferner wird häufig eine geschickt angewendete teilweise oder allgemeine Verstärkung bezw. Abschwächung Wirkungen zu Tage treten lassen, die den Eindruck des Bildes ungemein erhöhen. Das Lackieren der Negative trägt außerordentlikh zu deren Konservierung bei. Auch die Wahl der Ton-Fixiermittel vermag das Gelingen oder Mißlingen wesentlich zu unterstützen.

Es kann deshalb dem fortgeschrittenen Amateur sowohl wie dem Anfänger nicht genug ans Herz gelegt werden, diesen Punkten größte Beachtung zu schenken und beim Einkauf in der Wahl der Fabrikate recht umsichtig zu sein. Die Lektüre des sehr lesenswerten „Agfa"-Handbuches (150 Text-, 8 Bildseiten, geschmackvoller Leinenband, Ladenpreis 30 Pfg.) wird vor Enttäuschungen bewahren, wenn sie zur Anwendung der renommierten „Agfa"-Hilfsmittel, wie „Agfa"-Fixiersalz, „Agfa"-Schnellfixiersalz, „Agfa"-Tonfixiersalz oder -Bad, „Agfa"-Negativlack, „Agfa"-Verstärker, „Agfa"-Abschwächer führt, die mit wertvollen Gebrauchsvorschriften in den Handel kommen. Da mehr als 20jähriges Bestehen der „Agfa" einwandfreie Produkte verbürgt, so können wir die Benutzung derselben nur angelegentlich empfehlen.

Das Sprungbrett, Verband deutscher Autoren.

Berlin W. 35, Am Karlsbad 2 II. Tel.: Nollendorf, 675.

„Das Sprungbrett, Verband deutscher Autoren", ist eine auf genossenschaftlicher Basis begründete Schriftstellervereinigung, deren Reingewinn den Mitgliedern zufließt. Sie bezweckt die Förderung schriftstellerischer Talente durch Verlag ihrer Werke, durch deren Vertrieb an Zeitungen und Zeitschriften, durch Unterstützung junger Autoren bei der Umarbeitung stofflich interessanter, aber formal noch unbeholfener Arbeiten, durch Mitarbeit an der Verbandszeitschrift, durch Vortragsabende und Vorlesungen vor einem größeren Publikum im Lessing-Museum zu Berlin usw. Der Jahresbeitrag für ordentliche Mitglieder beträgt 20 Mk.

Außerordentliche Mitglieder zahlen einen Beitrag von 5 Mk. Jedes ordentliche und außerordentliche Mitglied erhält jährlich kostenlos nach seiner Wahl ein Werk aus den Veröffentlichungen des Verbandsverlages, sowie monatlich die Verbandszeitschrift.

Nähere Auskunft erteilt bereitwilligst schriftlich und mündlich die Geschäftsstelle, von der aus kostenlos Prospekte und Satzungen zu beziehen sind.

Münchner Illustrierte Zeitung (Süddeutsche Woche.)

Die im Verlag der Süddeutschen Zeitungsgesellschaft m. b. H., München, Ludwigstraße 26, erscheinende illustrierte Wochenschrift tritt mit 1913 in das 6. Jahr ihres Erscheinens. Sie versendet aus diesem Anlaß in einer Spezialmappe eine Sammlung von Nummern des laufenden Jahrganges, welche aufs neue bestätigen, daß die Zeitung ihr Programm als illustrierte Chronik für aktuelle Ereignisse, künstlerische und gesellschaftlich bemerkenswerte Erscheinungen in München, in Bayern und Deutschland wie auf der ganzen Weltbühne in hervorragender Weise zur Durchführung bringt.

Die Münchener Illustrierte Zeitung, die auch textlich sehr Vieles und Gutes bietet, gehört unstreitig zu den reichhaltigsten aller photographisch-aktuellen Wochenzeitungen, woraus sich ihre stets wachsende Verbreitung und ihre Beliebtheit bei den vielen Tausenden ihrer Leser erklärt, die sich an Hand gediegener Bilder über die neuesten Tagesereignisse, über Literatur, Kunst und Leben orientieren wollen.


Herz
Stiefel

Die Güldenkammer

3. Jahrgang
Heft 5
Februar 1913

Verlag: Kaffee Hag Bremen

INHALTS-VERZEICHNIS.

BEZUGS-BEDINGUNGEN.
Durch sämtliche Buchhandlungen, Postanstalten oder direkt vom Verlag: jährlich Mk. 8.—, vierteljährlich Mk. 2.—, Einzelheft: Mk. 0.80.
Kommissions-Verlag: Franz Leuwer, Bremen, Obernstraße 14.

Die Güldenkammer

Herausgeber:

S. D. Gallwitz · G. F. Hartlaub · Hermann Smidt

Dr. Fritz Wertheimer: Politische Leistungen und Aufgaben in China.*)

Als Rußland nach dem Abschluß des Friedens von Schimonoseki sich einmischte und sich mit den Bedingungen dieser Abmachung zwischen Japan und China nicht einverstanden erklärte, erfreute es sich des Beistandes von Frankreich und Deutschland. Im Gefühl seiner Ohnmacht gab Japan nach. Es war damals nach einem verlustreichen und kostspieligen Krieg, in dem die Chinesen trotz unglaublich schlechter Organisation sich recht gut geschlagen hatten, nicht imstande, mit den Waffen zu protestieren; so wurde die Kriegsentschädigung Chinas an Japan um 30 Millionen auf 230 Millionen Taels erhöht, und die verabredete Abtretung der Liaotung-Halbinsel an Japan unterblieb. Japan hat diese Einmischung Rußlands längst vergessen. Es hatte ja Gelegenheit, seine Rache an diesem Staate gründlich zu kühlen, und der spätere Sieg Japans im Kriege 1904/05 steigerte den Ruhm Japans als einer Großmacht mehr, als die Einmischung in den Frieden von Schimonoseki imstande gewesen war, das Ansehen Japans zu schwächen. Rußland, Japan und China sind die drei Machtfaktoren, die um die Vorherrschaft in Ostasien zu ringen hatten. Im Jahre 1895 mußte eben Japan trotz allen Stolzes über den Sieg im Kriege mit China einsehen, daß es noch hinter Rußland rangiere. Es nahm diese Tatsache hin, und die folgende zähe diplomatische und militärische Arbeit, die von den Palastkämpfen in Seoul zu den Schlachtfeldern der Mandschurei führte, beweist, wie jene Erkenntnis aneifernd und belebend auf die Japaner ge-

*) Über „Deutsche Leistungen und Aufgaben in China" in Politik, Handel und Industrie erscheint in diesen Tagen bei Julius Springer in Berlin eine größere Studie des Verfassers.



wirkt hat. Nach dem Frieden von Portsmouth war das japanische Ziel der unbestrittenen Vormacht in Ostasien erreicht. Eine gewisse Entspannung des Verhältnisses zu Rußland konnte eintreten. Wie schnell ostasiatische Entwicklungen schreiten können, dafür gibt das heute fast intime Verhältnis der beiden Kriegsgegner sieben Jahre nach blutigen Kämpfen Zeugnis. Gleichwohl weiß die japanische Politik, daß Japan zwar gegenwärtig die Vorherrschaft im Osten hat, daß aber in diesem Besitze durchaus keine Gewähr für die Zukunft liegt. Rußlands Kraft in Ostasien ist durch die letzte Niederlage, abgesehen von dem materiellen Verlust der Liaotung-Halbinsel und der Anwartschaft auf eine überragende Stellung in Korea, eher angeregt als vernichtet worden. Wladiwostok ist als Festung an die Stelle Port Arthurs getreten. Die sibirische Bahn wird in ihrem zweigleisigen Ausbau in Bälde vollendet sein, die vollständig russische Amurbahn wird trotz erheblicher Schwierigkeiten energisch gefördert. Die militärische Organisation im Osten ist stärker geworden, auch wirtschaftlich hat sich manches gebessert. Vor allem aber hat sich die Wirtschaftslage auch des europäischen Rußland verändert, und der Widerstand Rußlands in einem künftigen Kampfe würde erheblich kräftiger und ausdauernder sein als im Jahre 1904/05. Man wird auch damit zu rechnen haben, daß mit dem Sinken des Einflusses Rußlands auf dem Balkan, mit der politischen Selbständigkeitserklärung des Balkanbundes, die notwendigerweise ein Freimachen von der russischen Bevormundung enthält, Rußlands Aktivität nach anderer Richtung sich steigern wird, da in Armee und Marine ein Gefühl der Beschämung über die erlittene Niederlage im russisch-japanischen Kriege und ein Gefühl der Rache noch nicht ausgelöscht ist. All das macht die russisch-japanische Freundschaft etwas zurückhaltend, wenn auch vor der Hand das Interesse beider noch darin konform geht, sich gegen ein erwachendes China vorzusehen. In der ungeheuren Kraft des Landes und des Volkes China steckt, wenn beide erst einmal richtig entwickelt sind, die sicherste Anwartschaft auf die Führerrolle im fernen Osten. Es ist ein natürliches Bestreben Rußlands und Japans, heute, wo diese Kräfte noch schlummern und unentwickelt sind, sich Außenteile des chinesischen Reiches anzugliedern, um den späteren Kampf um die ostasiatische Vorherrschaft mit einem beträchtlich verkleinerten China, selbst um dessen reiche Außenprovinzen aber gestärkt, führen zu können. Da Rußland fürchten muß, bei einseitigen Raubversuchen Japan an Chinas Seite zu sehen, und da Japan ebenso eine Verstärkung Chinas durch Rußland zu gewärtigen hat, kam eine gewisse Verabredung der beiden Länder gegen China zustande, die eine Verständigung über Mon-

golei und Mandschurei in sich schließt. Darin liegt die Überzeugung, daß eine Vergrößerung der Reibungsflächen zwischen Rußland und Japan durch Umwandlung der bisherigen Einfluß-Sphären in wirklichen Besitz unbedenklicher ist, als ein Erstarken Chinas, das beiden Gegnern gefährlich werden kann. Es wäre müßig, heute zu untersuchen, wie die drei ostasiatischen Machtfaktoren sich entwickeln werden und welchen Krieg gegeneinander die Schnelligkeit dieser Entwicklung zur Folge haben wird, oder auch die Frage zu stellen, ob ein Ausbalancieren des heutigen Gleichgewichts auf die Dauer den Frieden in Ostasien verbürgen kann, wofür freilich die Expansionslust unserer Tage in Ostasien wenig zu sprechen scheint.

Was aber haben in diesem offenen oder versteckten Kampfe um die Vorherrschaft im fernen Osten andere Staaten zu tun, wie erklärt sich die Einmischung Frankreichs und Deutschlands an der Seite Rußlands in die ostasiatischen Händel. Die Engländer führten ihren Opiumkrieg der Jahre 1840-42 zu einem wirtschaftlichen, wenn auch zu einem unmoralischen Zwecke. Dieser, wie auch der Lorchakrieg der Jahre 1856-60 waren außerdem zu dem nationalen Zweck der Anerkennung Englands als einer China gleichberechtigten Macht im Gegensatze zur chinesischen Staatsdoktrin unternommen. England war zudem der Mandatar Europas, wenn es in seinem Friedensschlusse die Öffnung chinesischer Häfen für den fremden Handel erzwang, freilich ohne bewußt an diese altruistische Arbeit auch für andere Nationalitäten zu denken. Frankreich konnte sich auf keine reelle wirtschaftliche Unterlage stützen, als es sich an dem zweiten Kriege beteiligte, sein Handel mit China war höchst unerheblich, und auch die Ermordung eines französischen Missionars konnte keinen Grund zu einem derartigen Kriege abgeben, der nur des Kriegsruhmes halber geführt wurde. Die Einmischung Frankreichs in den Schimonoseki-Frieden erklärt sich wohl auch nicht aus dem Verfolg seiner Interessen in Ostasien selbst, sondern es ist einer der ersten äußeren historischen Beweise dafür, daß die ostasiatische Politik und das ostasiatische Wirtschaftsleben immer mehr auch in die europäische Mächtekonstellation eingreifen und sie beeinflussen. Es war eine Freundlichkeit und Gefälligkeit, die dem Zweibundgedanken entsprang, und die ja im Laufe der Zeit auch zu einer Stärkung des Zweibundverhältnisses ihr Teil beigetragen haben mag. Daran kann auch die Tatsache nichts ändern, daß Frankreich später für den China erwiesenen Dienst seine Rechnung präsentierte und sich im Jahre 1898 neben Eisenbahnkonzessionen und kleineren Landabtretungen versprechen ließ, daß in seiner Interessen-Sphäre keine Landabtretung an andere Nationen

erfolgen werde. Japan konnte ja die Einmischung Rußlands im Jahre 1895 leicht verstehen, und es war ihm auch einigermaßen begreiflich, daß dessen Verbündeter, Frankreich, sich dem Vorgehen anschloß, besonders da man später in Japan an Hand des englisch-japanischen Bündnisses ein Idyll der Nibelungentreue propagierte, das eine Art von Entschuldigung auch für Frankreich bieten konnte, wenn auch Japan selbst von England später darin grausam enttäuscht worden ist.

Nur, was Deutschland bewogen haben könnte, sich an Rußlands und Frankreichs Seite zu stellen, das ist in Japan nie begriffen worden und wird auch so schnell nicht verstanden werden. Wohl hat Fürst Katsura mir vor zwei Jahren einmal erklärt, die wirklich politischen Köpfe könnten keine Feindschaft aus diesem Grunde gegen Deutschland hegen. Denn rückblickend müsse man erkennen, daß der volle Erwerb der Liaotung-Halbinsel durch Japan im Jahre 1895 kein Segen gewesen wäre. Es wäre höchst wahrscheinlich daraus schon damals ein russisch-japanischer Krieg entstanden, den Japan zu jener Zeit noch nicht habe gewinnen können. Japan könne also sogar fast dankbar sein, daß man es damals zum Aufgeben dieses Landerwerbes gezwungen habe, weil nur dadurch ein neues Volk in Waffen habe erstehen können, das einen siegreichen Krieg mit Rußland ein Jahrzehnt später führen konnte. Und weil, darf man hinzufügen, die Russen inzwischen ein Jahrzehnt lang eine kolonisatorische Arbeit auf der Liaotung-Halbinsel vollbringen konnten, wie sie in solcher Großzügigkeit Japan niemals hätte schaffen können und die nachher vollkommen als Siegespreis den Japanern überliefert wurde. Derartig politische Erwägungen aber stellt das japanische Volk als solches nicht an. Es sieht in der deutschen Handlung einen willkürlichen Akt, der weder durch wirtschaftliche Interessen, noch durch allgemein politische ostasiatische oder europäische Konstellation bedingt war, es versteht ihn auch nicht als das, was er doch in Wirklichkeit war, eine theatralisch-heroische Geste, um sagen zu können, wir sind auch dabei gewesen, unternommen ohne klare Zielsetzung und ohne weitere Überlegung, sondern das japanische Volk sieht immer noch in jener Handlung einen mißgünstigen neidvollen Schritt gegen ein Deutschland unsympathisches Wachstum Japans, und es spricht für die Empfindlichkeit des nationalen Stolzes in Japan, daß man das auch nach fast zwei Jahrzehnten nicht vergessen hat Unsere Handelsbeziehungen zu Japan sind dadurch zweifellos gestört, unsere allgemeinen und politischen Beziehungen getrübt worden, ohne daß in China auf der anderen Seite ein Aktivum in der Bilanz zu ziehen wäre. Wir waren nicht so uneigennützig, die

Dienste für China unentgeltlich zu tun, was vielleicht eine starke Sympathie in China für Deutschland hätte wachrufen können, eine Sympathie, die später in Warenbestellungen und in Bevorzugung im Handelsgeschäft ihren Ausdruck hätte finden können. Daß aber der Gewinn der Liaotung-Halbinsel durch jene Einmischung ein Segen für China gewesen wäre, kann füglich nicht behauptet werden, wenn man bedenkt, daß die hilfsbereiten Chinafreunde bald darauf nicht nur die gleiche Halbinsel, sondern auch Kiautschou, Kuangschou nebst Eisenbahnkonzessionen und andere Rechte für sich beanspruchten und dadurch auch England zur Wegnahme von Weihaiwei veranlaßten. Vielleicht wäre das alles auch ohnehin gekommen, aber daß es im Anschluß an Schimonoseki kam, trug sicherlich nicht dazu bei, diesem Schritte ein besonders freundliches Gedenken in China zu sichern. Tatsächlich ist die deutsche Hilfe für China im Lande so gut wie spurlos vorübergegangen, oder wo sie einmal moralisch erobernd gewirkt haben mag, längst wieder vergessen.

Auf der anderen Seite ist hier zu sagen, daß der Erwerb von Tsingtau und Umgebung — wie man richtiger sagen sollte, um falsche Größenvorstellungen zu vermeiden, die mit der Bezeichnung „Deutsch-Kiautschou-Gebiet" unwillkürlich verbunden sind — dem deutschen Ansehen in China nicht geschadet hat. Wohl genießen heute die territorial uninteressiertesten Amerikaner am meisten Kredit von allen fremden Nationalitäten, aber es ist doch fraglich, ob sie das allein der mehr negativen Tatsache, keinen chinesischen Boden unter ihrer Herrschaft zu haben, verdanken, oder nicht vielmehr recht positiven Arbeiten, als da sind die Tätigkeit ihrer Missionen, der Verzicht des auf Amerika entfallenden Teiles der Boxer-Entschädigung zu Gunsten der Entsendung von 80 Studenten jährlich zum Studium auf amerikanischen Hochschulen, der Knox'sche Vorschlag, die Bahnen der von Rußland und Japan hart bedrängten Mandschurei zu neutralisieren, um sie dadurch für politische Erwerbszwecke der beiden Nationen auszuschalten —, ein Vorschlag, dessen Scheitern infolge des Widerspruchs der beiden betroffenen Nationen man in Amerika sicherlich voraussah, den man aber doch machte, um sich in China Sympathien zu erwerben, und den man später durch die große mandschurische Industrialisierungs-Anleihe in anderer Form doch noch zu verwirklichen suchte. Machtentfaltung und Machtbenutzung allein schaden in den Augen der Chinesen nichts, könnten eher nützen. So hat es den Amerikanern nichts geschadet, daß sie während der verflossenen Revolutionswirren eine übermäßig große Zahl von Truppen auf chinesischem Boden stehen hatten, und es hat den Deutschen nichts genutzt, daß

sie etwas eilig ihre frühere Besatzungsbrigade aufgelöst haben und während der Revolution so gering durch Truppenaufgebot in China vertreten waren, daß es im Ernstfalle nicht einmal zum Schutze der allerwichtigsten deutschen Interessen ausgereicht hätte. Die Portugiesen macht beispielsweise nicht der Besitz der Kolonie Macao den Chinesen verhaßt, sondern die miserable Verwaltung und die Ausgestaltung des Platzes zu einer großen Opium- und Spielhölle, während man zu gleicher Zeit in China den beiden Lastern energisch zu steuern sucht. Und wenn auch den Chinesen der englische, französische, russische, japanische und deutsche Besitz chinesischen Bodens nicht erfreulich sein mag, wenn ein künftiger Nationalstolz und Chauvinismus auch in Zukunft einmal zur Rückgewinnung allen chinesischen Landes für die Chinesen drängen wird, so würden wir heute durch ein von uns ausgehendes freiwilliges Vorwegnehmen solcher künftigen Ereignisse nichts gewinnen, als Spott und Hohn, und Alles verlieren.

Das Eine aber darf hier ausgesprochen werden, daß Tsingtau keine territoriale Erwerbung, keine Kolonie im eigentlichen Sinne darstellt. Dazu ist es viel zu klein und in sich zu schwach. Es ist ein Stützpunkt und ein großer Ausstellungsraum für unsere Leistungen in Städtebau, Anlagen, Schulen, Verwaltung und allgemeiner Kultur, nichts weiter. Der Gedanke, Schantung als deutsche Interessen-Sphäre zu betrachten, ähnlich wie Japan Korea lange als seine Interessen-Sphäre behandelte, um es später zu besitzen, ist immer mehr aufgegeben worden, jemehr der Gedanke einer allgemeinen Aufteilung Chinas unter die Mächte verschwand. Immerhin ist zu sagen, daß ein konzentrierter Angriff Englands, Frankreichs, Rußlands und Japans gegen chinesischen Boden, ein Zusammengehen, für das die Anzeichen sich mehren und das die Lostrennung der Außenteile der Mongolei und Tibets, aber auch der Mandschurei und Yünnans erstrebt, auch andere Mächte in die Notwendigkeit versetzen müßte, zum Schutze ihrer Interessen geeignete Maßnahmen zu ergreifen. Für heute ist festzustellen, daß Deutschland und Amerika die beiden einzigen Nationen sind, die China gegenüber politisch nur das Interesse gegenseitiger Achtung und Freundschaft haben, und deren Politik nicht durch den Wunsch von Landerwerb in dieser oder jener Richtung beeinflußt wird. Beiden Nationen kann nur an wirtschaftlichem Aufschwung und guten Handelsbeziehungen liegen, das wird allerdings bedingt durch Ruhe im Innern Chinas und auch von außen her, und so sind diese beiden Mächte neben China selbst die Hauptinteressenten an einer völligen Integrität Chinas, besonders aus der Erwägung heraus, daß in den von fremden Mächten okkupierten Teilen chinesischen Bodens das

Prinzip der offenen Tür zumeist nur auf dem Papier besteht, da nicht überall die deutsch-chinesische Organisation des Seezoll-Dienstes, die in Tsingtau besteht — dort befindet sich ein chinesisches Seezoll-Amt, und alle eingehenden Waren bezahlen Eingangszoll; für die im Schutzgebiet verbrauchte Ware wird ein bestimmter Prozentsatz der reinen Einnahmen des Seezolles der deutschen Verwaltung zurückgezahlt, der Ausgang aus dem Schutzgebiet ins chinesische Hinterland ist aber frei und ungestört — akzeptiert worden ist. Freilich gibt es neben dem Interesse an Landerwerb auch ein allgemeines politisches Interesse des Ansehens und des Einflusses, das sich später zu Lieferungsvergebungen und Konzessionen zu verdichten pflegt. Ein solches allgemeineres Interesse hat naturgemäß Deutschland mit allen anderen Mächten, weil es seiner Industrie den gebührenden Anteil an der Deckung der Riesenzukunftsbedürfnisse eines kommenden China sichern muß. Solchen Einfluß und solches Ansehen gewinnt man durch hervorragende Leistungen, aber auch durch persönliche Beziehungen. Niemand kann sagen, daß, was die offizielle diplomatische Vertretung angeht, Deutschland hier besonders günstig gestellt sei. Der deutsche Gesandtschaftsposten in Peking wird als Posten zweiter Gattung nach der Anciennität und der Reihenfolge, nicht nach der besonderen Eignung der Inhaber vergeben. Nirgends aber erfordert die Leitung einer Gesandtschaft einen selbständigeren, kenntnisreicheren, gebildeteren und gewandteren Diplomaten als gerade in China. Ein Gesandter, der es nicht in seinen wichtigsten Provinzen kennt, wird hilflos Situationen gegenüberstehen, deren Grundlage die psychologische Einschätzung der Bewohner mancher Provinzen bildet. Er wird verständnislos oder doch zum mindesten erfolglos arbeiten, wo es sich um wirtschaftliche Verschiedenheiten von Nord und Süd, Ost und West handelt und ein Ausgleich selbst deutscher weit auseinander gehender Interessen verlangt wird. Er wird die größten Schwierigkeiten haben, der rasch wechselnden chinesischen hohen Beamtenschaft gegenüber, die sich aus Provinzialen aller Schattierungen zusammensetzt, Kenntnisse, Unterscheidungsvermögen und Urteilsfähigkeit zu besitzen. Der allergründlichste Kenner Chinas wäre gerade gut genug. Es soll keine Kritik der Persönlichkeiten damit verbunden sein, wenn hier die Tatsache festgestellt wird, daß der gegenwärtige deutsche Gesandte, der China vorher nicht kannte, kaum ein halbes Jahr auf seinem Posten in Peking war, als die Revolution losbrach, daß der erste Attaché dieser Gesandtschaft mitten während der Wirren seinen Posten verließ, um auf Urlaub zu gehen und später nach Indien versetzt zu werden, daß der erste Dolmetscher

auf Heimatsurlaub war und niemand daran dachte, ihn zurückzurufen, daß der zweite Attaché Peking in den Anfangsstadien der Republik verließ, sodaß die wirkliche Kenntnis von China und Land und Leuten in entscheidender Zeit bei zwei Dolmetschern lag. Darin und in der Tatsache, daß verschiedene deutsche Konsulate während der Hauptereignisse nicht mit ihren Leitern, sondern mit Ersatzleuten besetzt waren, daß man nicht wie in Kriegszeiten alle Männer auf ihren jetzt besonders verantwortungsvollen Posten beließ oder sie schleunigst hinberief, liegt aber eine solche Desorganisation und Gleichgültigkeit, daß man sich nicht wundern darf, wenn die hervorragend wichtigen Posten eines Beraters des Präsidenten der Republik, eines Beraters im Finanzministerium, im Unterrichtsministerium und in der Militärverwaltung mit Angehörigen anderer Nationen besetzt wurden, während Deutschland leer ausging. Denn daß ein Deutscher die wichtige Stelle eines Reorganisators der Salzzölle (auf deren künftigen Einnahmen die Tilgung der Boxerentschädigung und des Anleihedienstes für die neue große Reformanleihe zumeist beruht) bekommen solle, ist noch nicht bestätigt, und selbst wenn es so sein sollte, so wäre das ein gewissermaßen passiver Posten, während den übrigen Beratern ein direkter Einfluß auf Geistesrichtung und auch auf Lieferungsvergebungen zustände. Es ist erfreulich, festzustellen, daß dieses System bei der Marineverwaltung Tsingtaus nicht zu beobachten war. Abgesehen davon, daß der neue Gouverneur erst spät ernannt wurde und erst zu Beginn des November 1911 auf seinem Posten eintraf, dessen Obliegenheiten er durch früheren langen Aufenthalt in China kannte, waren die verantwortlichen Leiter der Ressorts alle zur Stelle, und der moralische und materielle Erfolg, den das deutsche Schutzgebiet während der Revolution zu verzeichnen hat, ist sicherlich mit auf die stetige und energische Arbeit aller Beteiligten gerade in der für China so schwierigen Übergangszeit zurückzuführen.

Das, was der Zentralstelle in Peking mangelt, eine enge Fühlungnahme mit chinesischen Kreisen, das hat sich nach einigem Zögern bei der Verwaltung des Pachtgebietes gerade im Verlaufe der Revolution eingestellt. Es ist ja einigermaßen schwer für den einzelnen und entsprechend schwerer für eine bureaukratisch organisierte Verwaltung, sich in den Umschwung hineinzudenken, der in einem Jahrzehnt sich in China vollzogen hat. Die dauernden Amputationen am chinesischen Reiche, die gleichmäßig von allen Fremden vorgenommen wurden, führten noch im Jahre 1900 zu einem leidenschaftlichen Ausbruch der Volksstimmung. Damals gelang es ohne Mühe den herrschenden Kreisen, das, was an Dynastie-Feindlichkeit in dieser Bewegung von Anfang an steckte, und was in

allen Bewegungen der letzten 200 Jahre steckte, abzulenken auf die Fremden, insbesondere auf die Missionare, die man nicht zu unrecht an manchen Orten mehr als politisch wirtschaftliche Emissäre ihrer Länder, denn als unpolitisch friedliche Verbreiter einer religiösen Lehre ansah. Die Folge war der Kriegszug gegen die Boxer. Wo die Truppen sprechen, hört aber die Diplomatie auf. Die kriegerische Behandlung der Chinesen in der Feldzugszeit färbte auch auf die später wieder friedlicheren Beziehungen der Fremden zu den Chinesen beträchtlich ab. Es herrschte eine Stimmung, die einer Ausschließung der Chinesen nicht nur von den Wohnorten der Fremden in ihren Niederlassungen, sondern auch von der Gesellschaft günstig war. Dann kam ein großer wirtschaftlicher Aufschwung, die jungchinesische Strömung wuchs empor, die nur in der Übernahme europäischer Machtmittel und technischer Vervollkommnung einige Aussicht auf Wiedererlangung der chinesischen Weltgeltung sah. Der Warenhandel hob sich, die Aussicht auf Konzessionen und Eisenbahn- und Militärlieferungen stieg. Im gleichen Maße stieg wieder die Achtung vor den Chinesen, und ein förmliches Wettrennen um ihre Gunst, nicht immer würdevoll und achtungerwerbend, gab den Chinesen in weniger Jahren zurück, was ihnen die Boxerunruhen genommen hatten. Die Kaufmannschaft der Fremden machte eine solche rasche Sinnesänderung natürlich aus Geschäftsrücksichten und aus dem täglichen innigeren Verkehr mit der chinesischen Geschäftswelt leichter mit als die Verwaltungen. Es erhob sich ein Sturm der Entrüstung in der deutschen Kaufmannschaft von Tientsin, als das Auswärtige Amt in Berlin noch im Frühjahr 1912 den weiteren Verkauf von Grund und Boden und Häusern in der deutschen Niederlassung an Chinesen (es handelte sich um mandschurische Prinzen, die sich hier in Sicherheit bringen wollten, und zwar um frühere Machthaber, deren Persönlichkeit und Vermögen ein wirklicher Gewinn für die Niederlassung hätten sein müssen) verbot, nachdem zuerst zwei derartige Verkäufe anstandslos gestattet worden waren. Man entschied eben in Berlin noch auf Grund der aktenmäßigen Kenntnis der chinesischen Verhältnisse, und darin war vielleicht von dem inneren Umschwung der Dinge wenig zu finden. Der wichtige Konsulatsposten von Tientsin war in der entscheidenden Revolutionszeit, wo es galt, Symptome zu erkennen und weniger nach den Ereignissen, als nach den inneren treibenden Kräften, nach den Stimmungen zu urteilen, durch einen Verweser besetzt, da der Konsul auf Heimatsurlaub war. Zu der gleichen Zeit, da sich dies in Tientsin ereignete, geschah in Tsingtau alles, um möglichst schmerzlos und unauffällig mit den veralteten Sitten und Vor-

stellungen zu brechen. Man gestattete den Chinesen ohne weiteres, wenn sie nur die baupolizeilichen Bestimmungen erfüllten, inmitten des ihnen bisher weniger de iure, als de facto verschlossenen Stadtteiles der Deutschen zu wohnen. Man wußte durch eine äußerst geschickte Tätigkeit auch wirklich vermögende Chinesen nach der Kolonie zu ziehen, obgleich bisher gerade der Widerstand gegen die deutsche Kolonie — in Hongkong war das seit Jahrzehnten anders gewesen — gute und geachtete Chinesen beseelt hatte und darin eine gewisse Gefahr für die Weiterentwicklung des Hafens gelegen war. Im April gab es in Tsingtau etwa 10 Generalgouverneure, Gouverneure und frühere Minister, und einige 20 höhere Provinzialbeamte, die den Schutz der deutschen Ordnung und guten Verwaltung der Unsicherheit der innerpolitischen Entwicklung in ihrer eigenen Heimat vorzogen. Die Grundstücksverkäufe an Chinesen mehrten sich, und es war Aussicht, daß diese Chinesen nicht nur in Tsingtau Schutz suchten, sondern auch hier neue geschäftliche Unternehmungen begannen und damit ein wertvolles Glied in der Verbindung des Hafens mit dem Hinterlande und seinen Hilfsquellen werden würden.

Es waren aber nicht nur die Deutschen, denen ein solcher Unterschied in der Politik zwischen Tsingtau und Tientsin auffiel, der nicht zum Heile des Ansehens des gesamten Deutschtums in China sein konnte. Es fehlte hier ebenso an einer Einheitlichkeit und vorherigen Verständigung über eine großzügige Politik zwischen Gesandtschaft, Tsingtau-Verwaltung und Generalkonsulat, wie auch in anderen Fällen ein Nebeneinanderarbeiten dieser drei Instanzen zu bemerken war.

Dazu kommt, daß die Organisation des deutschen Konsulatsdienstes derjenigen Voraussetzungen entbehrt, die zu einer günstigen Betätigung in China unerläßlich sind. Englands Konsulardienst in China weist unter 30 Plätzen, an denen England konsularisch vertreten ist, 8 Generalkonsulate auf, von denen Schanghai naturgemäß das größte ist (unter den 13500 Fremden dieser Niederlassung befanden sich Ende 1910 im ganzen 4500 Engländer), die aber in Canton, Tschengtu, Hankau, Kaschgar, Mukden, Tientsin und Yünnanfu im Mittelpunkte von Provinzen von solcher Größe und Eigenheit liegen, daß die englische Verwaltung mit Recht der Ansicht ist: zur Beobachtung des Wirtschaftslebens eines derartigen Gebietes ist ein selbständiger, auch äußerlich mit allen Befugnissen ausgestatteter Generalkonsul nötig, dem seine Stellung alle Mittel an die Hand gibt, entsprechend aufzutreten. Die tatsächlichen Verhältnisse sind naturgemäß für Deutschland die gleichen, nur daß ihnen das Verwaltungssystem nicht Rechnung trägt. Es soll hier

weniger Gewicht darauf gelegt werden, daß nach diplomatischem Gebrauche überall der Generalkonsul im Range den Vortritt hat vor den Vertretern der übrigen Nationen, wenn sie nur Konsuln sind. Auch dieser Umstand ist nicht zu unterschätzen. Denn der Doyen des konsularischen Korps hat manche Gelegenheit zu besonderem Verkehr mit den Behörden, und wenn man einem noch so dienstalten deutschen Konsul diese Möglichkeit nimmt, nur weil ein beträchtlich jüngerer englischer Kollege den Titel Generalkonsul führt, so begibt man sich damit mancher kleinen Vorteile, mögen sie noch so geringfügig sein, weil ja mehr als das Amt und die äußere Stellung die innere Tüchtigkeit des Inhabers wiegt. Wesentlicher ist schon, daß an Orten, wo der deutsche Handel überwiegt, oder dem englischen ebenbürtig ist, wie in Hankau und Tientsin, Mukden und Canton, der deutsche Konsul im Range diese Ebenbürtigkeit nicht zum Ausdruck bringt. Endlich ist es das Wichtigste, daß die Stellung der Konsuln selbst durch dieses System unsicher wird. Gerade die letzten politischen Ereignisse haben bewiesen, wie selbständig und selbstverantwortlich ein Konsul in China zu manchen Zeiten handeln muß. Hankau war während der wichtigsten Revolutionstage von jedem Verkehr mit der Außenwelt abgeschnitten. Der Konsul war während dieser Zeit völlig auf sich selbst angewiesen, ohne aber doch die innere Selbständigkeit zu haben, die ihn von dem Generalkonsulat in Schanghai völlig loslöste. Die einzelnen Teile dieses Riesenreiches sind eben wirtschaftlich, klimatisch und psychologisch so verschieden voneinander, daß jeder nur nach sich in erster Linie und erst dann nach der Zusammengehörigkeit zum großen Ganzen beurteilt werden will. Dazu ist die bureaukratische Zentralstelle in Schanghai völlig außer Stand. Die Inhaber des unter solchen Umständen doppelt verantwortungsvollen Generalkonsulats kennen aus eigener Anschauung zumeist nicht den zehnten Teil des Gebietes, über das sie ihre zusammenfassenden Berichte nach Deutschland senden sollen, wo man an und für sich dem höheren Beamten mehr Glauben schenken wird, als dem kenntnisreicheren Unterbeamten. Mit der schon seit langer Zeit befürworteten Änderung der Konsulatsorganisation in China, die an allen wichtigen Punkten eigene Generalkonsulate erforderte, zum mindesten überall da, wo der in China vorhandene Gegensatz zwischen Nord und Süd und zwischen Provinzen und Reich politische und wirtschaftliche Unterschiede allerschärfster Art geschaffen hat, soll keineswegs eine weitere Dezentralisation des gesamten Chinadienstes gefordert werden, die ja heute schon in dem oft verbindungslosen Nebeneinanderbestehen von Gesandtschaft, Generalkonsulat und Pachtgebietsverwaltung keinen wünschens-

werten Zustand darstellt. Es soll nur vorhandenen Zuständen besser Rechnung getragen werden, wobei als Krönung des ganzen Baues eine Zentralstelle gedacht ist. Wir kennen heute in China drei Stellen: die Gesandtschaft in Peking, die mehr theoretisch-diplomatischen Wert hat, das Generalkonsulat in Schanghai, das als die Vertretung des gesamten Konsulatsdienstes gilt, und das Pachtgebiet Tsingtau. Von diesen drei Faktoren wird der letzte zweifellos, bei all seinem Wert als besonderem Stützpunkt, als Einfalls- und Ausfalls-Pforte für Handel und Kultur in seiner Gesamtstellung und Wichtigkeit für die deutschen Interessen in China heute etwas überschätzt. Die Beliebtheit der Marineverwaltung und die Unbeliebtheit des Auswärtigen Amtes in der Heimat mag daran eine gewisse Schuld tragen. Jedenfalls wird zu oft vergessen, daß in Tsingtau doch nur ein bescheidener Teil der deutschen Interessen in China kulminiert. Und wenn auch einige Vorrechte für diesen Faktor angemessen sein mögen, weil der Wert der ganzen Musterausstellung Tsingtau sicherlich moralisch auch für das Ansehen des Deutschtums und den Handel an anderen Plätzen der Küste ins Gewicht fällt, so entspricht doch die heutige Einschätzung nicht den wirklichen Verhältnissen. Der Sitz des Generalkonsulats in Schanghai aber wiederum verlegt den Schwerpunkt der Handelsinteressenten unberechtigterweise ganz nach Schanghai und läßt Schanghai immer noch als den allein ausschlaggebenden Hafen für Export und Import erscheinen, der er längst nicht mehr ist. Daß dem so ist, dafür genügt ein einziges Beispiel: das deutsche Reich unterhält beim Generalkonsulat in Schanghai einen „Handelssachverständigen für China", und ohne die Persönlichkeit dieses Herrn irgendwie berühren zu wollen, darf darauf hingewiesen werden, daß es ein früherer Schanghaier Kaufmann ist, der an diesem Platz groß geworden ist und die Handelsverhältnisse dort zweifellos kennt, der aber während seiner dreijährigen Amtsdauer auch nicht eine einzige Reise auch nach anderen Hafenplätzen des Riesenreiches oder ins Innere unternommen hat. Von den einzelnen Beamten dieses Generalkonsulats gar nicht zu reden, die ja natürlich nicht dauernd in China herumreisen können, um sich die zu ihrem Urteil unerläßlichen Unterlagen an persönlichen Kenntnissen der Verhältnisse zu schaffen.

Es ist ganz charakteristisch, daß sich Engländer und Franzosen längst da eine gute Presse geschaffen haben, wo unter den heutigen Verhältnissen ein Einfluß auf Regierungs- und Beamtenkreise zu gewinnen ist. Die fremde Kaufmannschaft in Schanghai besitzt ihre Zeitungen und Zeitschriften, und Deutschland ist da durch eine der besten, wenn nicht die beste Wochenschrift,

den Ostasiatischen Lloyd, vertreten. In Tientsin aber, und insbesondere in Peking, wo sich die Dinge entscheiden, sind wir gegenüber guten und vorzüglich geleiteten englischen und französischen Zeitungen nur durch ein völlig bedeutungsloses kleines Tageblättchen vertreten, das keine eigene Meinung hat, geschweige denn für deren Eindringen in die Köpfe chinesischer Beamten und Regierender Sorge tragen kann. Es fehlt auch hier an einer gleichmäßigen Kräfteverteilung in China. Wenn freilich die Zeitungspolitik erwähnt wird, muß auch eine Unterlassungssünde der deutschen Presse berührt werden. Von einer einzigen Ausnahme abgesehen, bei der es sich um ein deutsches Blatt handelt, das als politisch kaum angesprochen werden kann, hat die deutsche große politische Presse keinen selbständigen eigenen Vertreter in Peking, der durch das Gewicht seiner Persönlichkeit, durch den Einfluß seines Blattes in der Heimat und durch seine umfassende Tätigkeit die Politik der offiziellen Vertretung seines Landes so stützen und fördern könnte, wie das die außerordentlich hoch bezahlten und zu großzügiger Repräsentation in Stand gesetzten, auch von den diplomatischen Vertretungen ihrer Länder rein äußerlich sehr hochgestellten journalistischen Vertreter großer amerikanischer und englischer Zeitungen tun können.

Politisch ist der weitaus größte Teil unserer Aufgaben in China erst noch zu erfüllen. Es ist freilich fast noch wichtiger, in der Heimat erst einmal dasjenige Interesse für den fern-östlichen Zukunftsmarkt wachzurufen, erst einmal das Interesse von den Lieferanten und industriellen Exporteuren und Importeuren weg auf die große Masse des Volkes so zu verbreitern, daß Volk und Volksvertretung sich um diese Dinge kümmern, ihr Augenmerk auf China und die deutsche Arbeit dort lenken, womöglich sich persönliche Kenntnisse des Gebietes verschaffen und Vergleiche mit fremden Nationen und ihrer Arbeit anstellen, die uns erst zum Bewußtsein bringen können, was wir selbst geleistet haben und was uns zu tun noch übrig bleibt.

Erich Kramer: Die Schneeballhexe.

Ganz am letzten Ende der Stadt, wo sich der sandige Fahrweg zwischen Scheunen und Speichern in das flache Land hinauswindet, steht auf einem niedrigen Erdwall ein schmales, einstöckiges Haus. Man müßte es für einen Gemüsekeller oder Holzschuppen halten, den sich ein armer Kätner aus Abbruchmaterial dürftig zusammengeleimt hat, wenn nicht hinter den dunklen Scheiben des Straßenfensters bunte Kattungardinen herabhingen, neben der Tür aber ein rostiger Klingelzug und am Schwellenrand ein verbogenes Kratzeisen für die Schuhe angebracht wären.

Fast jeder Ziegel in den schiefen Wänden zeigt eine andere Farbe. Einer ist hellrot, einer tabaksbraun, ein dritter schwarz wie verkohltes Holz, ein vierter grauweiß wie mit Mehl gepudert und wieder ein anderer dunkelgrün, als hätte er im Schlamm eines Ententeiches gelegen, bevor man ihn einmauerte. Der Mörtel, der zu feinem Sande zerfallen ist, rieselt unaufhörlich aus den Fugen und wird vom Wind über den Vorplatz gejagt. Drei Krüppelweiden streuen im Sommer ihren dünnen Schatten, im Spätherbst ihr verschrumpftes Laub auf das bucklige Dach. Rechts liegt von einem Stacheldraht umzäunt die städtische Müllgrube, mit Haufen gelber Asche, mit Lumpen und Scherben gefüllt, und auf der anderen Seite dehnen sich unabsehbar weit Kartoffel- und Rübenäcker.

Aus diesem Hause trat an einem Septembermorgen ein kleiner Junge, sprang mit einem Satz den Erdwall hinunter und lief in klappernden Holzschuhen auf der Landstraße nach der Stadt zu. Seine Augen blinzelten verschlafen und ein wenig ängstlich unter der braunen Wollmütze, sein Kopf duckte sich fröstelnd zwischen die Schultern. In der einen Hand trug er ein Pack Hefte und Bücher, deren Ecken umgebogen und von vielen Fingerabdrücken blankgescheuert waren, und aus der Tasche des erdgrauen, vertragenen Röckchens stak ein Federpennal heraus.

Er trabte eifrig, ohne sich umzusehen, und die freie Hand dicht vor den Mund haltend und mit seinem warmen Atem hineinhauchend, immer geradeaus auf die Stadt zu. Doch bei den ersten Häusern verlangsamte er seinen Schritt. Dort war zwischen zwei Fachwerkscheunen eine hohe Zaunplanke, ein fauliger Kellergeruch strömte durch die Luft, und ein seltsames Knarren und Gemecker tönte hinter den moosgrünen Brettern. Der Kleine schlupfte aus den Holzschuhen, nahm sie in die Hand und schlich langsam vorüber. Er hatte hier einmal ein wildes Schreien und Schimpfen gehört, und als er in zaghafter Neugier stehen geblieben, war

plötzlich ein dicker, blutiger Knochen vor seine Füße herabgeflogen. Seit der Zeit glaubte er, hinter dem Zaun müßte etwas recht Unheimliches sein. Er fragte einen älteren Jungen um Rat, und der erzählte ihm, dort stünden lange Holzkisten voll toter Männer, die ein Kerl mit einem Ziegenkopf in lauter kleine Stückchen zersäge. Nun hätte er zu gern durch die Spalten der Planke geguckt, wenn er aber vorsichtig näher heranging, tönte das Knarren und Gemecker so gräßlich laut, daß er kopfüber fortrannte. Erst hundert Schritte davon wagte er aufatmend stehen zu bleiben und seine Holzpantoffeln anzuziehen.

Dann ging es im Schaukeltrab weiter an den Bäcker- und Fleischerläden vorbei. Er machte ein pfiffiges Gesicht, daß er es diesmal wieder so gut überstanden hatte, ließ seine Sohlen derb aufs Pflaster knallen, schwang das Bücherpaket in der Luft und hieb mit der Faust an die Blechröhren, die von den Häusern in den Rinnstein hinunterhingen. Die Kirchenuhr fing eben zu schlagen an, da gab er sich einen Ruck und fuhr polternd über den Marktplatz mitten in die offene Schultür hinein.

In dem niedrigen, weißgetünchten Klassenzimmer steuerte er sofort auf seinen Platz los, ohne sich um das vielfältige Summen, Lachen und Gezeter der anderen zu kümmern, ordnete seine Bücher, legte die Hände gefaltet aufs Pult und wartete.

Plötzlich brach der Lärm jäh ab wie das Froschgequake, wenn ein Stein in den Sumpf geworfen wird. Ein dicker, graubärtiger Mann mit einer spiegelblanken Glatze schritt rasch durch das Zimmer.

„Munter, Kinder,“ sagte er, „munter; den Choral vierundsechzig, Vers drei bis fünf.“

Ein älterer Junge strich die Geige, deren Töne scharf und hart ins Ohr schnitten, und die Schüler sangen mit weit aufgerissenem Mund und ein wenig schleppend. Der Kleine aus der Ziegelkate wunderte sich oft über die seltsamen Worte von demütigen Gottesknechten, von Not und Trübsalspein, die im Liede standen und die ihm so verzwickt und geschnörkelt vorkamen, wie das alte Schloß draußen am Schultor. Er dachte, während er ernsthaft sang, darüber nach, was sie wohl bedeuten möchten. Einige hörten sich sehr komisch an, man mußte sie mit lauter Stimme herausschreien, damit nicht das Lachen, das unten den Leib zwickte, in die Kehle fahre, andere wieder hatten etwas Unheimliches, Drohendes und machten das Herz beklommen, und vor einem Verse zitterte er geradezu, denn sobald dieser gesungen wurde, konnte er sicher sein, daß er im Laufe des Vormittags ein paar Hiebe mit dem flachen Lineal aufgezählt bekam.

Das Frage- und Antwortspiel begann. Die Finger schnellten in die Höhe, schrille Stimmchen leierten hastig ihre Aufgabe oder stockten angstvoll, zappelten noch ein wenig, bis sie mutlos in einem Tränenerguß und sanften Geheule untergingen.

Der Kleine hielt den Blick starr auf den blanken Kahlkopf des Kantors gerichtet, der wie eine Kugel aus dem spärlichen Haarkranz heraussteckte. Das freundliche, wohlwollende Lachen und die aufmunternden Worte, mit denen der dicke Mann ungerührt durch Bitten und Klagen das Lineal schwang und die Strafen austeilte, flößten ihm einen ungeheuren Schrecken ein. Er glaubte, daß nun gleich an ihn die Reihe käme und daß er dann alles vergessen hätte. Aber es ging meist über Erwarten gut, nur die Stimme zitterte etwas. Doch wenn er nach Luft schnappend auf seinen Sitz plumpste, konnte er kaum die Tränen hinunterwürgen.

In den Pausen stand er, die kleinen Arme auf dem Rücken verschränkt, unter der Schultür und sah ernsthaft und nachdenklich zu, wie die anderen sich balgten.

Endlich schlug die Mittagsstunde. Der Kantor ließ sich seinen grauen Pelerinenmantel hereinbringen, und die Jungen stoben lärmend nach allen Seiten fort.

Der Kleine trödelte vergnügt zur Stadt hinaus. Vor jedem Ladenfenster blieb er stehn und musterte die roten Zichorienstangen, die Kaffee- und Tabakspakete oder die schwarzen Tuchmützen mit blanken Lederschirmen. Dann kam wieder die Zaunplanke, aber es fiel ihm nicht ein, jetzt Furcht zu haben, die Sonne schien so hell, Fuhrwerke rasselten, Leute gingen auf der Straße, und von weitem winkte das buntscheckige Ziegelhaus mit den drei Krüppelweiden. Er sah etwas Dunkles und darüber einen roten Fleck sich hin und her bewegen wie ein Stehaufmännchen; das war seine Mutter, die in ihrem kleinen Krautgarten wirtschaftete. Er fand die Tür angelehnt, sprang über den Flur an der Bodentreppe vorbei in die Küche und holte sich sein Schüsselchen mit Kartoffeln und Specksauce von der Herdplatte herunter. Nach dem Essen, das er langsam und umständlich zu sich nahm, ging er hinaus, kniete wortlos neben der Mutter hin und begann ihr bei der Arbeit zu helfen.

Die Mutter war eine große, hagere Frau, schon ein wenig gebückt, schweigsam und unermüdlich schaffend, seit ihr trunksüchtiger Mann bei einer Schlägerei ums Leben gekommen. Während der ersten Stunden des Vormittags wusch und scheuerte sie in fremden Häusern, und am Nachmittag besorgte sie ihre eigene kümmerliche Wirtschaft. Der Junge hatte ein unbegrenztes Zutrauen zu ihr, das sich mit einer leisen Furcht paarte. Sie behandelte ihn weder freundlich noch besonders streng, doch konnte

es manchmal geschehen, daß sie, von Not und Ärger gepeinigt, in stummer, grundloser Wut über ihn herfiel und ihm eine Tracht Prügel verabfolgte. Dann duckte er sich, barg den Kopf unter den erhobenen Armen und ließ die Schläge ohne einen Schmerzenslaut auf seinen Rücken fallen, bis die Mutter endlich innehielt und ihn unwillig fortstieß, mehr über sich selber und ihr hartes Lebenslos, als über den Kleinen ergrimmt, der kaum je etwas Übles tat. Er sah sie verwundert und mit trockenen Augen an und schlich in einen Winkel.

Nachdem draußen die Gartenarbeit unter dem kühlen Wolkenhimmel bei Wind und Sonnenschein beendet war, bekam er seinen Vesperkaffee in einem bestoßenen Emailtöpfchen und eine dicke Schnitte rauhrindigen Schwarzbrotes, die er bedächtig bis zum letzten Krümchen aufknusperte. Dann stieg er die schmale Bodentreppe empor, um oben in der Dachkammer seine Schularbeiten zu machen. Diese war eigentlich der Vorratsraum der Witwe, der zugleich die Bettstatt des Jungen enthielt. Auf dem Fenstersims reihten sich grüne Steinguttöpfe mit Sauerkraut und Salzgurken gefüllt, in der Ecke lag ein Haufen Kartoffeln, und an der Wand hingen unter einem blaugedruckten, zerrissenen Kattunbezug die Winterjacken aus Schafsfell.

Der Kleine setzte sich an den Tisch, der vorne nur durch zwei wacklige, dünne Stelzen gehalten mit dem anderen Ende auf dem Fensterbrett lag, klappte seine Bücher auf und begann emsig zu lernen, den Kopf zwischen beiden Fäusten und halblaut vor sich hinmurmelnd. Die schwarzen Schriftzeichen mit den dicken Schleifen, den feinen Häkchen und Strichen erschienen ihm wie lebende Dinge, die mürrische oder vergnügte Geräusche machten. Das hochmütige K knarrte wie ein hölzerner Schraubengang, das schöne, vornehme L lispelte sanft und das windige S ringelte sich zischend wie eine Peitschenschnur. Bei einer solchen anschaulichen Lernweise konnte es nicht fehlen, daß er bald seine Sprüche im Kopfe hatte.

Nun kam der schwierigste Arbeitsteil: das Schreiben. Zögernd klappte er sein Heft auseinander, und beim Erblicken der leeren, weißen Seite, die er vollschreiben sollte, faßte ihn ein ängstliches Schwindelgefühl. Er tauchte die Feder ein, sah gewissenhaft nach, ob auch nicht zuviel Tinte daran hänge, damit es nicht klexe, und malte dann, mit gespreizten Ellbogen auf dem Tisch liegend und den schräge gehaltenen Kopf dicht über dem Papier, die ersten Worte hin. Trotz aller Vorsicht kratzte die alte Feder bisweilen boshaft, er fuhr erschrocken in die Höhe, und obgleich ihn für diesmal das Unglück eines schwarzen Spritzregens verschont hatte,

traute er sich doch erst nach einer geraumen Zeit weiterzuschreiben. Langsam füllte sich Linie auf Linie mit plumpen, zur Seite kippenden Buchstaben. Endlich, als schon die Dämmerung wie ein feiner Aschenregen auf das weiße Papier fiel, endlich war der letzte Strich getan. Er drückte behutsam das Löschblatt darüber, schloß das Heft und schnürte seine Bücher zusammen.

Die Mutter war fort, um ein paar Einkäufe zu machen.

Er ging in die Küche hinunter, setzte sich ans Fenster und guckte hinaus. Die Wolken zogen schwer und dunkel, der Wind sauste in den Krüppelweiden, und fern in der Stadt blinkten die ersten Lichter auf. Manchmal schob ein Lastwagen seine breiten Räder durch den Sand der Straße, die Pferde trotteten müde mit hängenden Köpfen und losem Geschirr, und der Fuhrknecht saß hoch oben auf dem strohgepolsterten Brett in eine gelbe Decke gewickelt und hielt die Leine achtlos zwischen den Fäusten, die in dicken, grauwollenen Handschuhen staken.

Der Kleine lehnte die Stirn an das kühle Fensterglas und wagte nicht, sich umzusehen. Hinter ihm im Hause war es totenstill. Wenn nun plötzlich, dachte er, die Türglocke läutete und draußen stünde der Mann mit dem Ziegenkopf und er müßte ihm aufmachen.

Endlich sah er seine Mutter im schwarzen Umschlagetuch, einen Korb am Arm die Landstraße herunterkommen. Er hielt sich ganz still, denn vielleicht war der Ziegenköpfige schon in der Küche hinter dem Spind versteckt und erwischte und zersägte ihn noch im letzten Augenblick. Die Mutter bog vom Wege ab und kam auf das Haus zu. Er hörte sie die Füße über den Schuhkratzer streifen, hörte, wie der Schlüssel hastig ins Schloß fuhr, aber er rührte sich nicht. Dann trat sie herein, stellte den Korb auf den Tisch und verwahrte ihr Tuch im Schrank.

Nun wurde der Kleine lebendig. Er glitt vom Stuhl auf den Boden, lief an den Herd und öffnete das eiserne Türchen zum Feuerloch. In der Asche glimmten noch ein paar rote Kohlen. Er legte Reisig und Späne auf und blies die schwache Glut an. Gelbe Flämmchen zuckten empor und sprangen knisternd am Holz entlang. Jetzt schob er große Torfstücke hinein, und einen Augenblick schien es, als wollten die schwarzen Klumpen das Feuer ersticken. Ein weißer Rauch quoll durch die wacklige Eisentür, aber bald fing es drinnen an zu prasseln, der rote Schein flog über die Wände, und der dunkle, kantige Schatten des Herdes rückte bis zur Decke auf.

Der Kleine tappte zufrieden mit seinem Werk über den glutbestrahlten Boden nach dem Fensterplatz. Doch jetzt blickte er

nicht mehr hinaus. Der Himmel war düster wie ein Teerbottich auf die Welt gestülpt und die Krüppelweiden schwankten unheimlich im Winde wie lange Männer mit plumpen Köpfen. Er drehte den Rücken nach dem Fenster und sah seiner Mutter zu, die am Herd mit Schüsseln und Pfannen hantierte. Ihre Schürze glühte grellrot, während das Gesicht als weißer Fleck im Schatten verschwamm.

„Mach Licht," sagte die Mutter.

Er kletterte auf einen Stuhl, holte das zerbeulte, öltriefende Blechlämpchen vom Bordbrett und entzündete den schwarzen, runzligen Docht.

Die Mutter stellte den Suppennapf und die Kartoffelschüssel auf den Tisch, und beide begannen schweigend zu essen.

Später nahm jedes eine Arbeit vor; die Mutter flickte Wäsche, und der Kleine saß auf einem Fußbänkchen am Herd und schnitzte an ein paar Brettchen herum, aus denen ein Wagen werden sollte. Doch oft ließ er das Messer sinken und blickte mit hochgezogenen Brauen starr durch die Ritzen des eisernen Türchens ins Feuerloch. Die Glut war zusammengefallen und beleuchtete nur schwach die rußigen Lehmwände. Gelbe Aschenbrocken lagen auf dem Rost, von glimmenden Adern durchzogen; hie und da sprang noch ein Flämmchen in die Höhe und zuckte und wackelte wie ein neugieriges Gesicht. Er sah in der sterbenden Glut Straßen und Häuser mit Kuppeln und Säulen, eine ganze Stadt aus brennendem Gold aufgebaut. Dort wohnten die kleinen Flammenmänner. Aber immer mehr losch die Glut dahin, nur winzige rote Pünktchen glimmten noch unter der Asche. Er dachte, nun sind die Flammenmänner schlafen gegangen und haben die Lampen in ihren Goldhäusern ausgeblasen.

Die Mutter legte die Näharbeit fort und sagte, daß es Zeit sei, ins Bett zu gehn. Sie leuchtete ihm in die Dachkammer hinauf und blieb dort, bis er sich ausgezogen hatte. Sie mochte ihm selbst kein Licht anvertrauen aus Angst, er könnte einmal Feuer machen.

Der Kleine deckte sich bis an die Ohren zu und schloß sofort die Augen. Er hörte die Mutter die Treppe hinuntergehn und unten im Flur den Riegel vorschieben. Dann knarrte noch einmal die Küchentür, und es wurde still im Hause. Er hätte jetzt um alles in der Welt nicht mehr die Augen öffnen mögen.

Längs der Wand ging ein Rascheln und Kratzen, das waren die Äste der Krüppelweiden, die der Wind hin- und hertrieb. Er dachte nach, ob wohl noch immer der Kerl mit dem Ziegenkopf hinter der Planke die toten Männer in Stücke zersägte. Dann fing

er leise an zu zählen. Wenn er bis hundert gekommen wäre, müßte er eingeschlafen sein. Doch plötzlich schien es ihm, als nähme er die Zahlen aus einem Kasten heraus und reihe sie vor sich an einer Schnur auf. Aber die Zahlen wurden so groß und schwer, daß er sie kaum halten konnte, und mit einem Mal liefen sie wie Reifen davon und er jagte ihnen nach über eine grüne Wiese. Er stolperte, er fiel in ein schwarzes Loch, er hörte neben sich ein wunderliches Knarren und Gemecker und wollte mit einem Satz wieder herausspringen, da war sein Hemd ringsherum am Boden festgenagelt. Plötzlich ergriff ihn ein Zugwind und wirbelte ihn in die Höhe, und er saß rittlings auf einer Wolke, die aber eigentlich nichts anderes war, als seiner Mutter großes, schwarzes Umschlagetuch, und segelte durch die Luft. So fuhr er über die Stadt, über den Marktplatz und das Dach der Schule hin und sah unten den Herrn Kantor im grauen Pelerinenmantel stehn, winzig klein wie eine Puppe und mit der Hand heraufwinken. Dann hörte er in ganz weiter Ferne die Stimme seiner Mutter, die ihm zurief. Er ging jetzt mit eiligem Schritt über eine breite Hügelkuppe; die Erde war ausgedörrt und zerborsten, und aus den Spalten quoll rotes, fließendes Feuer. Ein schwarzer Himmel wölbte sich über ihm, doch als er genauer hinsah, waren es nur die rußigen Lehmwände des Herdes und der Hügel ein gelber Aschenbrocken. Nun tönte die Stimme ganz laut in seiner Nähe. Da fuhr er aus dem Schlaf, das trübe Morgenlicht schien durchs Fenster, die Mutter stand neben seinem Bett und rief ihm zu, daß es Zeit zum Aufstehen sei.

So gingen die Tage und Nächte hin voller Gefahren, Abenteuer und Träume.

Das welke Laub fiel von den Krüppelweiden, der Spätherbstwind heulte und schwere Wolken und Nebel zogen über das flache Land. Die Mutter hängte einen Strohkranz um die Flurtür und klebte die Fensterritzen mit Pappstreifen zu.

Einmal — es war schon Anfang Dezembers — beim Nachmittagsunterricht, der im Sommerhalbjahr wegen der Ernte ausgefallen, nach den Herbstferien aber wieder begonnen hatte, guckte der Kleine vom Buch auf. Er wunderte sich, daß es schon so früh dunkel würde; man konnte kaum noch die Schrift lesen. Da sah er an den Scheiben weiße Flocken immer dichter und dichter herabwirbeln.

„Kinder, es gibt Schnee,“ sagte der Kantor. Nun drängte sich alles an die Fenster und guckte in den Himmel hinauf. Die Abendsonne brach durch die Wolken und warf ihren blassen, gelben Schein über die Häuser des Marktplatzes, die dicke Wattehauben trugen.

Es war noch eine Viertelstunde bis Schulschluß, aber keiner mochte mehr aufmerken. Da klappte der Kantor sein Buch zu und schickte die Jungen nach Hause.

„Pelzflicker, Pelzflicker."

Fünfzig kleine erstaunte Gesichter streckten die Nasen in die Höhe, sperrten ihre Mäuler auf und ließen die Flocken hineinfallen. Dann kam ein großer Bengel auf den Gedanken, den Schnee zu probieren, ob er schon klamm sei. Der erste Ball wirbelte durch die Luft und zerplatzte an einer Pudelmütze. Gleich darauf war die Schlacht in vollem Gange. Der Kantor stand in seinem grauen Pelerinenmantel in der Tür und sah lachend zu.

Die Sonne ging unter, es wurde schon ein wenig dämmerig, und ein paar arg zerzauste, weißbeschüttete Duckmäuser schlichen sich fort. Aber die meisten blieben noch.

Der Kleine hatte sich an der Ecke des Schulhauses aufgestellt und beobachtete das Treiben. Da sah er plötzlich, wie ein seltsames, gebücktes Wesen in ein großes, schwarzes Fransentuch gewickelt, das hinten am Boden nachschleppte, und eine feuerrote Haube auf dem Kopf mitten durch die balgenden Jungen humpelte. Keiner schien es zu bemerken, obschon es an seinem Stock langsam wie eine Schnecke hinschlich. Nun drehte es sich ein wenig, und er sah unter dem Tuch ein verschrumpftes Altweibergesicht, an dem das dünne Haar grau und zottlig wie Baumflechten herabhing. Die Stirn nahm über die Hälfte des Gesichts ein, und Augen, Nase, Mund und Kinn klebten an ihr wie durch einen Druck zusammengepreßt.

Der Kleine wunderte sich, wo das häßliche Wesen herkäme, es ärgerte ihn, daß es so langsam und gelassen durch die Schlachtordnung tappte, da griff er in den Schnee, rollte einen großen Ball und warf ihn der Alten mitten ins Gesicht.

Im selben Augenblick schleuderte ihn ein heftiger Stoß zu Boden, er fühlte, wie sich etwas schwer auf ihn setzte und lange Finger hart und dürr wie vertrocknete Äste ihn an der Brust packten und unbarmherzig kniffen. Er war von dem Stoß ein wenig betäubt und glaubte, daß ihm irgendwer von den Schulkameraden ein Bein gestellt habe, doch als er die Augen aufschlug, sah er über sich den grinsenden Kopf des alten Weibes. Da fing er entsetzlich zu schreien an.

Die Jungen hörten mit der Balgerei auf, liefen herzu und drängten sich um ihn. Er lag am Boden, das Gesicht dunkelrot, fuchtelte mit den Armen und schrie immerfort in einem hellen, langgezogenen Ton, der wie das Pfeifen einer Dampfsirene klang. Die Kinder umstanden ihn ratlos und ängstlich, bis einer sich ein

Herz faßte und ihn an den Schultern aufhob. Er schien aus einem Traum zu erwachen, blickte verwirrt umher und atmete hastig, den Rücken gegen die Mauer gelehnt. Dann klopfte er den Schnee von den Kleidern, nahm sein Bücherpaket und trat wortlos den Heimweg an.

Ein kaltes Frösteln durchschüttelte ihn. Der Markt, die erleuchteten Schaufenster, die dunklen Vorstadtgassen, die Zaunplanke, die Scheunen und Speicher glitten schattenhaft vorbei. Aber die Geräusche der Stadt, das Rädergeknarr, das Trappeln der Schritte und die Gespräche der Fußgänger drangen von allen Seiten scheltend und drohend auf ihn ein, und er ging zwischen ihnen hindurch wie von Mauern umstellt, die immer höher wuchsen und immer enger heranrückten. Endlich sah er das rote Fensterviereck der Ziegelkate aus der Dunkelheit winken.

Draußen im freien Feld pfiff ein leiser Wind und trieb die Äste der Krüppelweiden hin und her. Und der Ton des Windes und das Geflüster der Weiden wurden plötzlich zu Stimmen, die eindringliche Worte redend auf ihn zu kamen, immer näher, immer näher, fühlbar und körperlich wie hohe, weiche Lasten, unter denen man ersticken mußte.

Er trat in die Küche und setzte sich in seine Ecke. Die Mutter stand am Herd und kochte den Vesperkaffee. Auch dort war es dasselbe. Das Rasseln der Töpfe, das Knattern des Feuers, alle Geräusche wurden zu Stimmen, die mit immer lauteren Scheltreden auf ihn eindrangen.

Er ließ sein Essen stehn. Die Mutter fragte, was ihm fehle, doch er sah nur ängstlich zu ihr auf, denn ihre Stimme hatte einen so drohend harten Klang angenommen.

Sie brachte ihn ins Bett, deckte ihn gut zu und ging dann wieder an ihre Arbeit.

Nun lag er allein in der Dachkammer, bald fieberheiß glühend, bald von eisigem Frost geschüttelt. Und plötzlich fing die Stille um ihn her zu tönen an. Aus dem Dunkel kamen Worte und wälzten sich riesengroß und schwer auf seine Brust. Und immer neue Worte kamen, häßliche, drohende Worte; die ganze Stube war von ihnen erfüllt. Sie rückten die Wände weit auseinander, sie hoben das Dach in die Höhe. Der Kleine glaubte, in einem meilenlangen Kirchenschiff zu liegen, durch das die Stimmen langsam zu unerträglicher Stärke anwachsend auf ihn zu rollten. Endlich überkam ihn der Schlaf.

Am nächsten Tage fühlte er sich etwas besser. Die Mutter hatte wegen seiner Krankheit ihre Vormittagsgänge unterlassen,

doch als sie ihn so frisch sah, wollte sie am Nachmittag das Versäumte einholen.

Sie trat, in ihr schwarzes Umschlagetuch gewickelt und die rote Wollhaube auf dem Kopf, noch einmal in die Dachkammer und sagte mit rauher Freundlichkeit, er möchte nicht bange sein, da sie schon beim Dunkelwerden zurückkäme.

Nun lag er ein wenig müde und still wartend in dem einsamen Haus. Die Wintersonne schien durch die Scheiben, brach sich im Spiegel einer Wasserschüssel und warf zitternde Goldringe an die Wand, die sich zu einem breiten Teppich verwoben. Draußen vor dem Fenster lag ein dicker Schneestreif, und ab und zu kamen ein paar graue Sperlinge herangeschwirrt, pickten ans Glas, zwitscherten und stoben wieder davon. Doch die Farben des Goldteppichs verblichen nach und nach, die Dämmerung fiel in Schleiern von der Decke herab und aus den Winkeln erhoben sich dunkle Schatten und krochen über den Boden, wie Raubtiere, die ihre breiten, weichen Tatzen lautlos vorwärtsschieben.

Der Kleine dachte, daß nun bald seine Mutter kommen müßte. Da hörte er plötzlich unten die Flurglocke tönen, ganz leise, als hätte sie ein abgebröckeltes Kalkstückchen gestreift. Behutsame Schritte gingen die Treppe herauf, die Tür öffnete sich langsam, und er sah im dämmrigen Licht über das Fußende des Bettes fortblickend eine dunkle Gestalt mit einer roten Haube im Türrahmen stehn. Gott sei Dank, die Mutter war schon zurück. Aber sie sprach ja kein Wort, und es dauerte so schrecklich lange, bis sie an sein Bett trat.

Er richtete sich auf. Am Boden kroch ein kleines Wesen auf allen Vieren, in ein schwarzes Fransentuch gewickelt, das hinten nachschleppte, und auf dem Kopf eine feuerrote Haube.

Der Kleine fiel steif wie ein Stück Holz in das Bett zurück. Er hörte ein hastiges Rascheln und merkte, wie sich etwas schwer auf ihn setzte. Er öffnete die Augen und sah ein gelbes Altweibergesicht, an dem das Haar grau und zottlig wie Baumflechten herabhing. Die Stirn nahm fast über die Hälfte des Gesichtes ein, und Nase, Mund und Kinn klebten an ihr wie durch einen Druck zusammengepreßt. Und dann packten ihn lange Finger hart und dürr wie abgestorbene Äste und kniffen ihn unbarmherzig.

Die Mutter fand bei ihrer Rückkehr den Kleinen in heftigem Fieber liegen. Sie erschrak, setzte sich mit der Lampe an sein Bett und horchte angstvoll auf jeden Atemzug. Aber bald wurde er wieder ruhiger und sank in tiefen Schlaf.

An einen Schulbesuch war jetzt nicht mehr zu denken. Der Kleine wurde von Tag zu Tag immer blasser und abgezehrter.

Mit dem Hereinbrechen der Dämmerung befiel ihn jedesmal eine grenzenlose Furcht, und die Mutter durfte keinen Schritt von seiner Seite gehen. Dann fing er plötzlich an, mit den Händen um sich zu schlagen, sein Gesicht wurde dunkelrot, und die Augen traten aus ihren Höhlen. Aber er schrie niemals, so groß auch die Schmerzen sein mochten, die er litt. Allmählich wurde er wieder ruhiger und fiel erschöpft in einen tiefen Schlaf.

Der Armenarzt, ein dicker, eilfertiger Herr, erschien in der Dachkammer. Seine hohe, vom Rauhfrost verbrämte Pelzmütze stieß fast an die Decke, und seine kleinen Augen zwinkerten mißvergnügt hinter den beschlagenen Gläsern der Goldbrille. Er brummte etwas vor sich hin, verschrieb Medikamente und ging wieder. Auch der Kantor kam. Sein Kahlkopf glänzte freundlich und spiegelblank, und der graue Pelerinenmantel erfüllte wehend die Stube. Der Kleine saß schmal und dünn wie ein Schatten in seinem Bett und lächelte teilnahmslos. Man hätte meinen sollen, daß die schwache Wintersonne mit ihrem Licht durch ihn hindurchdringen könnte, wie durch ein trübes, gläsernes Gefäß. Er redete fast nie ein Wort und aß nur wenig. Doch, wenn die Dämmerung herabsank, überfielen ihn die Krämpfe.

Einmal stand die Mutter bei einer wichtigen Arbeit in der Küche, so daß es unversehens Abend wurde und sie noch immer den kurzsichtigen Blick auf ihre Hände geheftet hielt. Da hörte sie plötzlich aus der Dachkammer einen langgezogenen, hellen Schrei, der wohl drei Minuten ohne Unterbrechung anhielt. Ihr aber schien er eine Ewigkeit zu dauern, und sie mußte sich an der Tischkante halten, um nicht umzusinken. Dann riß der Schrei mit einem Geräusch, als ginge etwas in Scherben, jäh ab.

Als sie zitternd die Lampe angesteckt hatte und auf den Flur gestürzt war, glaubte sie zu bemerken, daß die Bodentür ein wenig offen stünde. Aber es war nur Täuschung, sie fand die Tür fest eingeklinkt.

Sie trat in die Kammer, blieb einen Moment stehen und lauschte angstvoll. Drinnen rührte sich nichts.

Da hob sie die Lampe über das Bett.

Der Kleine lag starr ausgestreckt, ein seltsames Lächeln um den Mund und die Augen weit geöffnet, glanzlos und erloschen wie gefrorene Teiche.

Lothar Brieger:
Von der Notwendigkeit des Überflüssigen.

In Berlin hat sich ein neuer Verein gegründet, der eine alte Devise auf seine Fahne schrieb: Die Reform der Herrenkleidung. Der Kampf gilt nicht allein dem modernen Beinkleid (das verdrängt werden soll, jetzt, da endlich seit ein paar Jahren die Schneider es zu machen verstehen), auch der steife Hemdkragen soll mit ihm fallen und alles, was, wie die Fanatiker es nennen, zwecklos und überflüssig ist. Die Bewegung enthüllt sich als ein Teil der großen puritanistischen Ebbe, die gerne wieder die noch kärglichen Wellchen unserer beginnenden Kultur brechen möchte. Von neuem wird das Wort „notwendig" geheiligt und gesalbt. Und seine begeisterten Priester vergessen darüber ganz, daß es für die Kultur nur eine Art notwendiger Dinge gibt, die überflüssigen, daß der Snob, so karikaturistisch er immer wirken mag, wenigstens schon ein Zerrbild der Kultur ist, und daß, hätten ihre Voreltern gedacht wie sie, die Menschheit noch heute von Eicheln und rohem Fleisch leben würde. In den Augenblicken, da ein verfeinertes Geschöpf — heute gerne als psychopathisch bezeichnet — etwas ganz Überflüssiges, im allgemeinen Sinne Zweckloses eben um seiner scheinbaren Überflüssigkeit halber wollte und erstrebte, ging durch die ganze Rasse ein fühlbarer Ruck nach aufwärts. Ich stand einmal — in Paris — vor dem Geschäfte Gallés und neben mir ein junger schäbiger Franzose, der mit einer kleinen prächtigen Vase liebäugelte. Die Hand hatte er in die Tasche gesenkt, man sah, wie sie Geldmünzen zählte. Dann gab er sich einen Ruck und ging in den Laden, eine Minute später verschwand die Vase aus dem Schaufenster. Sicher, sie wird für die nächsten Tage des jungen Narren Mittag- und Abendessen gebildet haben. Aber nie fühlte ich so sinnlich deutlich, warum die Franzosen uns „über" sind und warum sie, in einer künstlerisch so unfruchtbaren Epoche, einen so großen Künstler wie Rodin hervorbringen konnten.

* * *

Mustergültig im Notwendigen sind ganz allein die Tiere. Es nimmt fürwahr nicht wunder, daß gerade die Apostel der modernen Religion des Praktischen und Notwendigen, Darwin und seine Jünger alle, immer wieder voll zärtlicher Liebe auf sie zurückgriffen und sie uns als Muster hinstellen, so daß man sich in der Tat bald mehr als ein entartetes, denn ein entwickeltes Tier erscheint. Sicher ist ja auch, wenn die Herren konsequent sein wollen, irgendeines Menschen Vorliebe für Dante oder Rembrandt nicht minder psycho-

pathisch im Hinblick auf die Notwendigkeit, als etwa Goethe Herrn Moebius in bezug auf die übrige Menschheit psychopathisch erschien.

Das Tier ist darauf gestellt, das Notwendige zu wollen und zu erreichen. Sein ganzer Körper ist so gebaut, daß es die notwendige Nahrung erwirbt; es hat den notwendigen Winterpelz — den wir so teuer bezahlen — ohne viel Sorgen ganz umsonst, seine Gliedmaßen sind für Kampf und Hausbau ohne stehendes Heer und Architekten geschaffen. Ja, es besitzt sogar die Schutzfärbung und oft für alle Fälle einen Schutzsaft, den es verspritzt, wobei es in all diesen Dingen durch die psychopathischen Finessen von schön und häßlich, duftend und weniger duftend im Gleichmaß seines Wesens nicht gestört wird.

Dieser materiellen Überlegenheit gegenüber mag denn wohl den trockenen Herren der Mensch als ein merkwürdiger Dekadent erscheinen. Seine körperliche Kraft und Gewandtheit entsprechen nicht seiner eigentlichen Position, was schon bedenklich ist, er hat auch weiche Stellen am Körper und Gemüt da, wo solche keineswegs zweckmäßig, sondern viel eher schädlich sind, seine Waffen empfängt er von außen her, und wenn er einen Schutzsaft verspritzt, über dessen Qualität sich streiten läßt, so halten sich die Psychopathen um ihn her die Nase zu. Die Schutzfärbung, die er annimmt, betrachtet er doch gerne in einem äußeren oder innerlichen Spiegel auf ihre ästhetische Wirkung hin, auch vererbt er dergleichen nicht, woraus sich dann die merkwürdige Tatsache erklärt, daß gerade die bedeutendsten Exemplare des Genus oft ganz nackt und schutzlos in die Welt hinausgingen, ja sogar verwunderlicherweise die vernünftigsten Mahnungen, an das Notwendige und Praktische zu denken, mit Entrüstung zurückwiesen.

Hingegen läßt sich die Tatsache schwer leugnen, daß gerade die auf das Notwendige bedachten Praktischen oft höchst langweilige und weniger Liebe als Achtung erwerbende Naturen sind, immer sich selbst und meist auch anderen ein wenig zur Last, die schließlich dahinschwinden, ohne eine Leistung und dementsprechend eine Lücke zu hinterlassen. Das Bewußtsein der Erfüllung des Notwendigen gewährt ihnen im Grunde nur einen geringen Trost für die graue Leere ihres eigenen Daseins, und die Zufriedenheit mit der Tugend ist eine schwere Sache, auf die Dauer, wenn man täglich sehen muß, wie das Laster — in diesem Sinne natürlich — den Genuß des Lebens und das lieblichste Lächeln der Frauen für sich hat.

Es gibt hierfür einen Trost individueller Natur so alt wie die Menschheit, Sokrates hielt bereits gerne dem freilich wohl nicht immer ganz gassenreinen Alkibiades die gute alte Zeit entgegen (und das im Zeitalter des Perikles!). Ebenso alt ist der Brauch, die Künstler als interessante Ungesellschaftliche zu betrachten und

zu behandeln (unterste Klasse in Platos Staat!). Auch dieser korrekte Weg verliert aber seine Gangbarkeit, wenn die Kultur ausschließlich zu einer Sache des Künstlers wird. Und in diesem Stadium stehen wir.

* * *

Des Künstlers Stellung zur Kultur ist eine ganz eigenartige, bedingt durch seine sonderbare Natur, nach der er zugleich ein Konservativer und ein Anarchist ist. Konservativ, weil er ohne gefestigte kulturelle Tradition nicht denkbar ist; Anarchist, weil die Stärke seiner Kunst von dem Grade abhängt, in dem er seine Persönlichkeit gegen diese Tradition durchzusetzen vermag. Darum vermag sich eine Künstlergestaltung ihrer kulturellen Güter nur eine kulturell durchaus ausgereifte Zeit zu leisten, da nur sie Gewähr für gleichmäßiges Auswiegen der Kräfte bietet. Sie ist ebenso stark wie die Kunst, ihr Gehalt ist durch die Form nicht mehr zu unterdrücken. Die Kunst ist nur ein Gipfel, kein Weg, noch weniger eine Ruhebank auf einem Wege.

Und wir sehen nun, wenn wir unsere Zeit betrachten, mit einigem Erstaunen, daß die Dinge heute ganz anders zu liegen scheinen. Nicht mehr der Kulturzustand der Epoche schafft den Künstler, sondern es ist die Unmöglichkeit eingetreten, daß der Künstler, das individuellste Individuum, eine sogenannte Kultur macht, noch mehr: die Rechte der alten Kultur wahrt. Die Künstler beginnen über Gesellschaftsformen zu schreiben, sie wollen Regeln des Benehmens und der Kleidung diktieren, greifen in die Politik über, bestimmen unsere Wohnungen, diktieren den Kunstsammlern Gesetze, bestimmen, was in den künstlerischen Leistungen als gut und schlecht zu werten ist (mit all diesen materiell ja ganz guten Dingen ist ihnen eine Last aufgelegt, die ihre positive Unfruchtbarkeit und den allgemeinen Journalismus zur Genüge erklärt). Mit anderen Worten: das Individuelle, in guten Zeiten des allgemeinen Gesetzes höchstes ausübendes Organ, will plötzlich zu diesem Gesetz selber werden. Dieser positiv durchgeführte Widersinn muß Häuser ohne Fundamente bauen, weil er gar nicht anders kann, und führt zu einem verschwommenen Kulturkonglomerat, da nun einmal die Kunst immer nur die Konsequenz, nie der agent provocateur der Kultur sein kann. Wir haben eine Kultur der interessanten Einzelheiten, aber keine Kultur der Allgemeinheit, also keine wirkliche Kultur.

Und unter diesen traurigen Verhältnissen müssen sie beide verrohen und sich gegenseitig kulturell vernichten: die Kultur und die Künstler. Die Kultur wird zu einer Willkür und der Künstler wird zum Journalisten.

* * *

Wenn erst die Erkenntnis allgemein würde, daß wir zu solchem traurigen Ende lediglich durch unsere verzweifelt praktische Weltanschauung gelangt sind, dann wäre vieles erreicht und immerhin wieder die Möglichkeit eines Weges offen, die zu einer Kultur, d. h. zu einem schöpferisch fruchtbaren Zustande der Allgemeinheit führen könnte. Nicht das Erklärliche ist das Schöne und Schöpferische, es ist vielmehr platt, in dem Unerklärlichen, der sinnlichen Freude an der Erscheinung ohne Absicht und Zweck, den Luxusgefühlen, die aus mathematisch nicht ausgerechneten Tiefen steigen, ruhen die Fundamente aller Kultur. Je praktischer wir werden, desto mehr verarmen wir. Die moderne Klugheit ist die größte Gefahr, die der Menschheit seit langem drohte, und gescheite Professoren sollen nicht sie, sondern gegen sie lehren. Nichts ist uns überflüssiger als das Notwendige, nichts notwendiger als das Überflüssige!

Hat denn nicht die Natur bereits blind den richtigen Weg gewiesen, den wir in unserer praktischen Beschränktheit nur nicht erkennen wollen? Alle die Schutz- und Anpassungsmöglichkeiten der Tiere wurden uns genommen, daß wir dennoch an die herrische Spitze der Schöpfung gelangten, beweist, wie überflüssig alles Notwendige für uns ist. Alles Stärkste und Fördernste in uns: der Ehrgeiz, der Glaube, die Menschheitsliebe, die seelischen Neigungen, die Freude an der Schönheit sind Luxusgefühle, Gefühle, die zur praktischen Existenz absolut nicht notwendig sind (schädlich oft im Gegenteil) und den praktischen Tieren völlig fremd. Aber aus ihnen flammte das Dreigestirn des Staates, der Religion und der Kunst auf, unter dessen Leuchten aus dem tierischen Urmenschentum die Kultur wurde.

Das neue Bemühen geht dahin, das alles zu zerstören, weil es nicht notwendig ist, und an Stelle dessen den Kommunismus (Urzustand), die materielle Notwendigkeit und die Technik (Biber, Ameise etc.) zu setzen. Ein Erfolg dieses Bemühens ist auf die Dauer nicht möglich, weil glückhafterweise der Mensch eben Mensch ist. Wohl aber ein dauernder Hemmungszustand, unter dessen Erscheinungen wir bereits heute als unter einem Alpzustande schwerer atmen.

Wir müssen uns auf die Notwendigkeit des Überflüssigen besinnen, mag solches als Evangelium auch immerhin etwas schroff erscheinen. Begegnen wir einem Manne, der durch ein widriges Geschick mißgünstig abseits der Kultur verschlagen wurde, an der er sonst seinen Anteil nahm, so werden seine Klagen immer über das Materielle als ein immerhin noch zu Ertragendes hinweggehen, um sich schließlich an alles Überflüssige zu hängen: an die Entbehrung von guten Bildern, Büchern und guter Musik, sowie des klugen Gesprächs über Weltanschauungsfragen als ein Unentbehr-

liches. Aus welcher jeglichem bekannten Tatsache wir dann ohne weiteres ersehen, daß eben just die überflüssigen Dinge für den Menschen seiner ganzen Natur nach die unbedingt notwendigen sind, während er in bezug auf des Leibes Notdurft erstaunlicher Entsagung ohne Murren fähig ist. Denn eben aus diesem Überflüssigen kristallisiert sich das, was wir Deutschen mit einem überaus prägnanten Ausdrucke „den inneren Halt“ nennen, und diese Kultivierung des Überflüssigen, diese recht eigentliche Zusammensetzung unseres besten Wissens daraus präzisiert den Abgrund zwischen Kulturmensch und Tier, während alle Wertungen mit dem Maße des Notwendigen das Tier fast gleich, oft genug sogar überlegen erscheinen lassen.

Wenn darum, wie gegenwärtig, eine Strömung durch das deutsche Leben geht, die es gerne von allem Überflüssigen und der Freude daran losreißen möchte, um es einzig und allein an die praktische Durchführung des Notwendigen zu setzen, so erweist uns diese im Grunde wenig Freundlichkeit. Sie legt die Axt an einige wirkliche Schäden, die altdeutsche Stubengelehrsamkeit und Weltfremdheit, aber daneben gedeihen gleich die Volkseigenart, seine Ethik und seine Kunst, und wenn der ganze Wald abgeholzt wird, wie man das ja beabsichtigt, so werden wohl auch von ihnen nur einige historische Stumpfen stehen bleiben.

Man hat gerade mir einmal den Vorwurf gemacht, ich sei ein kritikloser Anglomane, weil ich für das Gute, das wir von England lernen, Freude und Gebrauch unseres eigenen Körpers (statt lauter Brillenträger), vernünftigen, gemeinnützigen Egoismus, Kultur der äußeren Umgangsformen stets überzeugt eintrat. Es ist auch kein Grund einzusehen, warum sich all dies mit unserem eigentlichen Wesen nicht recht gut vertragen sollte. Wohl aber müssen wir uns hüten, die Göttin der Vernunft nun als einzig gesetzgebenden Gott zu vergötzen. Und kluge Eltern werden von vornherein dafür sorgen, ihren Kindern recht viel Freude am Unpraktischen, Überflüssigen mit auf den Weg zu geben, schon damit ihnen, wie mir eine gescheute Mutter einmal sagte, das Leben überhaupt erträglich wird.

Denn das Überflüssige deckt sich im wesentlichen eben mit dem Idealen, und nichts ist notwendiger als dieses. Das Leugnen seiner Notwendigkeit hat gerade unleugbar unsere Kultur zerstört und uns das bedauerliche Surrogat einer Künstlerkultur gebracht, die wieder der Kunst hinderlich im Wege steht. Volksprediger sollten hinausziehen und das Evangelium von der Notwendigkeit des Überflüssigen als neue deutsche Religion verkünden. Erst wenn das wieder jedem in Fleisch und Blut sein wird, können wir das so viel mißbrauchte Wort „Entwicklung“ auch auf uns anwenden.



Alexander Ular: Eine moralische Katastrophe.

Ruhige Zeiten sind langweilig für die Handelnden wie für die Denkenden. Nicht nur die wüsten Draufgänger wie Ulrich von Hutten sollten jenen Zeitläuften „Es ist eine Lust zu leben" zurufen, in denen alles wankt, wenn nicht gar alles drunter und drüber geht. Denn erst bei großen Erschütterungen der Lebensbedingungen kommen die seelischen Wahrheiten zum Vorschein, die sich in der Alltäglichkeit unter der Isolierschicht der Heuchelei oder, weit öfter noch glücklicherweise, der Interesselosigkeit und des Stumpfsinns verstecken. — Ruhige, und viel mehr noch mit Mühe und Not beruhigte Zeiten haben nicht nur theoretisch das Entsetzliche an sich, daß sie, wie Schopenhauer es so schön bezeichnet, den „verruchten" Optimismus selbst bei Skeptikern großzüchten, eine Menschheit, eine Menschlichkeit, eine innere Entwicklungshöhe menschlicher Individuen und Kollektivitäten vortäuschen, die nichts ist als eine Fata morgana über dem Sumpf vorzeitlicher Untermenschlichkeiten, der unter der schönen Illusion um so prachtvoller weiterstagnierte, als er saniert geglaubt wurde. Wenn dann der große Ruck kommt, der das Menschentum in seiner jeweilig wirklichen Verfassung zeigt, dann konstatieren natürlich die, die an einen inneren Fortschritt glaubten, daß eine seelische Kollektivkatastrophe eintritt. Allerdings nur eine Katastrophe ihres Optimismus; eine Katastrophe der Idee, daß doch zum mindesten die sogenannte Kulturwelt jene großen Prinzipien, die der Menschheit seit Jahrtausenden von Weisen und Religionsstiftern als Grundlage jedes vernünftigen und annehmbaren menschlichen Zusammenlebens gelehrt wurden, allmählich aus dem Stadium des Ideals in das realer Wirksamkeit erhebt.

Wir stehen augenblicklich vor einer solchen Katastrophe. Und jeder, der hinter den konkreten Tatsachen das viel wichtigere Allgemeine sieht, regt sich darüber auf. Wenn uraltes folk-lore richtige Dinge sagte, wäre ich überzeugt, daß gegenwärtig in den Gräbern der Philosophen reges Leben herrscht. Die einen nämlich drehen sich zweifellos in denselben herum, während die anderen sich die Hände reiben. Die einen sind die absoluten, ganz ehrwürdigen, allverehrten Weisen von Konfuzius über Sokrates bis Schopenhauer und von Gotamo über Jesus bis Tolstoi, die daran glaubten, es gäbe etwas Wahres und etwas Gutes an sich, und denen es gelungen war, Völkern und selbst Denkenden die Idee einzupflanzen, daß nichts Festeres und Sicheres und Untrüglicheres im Leben existiere als die Moral. Die anderen dagegen sind jene Lästerer, deren lachende Skepsis sich nicht entblödete, alles, was dem guten Bürgers-

mann heilig ist, in den Staub zu ziehen, der Moral jeden wirklichen, geschweige denn absoluten Wert abzusprechen und sie womöglich als den jeweils wechselnden Vorwand auszugeben, den Herrschende benutzen, um sich möglichst mühelos den Fährnissen des Lebens anzupassen.

Immerhin ist es unter allen Umständen ziemlich blamabel, wenn diese Lästerer einmal offenkundig recht behalten, und somit das Gebäude unserer angeblichen sittlichen Kultur miserabel ins Wanken gerät. Denn wenn ganze Völker und selbst ihre intelligentesten und besten Wortführer heute als himmlisches Recht verfechten, was sie gestern als infamstes Verbrechen gegen alle göttliche und menschliche Moral verdammt hatten, so ergreift jeden gesunden Menschenverstand denn doch schließlich ein Gefühl, als seien die heiligsten, den Menschen aufgeschwatzten Prinzipien nichts als hinter Augurenlächeln verstecktes Gerede, und als vermöchte die Menschheit sich gegen die schlimmsten Attentate auf ihre höchsten Grundsätze, sobald sie nur erfolgreich durchgeführt werden, nicht anders zu wehren, als — indem sie diese als ganz besonders moralische Heldentaten ausgibt.

Das Interessanteste und sicherlich für Europa Wichtigste am Balkankrieg ist die plötzliche Zerstörung einer Reihe von Prinzipien internationaler und sonstiger Moral, die allmählich, wenigstens bei Kulturvölkern, immer festeren Boden zu finden schienen. Wenn seit fünfzehn Jahren weder der englisch-französische Afrikazwist, noch der furchtbare englisch-russische Kampf um Asien, noch die unselige Marokkosache zu einer materiellen Katastrophe für die Kulturwelt geführt haben, so war der einzige Grund nicht etwa das Gefühl gegenseitiger materieller Schwäche, sondern einzig und allein die Furcht vor der moralischen Verantwortung leitender Männer; denn — allzumenschlich — : die Völker hätten Siege verziehen, weil materieller Vorteil, wenn er nur groß genug ist, alle Prinzipien immaterieller Art vernichtet; aber Niederlagen wären durch die Immoralität des Konfliktes erklärt, und demgemäß vom wütenden Volke gerächt worden, wie das russische versucht hat, den mandschurischen Unfug am Zarismus zu rächen.

Aber Mißverständnis oder Gefühl: soviel ist sicher, daß der Balkankrieg und alles, was damit zusammenhängt, nunmehr als absoluter Beweis dafür gelten wird, daß ein für allemal die hypothetische Moral des Menschen etwas ganz anderes zu sein hat, als die reale Moral der Völker. Diese Weisheit läuft praktisch genommen darauf hinaus, daß, wenn eine Menge Menschen sich zusammentun, um etwas zu begehen, was jeder einzeln als Verbrechen

empfinden würde, dieses vielfache Verbrechen von dem Augenblicke an eine bewunderungswürdige Tat wird.

Am offensten wurde diese plötzlich wieder zu Ehren gekommene Moral der ruhmreichen Gewalttat vor einiger Zeit von einem jener Männer proklamiert, die die verantwortungsvollsten Funktionen in Europa ausüben. Der sonst so vorsichtige, richtig denkende und an Selbstbeherrschung gewöhnte Poincaré tat unter der zwingenden Suggestion des Milieus und der von ihm nicht beherrschten Verhältnisse einer tausendköpfigen jubelnden Menge folgende neue moralische Wahrheit kund: „. . . Aber die glänzenden Erfolge der Verbündeten und die schweren Opfer, die sie sich auferlegt haben, gaben ihnen jeden Tag neue Rechte, die niemand mehr ihnen streitig zu machen gedachte.“

Also: der Erfolg schlechtweg, wie immer er auch erlangt sei, und jedenfalls wenn er durch massenhaften Totschlag, Mordbrennerei und Hinterlist gesichert wird, gibt neue Rechte. Auch die „Opfer“, die man sich freiwillig auferlegt, um eine Gewalttat, d. h. etwas gegen das Rechtsempfinden jedes einzelnen Verstoßendes — durchzuführen, also vor allem der Wille, sein Leben zu riskieren, schafft Rechte. Und solche „Rechte“ gedenkt niemand streitig zu machen, sei es, daß niemand es wagt, sei es, daß jedermann solche „Rechte“ für wohlerworben hält, also den Hintergedanken hat, er wolle gelegentlich ähnliche „Rechte“ auf ähnliche Weise erwerben. Wäre Poincaré nicht ein Mensch, dessen Geistigkeit hoch über der Politik steht, aller der Methoden, die die Moral der einzelnen Menschen verdammt, so müßte man sagen, daß kein Zyniker jemals zynischere Prinzipien einer angeblichen Kulturwelt zugeschrieben hat.

Es ist in der Anwendung dieser Prinzipien ja alles und jedes verlogen: das Rassenprinzip, nach dem die Bulgaren zu Bulgarien, die Serben zu Serbien usw. gehören sollen; das Religionsprinzip, nach dem Exarchisten zu den Bulgaren, die Patriarchalisten zu den Griechen usw. gehören sollen; das Racheprinzip, nach welchem die Türkei verdient zerstört zu werden wegen der zahllosen Mordtaten — die die „Verbündeten“ fast ausschließlich untereinander begangen haben; das Rechtsprinzip, nach dem jedes Volk über sich selbst verfügen soll; das Nationalitätsprinzip, nach welchem die Nationen, mit ihrer nationalen Regierung identifiziert, einen nationalen Interessenprozeß mit Kanone und Bajonett plädieren dürfen.

Denn wer wendet diese Prinzipien an und wie werden sie gehandhabt? Sonderbare „nationale“, mit dem Volke identische Regierungen!

Wenn es noch internationale Fürsten gibt und wenn noch monarchisch gesinnte Nationen existieren, die da vermeinen, der Fürst müsse um so mehr zur Nation gehören und in ihr ein Würdiger sein, als er ihre Spitze sein soll, so muß dieses balkanische vierblättrige Kleeblatt große Illusionen zerstören. Denn diese Fürsten sind international und interkonfessionell. Man denke sich einen Russen oder einen Mohammedaner auf dem deutschen Kaiserthron, einen protestantischen Zaren, einen Engländer in Rom regierend! Und doch stand man schon vor dieser Vaudeville-Szene: die Auferstehung der Bourbonen als Zaren von Byzanz. Und niemand lachte!

Aber wenn es sich hier um Lustspiele handelt, welche stets an Individuen geknüpft sind, so fehlen uns in den sozialen Wesenheiten des moralischen Zusammenbruchs am Balkan die Tragödien nicht.

Es ist z. B. gelungen, der ganzen Welt aufzuschwatzen, das türkische Regiment sei in Europa so furchtbar gewesen, daß jede Missetat sich durch berechtigte Rachsucht entschuldige. Das hat die große Presse fertig gebracht. Aber die Presseleute wissen, wie, zu welchen Zwecken und aus welchen Motiven, aus dem Nichts, wenn nicht direkt aus dem Gegenteil „öffentliche Meinung“ mit durchschlagendem Erfolge fabriziert wird. Schade um die öffentliche Meinung! Schade um die Leser! Und schade für die Presse, wenn das Publikum wüßte, wie es gemacht wird!

Wer hat je vor einigen Jahren von türkischen Metzeleien gehört? Und jetzt glaubt jedermann, daß die Türken in Mazedonien die Mordbrenner waren und verdienen ausgerottet zu werden. Und warum? Weil die Türkei deutscher Hauptposten im Orient war; weil deshalb die Türkei zu Grunde gehen sollte; und weil in Rußland durch Gewalt, in Frankreich und England durch oft nur zu melodiöse — um nicht zu sagen klingende — Überredung die Presse unter dem Vorwande „right or wrong, my country“, Nationalregierungen dient, während in Deutschland, das an journalistischer Geschicklichkeit enorm zurücksteht, kein Gegengewicht geschaffen werden kann, erstens weil die Presse nicht regieren kann wie in Frankreich und England und deshalb ihre Auslassungen nur theoretischen Wert haben, zweistens weil sie sich trotz aller scheinbaren Gründlichkeit nur zu oft aus zweiter Hand informiert und daher ihr Gewicht im Ausland hundertmal geringer ist, als der Einfluß der englischen und französischen Presse in Deutschland. Sonst wäre es nicht möglich geworden, daß selbst in Deutschland die Verlogenheit hätte triumphieren können, die von anderer Seite in der Behandlung des Balkanproblems zum Prinzip wurde.

Es ist ja ungeheuerlich, zu behaupten, die Türken hätten seit Jahrzehnten Mazedonien mit Blut übergossen. Man kann den Türken alle möglichen Vorwürfe machen, aber diese Verleumdung war längst widerlegt. Man kann ihnen sagen, sie haben zweihunderttausend Armenier gemordet: und sogar das ist falsch; denn nur Abdul-Hamid, der von Verfolgungswahn ergriffen, in den Armeniern (mit Recht) die Agenten englischer Zersetzungsarbeit und (mit Unrecht) den wesentlichen Kern der Revolution gegen seinen Terror sah, hat diese Scheußlichkeiten persönlich angeordnet und durch persönliche Diener ausführen lassen. Und was die Bulgaren, Griechen usw. betrifft, so sei es mir verstattet, zu konstatieren, daß ich genau vor vier Jahren in meinem Buche vom „Verlöschenden Halbmond" die nötigen offiziellen Dokumente veröffentlicht habe, die mir aus griechischen, bulgarischen, russischen und türkischen Geheimarchiven zuflossen, um unwiderleglich nachzuweisen, daß nicht die Türken, sondern die Bulgaren und die Griechen die Mordbrenner waren — d. h. nicht diese Nationalitäten, sondern die Angehörigen der bulgarisch-orthodoxen Exararchatskirche und die der griechisch-orthodoxen Patriarchatsorganisation — und auch, daß die Wendung, die das jungtürkische Regime nahm, schon vier Monate nach der Revolution unweigerlich binnen vier Jahren zur Abtrennung der türkischen Christen und zur Auflösung der europäischen Türkei führen mußte. Wesentlich ist, daß dokumentarisch bewiesen wurde, wie nicht die Türken, sondern die todfeindlichen Bulgaren und Griechen Organisatoren der Metzeleien waren, und daß die Türken, praktisch, wegen der widerstreitenden ausländischen Erpressung, Englands für die Griechen, Rußlands für die Bulgaren, den Verhältnissen gegenüber ohnmächtig waren und nur in den allerschlimmsten Fällen intervenierten. Und wie sollten sie dies tun, wenn nicht durch drakonische Repressalien wider die Mittäter der schuldigen Banden? — Daß die Verhältnisse jetzt in jedermanns Auge umgekehrt erscheinen, ist ein wunderbares Meisterwerk praktischer Journalistik.

Sicher waren die Jungtürken verbohrt und moralisch zweifelhaft. Wenn portemonnaieschmächtige Revolutionshelden plötzlich als Inhaber reizender (von Abdul-Hamid gespendeter) Villen und Regierungspfründen in die Erscheinung traten und ihre Idee des osmanischen, alles vertürkenden Nationalstaates weder unter guten Worten, noch unter Schnaps aufgeben wollten, so war eine weitere türkische Katastrophe sicher. Aber warum war man damals auch in Berlin unwissend und verbohrt? Warum holte man damals Marschall von Bieberstein nicht fort, der unter Abdul-Hamid ein Genie gewesen war, aber nun das deutsche Prestige nur durch

Unterzeichnung aller jungtürkischen Torheiten retten zu können glaubte? Warum schickte man damals nicht v. d. Goltz als Botschafter hin, den einzigen Menschen der Welt, der den Jungtürken hätte plausibel machen können, daß ihr Nationalstaat totgeboren sei und daß nur das förderative Prinzip, die autonome Organisation aller Nationalitäten unter osmanischer Führung hätte die Türkei retten können? Oder wenigstens dann, als man in Paris, London und Petersburg bereits wußte, daß die Jungtürken die Türkei auflösten. Weshalb wußte man in Berlin davon nichts und ließ das wesentliche Element der Hegemonie des Dreibundes in den Abgrund rasen ....?

Fast schlimmer noch als in der Frage der türkischen Vergewaltigungsmoral aber ist die Verlogenheit Europas in der Frage der Nationalitäten aufgetreten. Das aus der Verschwörung der vier „nationalen" Balkanfürsten geborene „Recht" soll das der Nationalitäten sein. Und alle Welt findet das sehr schön und gerecht. Ja, und die Polen in Deutschland, die Finnen, Polen, Kleinrussen, Georgier usw. in Rußland, die Ruthenen und Kroaten in Österreich-Ungarn? Ist es nicht bezeichnend und furchtbar, daß jeder zu sagen scheint: „Ja, Bauer, das ist etwas ganz anderes?" Noch schlimmer aber wird diese moralische Antinomie dadurch, daß man wenigstens ganz genau weiß, was ein Pole, ein Finne, ein Georgier, ein Kroate oder Ruthene ist und sich nicht entrüstet, wenn man von deren nationalen „Rechten" redet, während man sich für das „Recht" von Bulgaren, Griechen und Serben begeistert, obwohl niemand, und sogar sie selbst nicht wissen, und nicht wissen können, was sie eigentlich sind.

Man weiß ja absolut nicht, wenn von Bulgaren, Griechen, Serben und Albanern die Rede ist, ob es sich um rassische, sprachliche oder nicht einfach kirchliche Zusammengehörigkeit handelt. Man frage einmal auf dem Markte von Üsküb, der „moralischen Hauptstadt Serbiens", ein paar Dutzend Leute, welcher Nationalität sie sind. Man wird staunen.

Da trifft man offenbare Albaner, die serbisch zur Muttersprache haben, und behaupten, sie seien Bulgaren, denn sie sind unter der Fuchtel der Popen des Exarchats. Waschechte Bulgaren dagegen halten sich für reine Griechen, da sie die patriarchische Kirche nicht verlassen haben. Auch findet man massenhaft unzweifelhafte Serben, die sich für Albaner ausgeben, weil sie nämlich Moslim sind. Und so weiter. Die Begriffe der Konfession, der Sprache und der Rasse, von Nation ganz zu schweigen, gehen fortwährend durcheinander. Und wenn man bedenkt, daß wenigstens bis jetzt jedenfalls das Konfessionelle alles andere dominiert hat, daß nicht

das bulgarische Volk, sondern die bulgarischen vom Patriarchat griechischer Observanz und Kirchensprache abtrünnigen Popen die bulgarische Hetze geschaffen, großgezüchtet und durchgeführt haben; daß nicht bulgarisches und griechisches Volk, sondern ohne Unterschied der Volkszugehörigkeit die Pfarrkinder exarchischer und patriarchischer Pfaffen und Mönche sich gegenseitig umgebracht und ein „Nationalbewußtsein" angelogen haben, so kann man sich einen Begriff davon machen, was das Nationalitätsprinzip in diesem Wirrwarr zu suchen hat. Es ist ja nur der Deckmantel dynastischer und oligarchischer Interessen. Jedermann weiß, daß, wenn es überhaupt auf der Welt eine wirklich albanische Stadt gibt, keine andere diese Bezeichnung so vollkommen verdient wie Skutari. Und doch haben sich die Halbwilden der Schwarzen Berge nicht entblödet, diese Stadt für sich zu verlangen — unter dem Vorwande des Nationalitätsprinzips. Wenn es irgendwo in Europa je eine türkische Stadt gegeben hat, so ist es Adrianopel, wo nicht drei Prozent Bulgaren leben; und doch war sie von Anfang an das vornehmste Objekt bulgarischer Gier. Wenn es je in modernen Zeiten eine Judenstadt gegeben hat, eine Mischstadt, in der das jüdisch-rassische Element dominiert, so ist es Saloniki, und doch wollen die Griechen sie geradezu als Nationalhauptstadt aufputzen.

Die verschworenen Zauberlehrlinge sind natürlich unfähig gewesen, die entfesselten Gewaltinstinkte ihrer Massen zu bannen — wollten es aber wahrscheinlich auch gar nicht. Jetzt heißt es nicht mehr Brüder befreien, sondern andere unterjochen. Und wenn Bergbanditen bei Cettinje nicht Skutari rauben, das mehr wert ist, als sie alle zusammen, so wird ihr Hauptmann trotz kaiserlicher und königlicher Verwandtschaft mit Spott und Hohn davongejagt werden. Wenn der französisch katholische Chef des bulgarischen Exarchats seinen Leuten nicht die türkische Stadt Adrianopel zur Beruhigung in den Rachen werfen kann, riskiert er, wie sein ebenso „bulgarischer" Vorgänger, höflich aber energisch abgeschoben zu werden. Mit dem dänischen Protestanten, der die griechisch-orthodoxen Machtgelüste als sein Ideal ausgibt, steht es nicht anders.

Und Europa, seine Diplomaten, seine Monarchen, und sogar seine vergiftete öffentliche Meinung finden es schön und womöglich gerecht, daß jetzt die Hauptverschworenen, um sich persönlich der Treue ihrer Mittäter und Gefolgsmannschaften zu versichern, die hoch und heilig vorgeschützten moralischen Prinzipien in den Schmutz werfen, und anstatt Nationen zu befreien, aus purem persönlichen Interesse Nationen unterjochen wollen.

Die namenloseste Schmach aber ist, daß sämtliche Kulturstaaten, die vor zwei Monaten schworen, sie würden alles beim

Alten lassen, die dann sich ein erstes Mal verleugneten und heuchlerisch das Nationalitätsprinzip als Entschuldigung vorschützten, schließlich ein zweites Mal an sich selbst Verrat begingen und gemeinsam mit über den Schwächeren herfielen, um ihn zu zwingen, ungeachtet aller Nationalitäten, aller Religionen, aller Sprachen, Kulturen und sonstigen Zusammengehörigkeitsprinzipien, alles und jedes, noch nicht einmal mit Gewalt genommene, den Angreifern bis zur völligen Sättigung ihrer plötzlich entfesselten Gewaltherreninstinkte zu überlassen. Es ist als ob Polizisten, die eine Räubergesellschaft in flagranti ertappen, wütend ihre Revolver herauszögen und — auf das Opfer richteten, um es zu zwingen, außer seiner Uhr und seinem Gelde auch noch seinen Rock, sein Hemd und womöglich seinen Kopf zu lassen.

Die praktischen Konsequenzen der systematischen Volksvergiftung, die dieses neue Evangelium wie eine greuliche Epidemie über die Kulturwelt verbreitet, werden furchtbar sein. Was soll denn in Zukunft das Volk in Dingen internationaler — und innerhalb gemischtrassiger Staaten in Dingen nationaler Moral denken? Der Beweis ist ja geliefert, daß auch mitten in der Kulturwelt unter allen Umständen Gewalt vor Recht geht, im Erfolgsfalle selbst alle Vorwände zur Gewalt über Bord geworfen werden, die bis zum Brechen volle Sättigung kollektiver Gier als gerecht betrachtet wird und — der Rest der Welt dem eklen Schauspiel Beifall klatscht.

Wer dürfte es in Zukunft noch wagen, gegen die hinterlistigsten Anschläge und die skandalösesten Vergewaltigungen zu protestieren? Ist es nicht geradezu unglaublich, daß mehrere Großmächte mit ihrer gegenwärtigen Haltung die Basis ihrer gesamten Politik untergraben, die in der Überzeugung und in dem Prinzip wurzelt, „Europa werde nicht erlauben“, daß dieser oder jener Großstaat zerschmettert werde? Europa erlaubt ja alles, und wenn es irgendwie schief geht, sucht jeder noch von dem kannibalischen Bankett einige Knochen zu erwischen.

Und die wirklichen Folgeerscheinungen der moralischen Balkankatastrophe? Steigerung des Militarismus in ganz Europa und mithin steigende wirtschaftliche Belastung; steigender innerer Unfriede überall; Gemütsverrohung, die das absolute Pochen auf rohe Gewalt, die Umwandlung internationaler Politik in fortgesetzte internationale Erpressungsversuche notgedrungen mit sich bringt; schließlich womöglich eine Wiederholung im Großen der Verschwörung von Sofia.

Von der moralischen Einbuße, die Europa als Ganzes und mehr noch jeder einzelne Staat im Reste der Welt erleidet, kann

man füglich schweigen. In Amerika, in Indien, China und Japan lacht man . . . . .

Was denn hätte geschehen sollen? — Daß die Bulgaren, Griechen und Serben die türkische Verwaltung loswerden wollten, war natürlich und fast vernünftig. Aber das Wesentliche in höherem Sinne war gar nicht, daß die europäische Türkei zerstört werde, sondern wie sie zerstört werde. So hätten, was alles Wichtige betrifft, die Fragen der Verwaltung, des nationalen Selbstbestimmungsrechtes usw. ebensogut unter dem moralischen Druck eines vereinigten Europas aus der Welt geschafft werden können. Und wenn den Großmächten etwas an ihrer gegenseitigen Sicherheit läge, so hätten sie dazwischenfahren und unter äußerlich ähnlichem Schein, aber innerlich ganz anderen Motiven das Werk des Berliner Kongresses wiederholen, den Angreifern ihre Beute nötigenfalls mit Gewalt wieder abnehmen, und dann selbst zur gründlichen Neuordnung der Dinge schreiten müssen.

Natürlich ist das eine Utopie. Aber sie ist der unmittelbare Ausdruck des moralischen Entwicklungsgrades, den der normale moderne Mensch vorgibt zu besitzen, und den er oft aus seinem Christentum zu schöpfen behauptet. Hat das Christentum etwa gelehrt: Gewalt schafft Recht? Und doch sind alle Regierungen und Volksmassen, die heute das Evangelium der Gewalt wieder anbeten, Christen und modern. Die einzigen aner, die es von sich weisen und ihm zum Opfer fallen, sind Mohamedaner, also unchristlich und unmodern.

Darin liegt der moralische Niederbruch Europas.

Paula Becker-Modersohn:

geb. 1876, gest. 1907.

Briefe und Tagebuchblätter.

II.

Paris, Boulevard Raspail, 1900.

Also ich sitze am französischen Kamine! Am Montag ging ich etwas eisenbahnmüde zu Bett, um aus süßen Träumen von Klara Westhoff herausgeklopft zu werden. Wir redeten bis zum Morgen, sie ist so voll von allem!

Draußen sieht und lernt man bei jedem Schritt. Das braucht man auch, man muß immer innerlich arbeiten. Ist man zu müde und kann nicht mehr, so empfindet man einen großen Degout. Denn die Welt ist hier zu zu zu dreckig. Scheußliche Absinthgerüche und Zwiebelgesichter und eine wüste Sorte von Frauen.

Ich habe uns noch nie so geschätzt wie in diesen Tagen. Bisher fühlte ich nur unsre Fehler deutlich, und jetzt spüre ich mit aller Macht alles, was wir haben, und das macht mich stolz.

Diese Woche brauche ich zur Orientierung und Sammlung. Auf dem Klavier meines Nervenlebens wird fortwährend forte getrommelt. Daran muß es sich erst gewöhnen.

Antiquarläden gibt es hier zum Jauchzen. In jedem vierten Haus ist solch ein Tohuwabohu von interessanten Gegenständen. Ich trete mit immer erneutem Staunen davor, innerlich sprechend wie jener kleine Knabe: „Wenn i jetzt so a Kettle hätt, da tät i a Eichhätzli dran, — wenn i eins hätt."

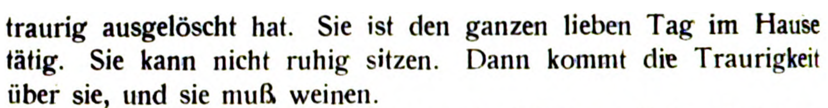
Der Montag führte mich in meine Akademie. Cola Rossi, die Haare ins Gesicht geschnitten, strich das Geld ein und brachte dem Akt irgendeine Pose bei.

Leider posieren die Modelle hier alle. Ein jeder hat ein halb Dutzend Stellungen, die er allmählich an den Mann bringt. Ich werde hoffentlich allerhand lernen, namentlich da ein wundervoller Anatomieunterricht, der in der École des Beaux Arts unentgeltlich erteilt wird, meine mangelhaften Kenntnisse ergänzt.

An Präparaten und schematischen Tafelzeichnungen wurde uns gestern das Knie auf eine lichtvolle Weise erklärt. So etwas wird uns Mädeln nirgend geboten wie hier.

Den Sonntag verbrachte ich mit Klara Westhoff bei Uhlemanns in Joinville bei Vincennes. Das ist eine höchst interessante Familie, nicht gerade heiter wirkend, mehr wie ein Stück Ibsen.

Die Mutter, Witwe, ist völlig taub. Sie führt auf diese Weise ein Leben für sich. In ganz weltliche Gespräche fällt sie dann mit ihren kleinen naiven Fragen. Das wirkt rührend. Mit den Augen liest sie die Antworten ab, mit Augen, die das Leben ein wenig



traurig ausgelöscht hat. Sie ist den ganzen lieben Tag im Hause tätig. Sie kann nicht ruhig sitzen. Dann kommt die Traurigkeit über sie, und sie muß weinen.

Der Mittelpunkt der Familie ist der 23jährige Sohn, ein talentvoller Mensch. Er spricht acht Sprachen fließend, ist an einer Zeitung tätig und hat sich hier in Paris mit einer vierzigjährigen Frau verbunden. Er gehört zu denen, die über alles schelten, Menschen und Dingen kein gutes Haar lassen.

Im Grunde haben sie alle ein kinderweiches Gemüt, dessen sie sich fast schämen und das sie selten ans Licht treten lassen. In die Augen wagt es sich noch am ersten.

Eine zwanzigjährige Tochter lernten wir kennen, früh gereift, klug, nüchtern, mit grauer Lebensauffassung. Dazu kam diese Woche Paula Uhlemann, die bei Frau Erdmannsdörfer in München Musik studiert, — sehr sensitiv, fast blutlos.

Klara Westhoff wirkt dort mit ihrer braunen Gesundheit und Riesenhaftigkeit sehr amüsant. Geistig und wirklich warf sie bei jeder Bewegung einen kleinen Tisch oder einen Stuhl um.

Joinville liegt an der Marne, die ihre gelben Wasser durch müde, dunkle Wiesen wälzt, an den Ufern strenge Pappeln. Wir sahen es bei Regenhimmel. Bei blauer Luft muß es böcklinisch wirken.

Im ganzen stimmt Paris mich ernst. Es gibt hier so viel Trauriges. Und was für die Pariser lustig sein soll, das ist das Allertraurigste. Ich sehne mich manchmal nach einem Moorspaziergang. Dennoch genieße ich meine Zeit, nehme viel in mich auf und komme weiter.

* * *

Heute hatte ich bei Courteois Coccectur. Er trifft den Nagel auf den Kopf, kurz und bündig. Er hat im Auge das, was ich will, und reißt mich nicht wieder nach einer andern Seite. Ich habe heute viel bei ihm gelernt und bin sehr froh.

Ich habe in der Akademie vormittags Aktzeichnen belegt. Da kommen am Anfang der Woche Girandot oder Collin und korrigieren auf die Richtigkeit hin. In der zweiten Hälfte der Woche kommt Courteois, der das Malerische hauptsächlich im Auge hat, Tonwerte usw.

Man hat das Doppellehrer-Verfahren hier als gut erprobt, auch die Académie Julian hat diese Einrichtung. Mir ist es auch sehr angenehm. Nachmittags ist ein Kursus Croquis, auch Akt, der während zwei Stunden in vier verschiedenen Stellungen gezeichnet wird. Das ist lehrreich für die Auffassung der Bewegung.

* * *

Heut will ich Euch von dem Atelier im besonderen erzählen. Nicht von der Grundidee, dem Ernst und der Arbeit, sondern vom Drum und Dran. Drum und dran ist hier nämlich viel. Vieles zum Lachen und zum Verwundern.

Also die Rue de la Grande Chaumière ist eine kleine Straße mit kleinen Häusern. In zweien hat Cola Rossi sein Atelier aufgeschlagen, — er ist König in dieser Straße.

Früher Modell, ist er jetzt ganz Gentleman. Sehr smart angezogen, sehr ritterlich gegen Damen, versucht er die Miene eines grand seigneur zu behaupten. Sein Vater ist ihm ähnlich. Nur sieht man es dem an, daß er sich in allerhand Ecken umhergetrieben hat, wo es nicht ganz sauber war. Die beiden scheinen sich gut zu verstehen, sitzen überhaupt manches miteinander aus.

Das Faktotum des Hauses, das dafür sorgt, daß die Ateliers in ihrem würdig gewordenen Schmutze beharren und die Öfen schlecht brennen, dies besagte selbst verschimmelte, verschmutzte, verbogene, verschmitzte Faktotum heißt — Angelo!

Angelo ist die Fee, die hier waltet. Der hält die erste Zwiesprache mit den Modellen. Ist meist von drei, vier reizenden Dämchen angecirct, damit er ein gutes Wort für sie einlege. Er läßt sich alles schmunzelnd gefallen.

Und nun der ganze Hofstaat von Schülern und Schülerinnen. Darunter auch viel merkwürdiger Schwindel.

Viele Maler sehen hier in Paris aus wie man früher dachte, so müßten sie aussehen: mit langen Haaren, braunen Sammetanzügen, mit seltsamer Toga auf der Straße, mit wehenden Shlipsen, im ganzen ein wenig wunderlich.

Unter den Schülerinnen gibt es auch seltsame Gestalten. Die meisten machen mit ihrem Haar unglaubliche Sachen und allerlei Wippchen mit ihrer Kleidung. Im großen und ganzen wird ziemlich schlecht gearbeitet.

Mein Haushalt läuft glatt. Am Sonntag schrubbt mir eine femme de ménage für dreißig Centimes. Meine mädchenhaften und häuslichen Tugenden gedeihen mannigfaltig. Ungefähr mein erstes Möbel (das erste war mein Bett), also das zweite war ein Besen. Hand-, Trocken- und Wischtücher sind schon nach Kräften wirksam. Ich habe eine Crêmerie entdeckt, wo ich mit allerlei kleinen Leuten zu Tisch esse. Pariser kleine Leute sind nun zwar etwas anders als bei uns, mehr wie bei uns die großen Leute nach der einen Richtung hin. Unter diesen Weltkindern bin ich dann der Waisenknabe. Sie sind aber ganz niedlich mit mir, machen nur manchmal aus meinem Französisch etwas zweideutig scheinende Wortspiele. Ich verstehe sie aber nicht und lasse mir auch keine grauen Haare

darüber wachsen. Das Grauehaarewachsenlassen muß man hier verlernen. Es gibt zu Mannigfaltiges nach jeder Richtung hin, bald hört man auf sich zu wundern.

Ich genieße das Straßenleben ungeheuer. Es gibt im Volke viel originelle Typen, die sich um Gott und die Welt nicht kümmern, sondern aussehen, wie sie gerade Lust haben. So begegne ich auf meinem Schulwege immer einem rührenden Alten, der sich eine leuchtend lila Steppdecke umgebunden hat und einen Hund von zweifelhafter Rasse führt.

In der Anatomie werden uns jetzt an zwei lebenden Modellen und an einer Leiche die Muskeln erklärt. Äußerst interessant, nur macht die Leiche mir leider jedesmal Kopfweh.

Wie hier alles beieinander liegt. Lachende Gesichter, amour, amour, und tiefstes Elend. Manchmal ist es mir ein wenig viel. Dann nehme ich meine Guitarre zur Hand. Die ist mein David hier.

* * *

Ich möchte gut Französisch können, denn die Leute sind alle so geistreich. Esprit gibt es hier in ungeheuerlichen Quantitäten, daß mir armen Bäuerlein oft Sinn und Zunge stille stehen. Auch in der Kunst gibt es viel Esprit. Die Art des Farbenauftrages ist äußerst geistreich. Das Unterste, Letzte, Feinste, das haben sie nicht. Das ist eben dasselbe, was ich instinktiv im Cyrano de Bergerac fühlte.

Mit meiner sogenannten Studentenwirtschaft ist es wirklich nicht schlimm. Es ist ganz ordentlich und reinlich. Narzissen und Mimosen stehen auf dem Tisch. Die ganze vorige Woche habe ich mich an einem achtköpfigen Rosenbündel gelabt. Man muß ein wenig reine Natur sehen, wenn das Komplizierte und der Verfall einen schwindlich gemacht haben. Oft erfreut mich schon ein Hund oder unser großer, langschwänziger Hauskater. Jetzt schnell mein Abendbrot und dann geht es von 7—10 in den Abendakt.

Anbei ein paar Akte. Es wäre interessant, wenn Ihr Euch als Gegenstück die Berliner Akte vom Boden holen wolltet. Ihr werdet finden, daß alles mehr an der richtigen Stelle sitzt, überhaupt mehr drin ist.

* * *

Hier saß der Frühling schon in jedem Strauch, er lag in der Luft und dem Menschen im Herzen. Die Pariser scheinen Auffassung für den Frühling zu haben. Wenn man mittags aus der Schule kam, herrschte allgemeine Freudigkeit auf der Straße. Die hat sich nun wieder verzogen und hinter Winterjacken und Pelze versteckt.

Aber den vorigen sonnigen Sonntag verlebte ich mit Klara Westhoff in Joinville. Da lag die Marne breit und groß in ihrem Bett und spielte um die Füße der alten ernsten Pappelriesen. Oben in den Bäumen aber sang und zwitscherte es. Der Frühling kommt hier in einem berauschenden Überfluß. Er nahm uns ganz gefangen und wir sagten und sangen all unsre deutschen lieben Frühlingslieder.

Dicht an dem Fluß hin strecken sich alte verwunschene Gärten, über deren graues Gemäuer der blaubeerige Efeu quillt. Drinnen im Grün versteckt schimmert es von efeuumrankten Vasen aus der Zeit der Ludwige. Es ist ein eigenartiger Eindruck so nahe der großen Stadt diese üppige Wildnis.

Paris ist seinen Bewohnern gleich. Neben maßloser Verdorbenheit eine kindliche Freude am Leben, ein Sichgehenlassen, wie es die Natur am liebsten hat, ohne viel zu fragen, ob es gut oder schlecht ist. Wir Deutschen können schon darum nicht so viel aussitzen als die Franzosen, weil wir hinterher an unserm moralischen Katzenjammer zu Grunde gehen würden. Den scheinen die Leute hier nicht zu kennen. Sie beginnen mit jedem Tag ein neues Leben. Das hat natürlich seine Licht- und Schattenseiten.

* *
*

Also ich habe eine Medaille und bin in der Schule ein großes Tier geworden. Die vier Professoren haben sie mir zugesprochen. Zwar damit, was ich hier in der Schule gelernt habe und noch lernen werde, damit hat die Medaille nichts zu tun. Das sitzt viel tiefer. Innerlich ist mir aber froh. Ich fühle mich erstarken und weiß, daß ich durch den Berg hindurchkomme und über ihn hinweg. Und wenn ich ihn erst hinter mir liegen habe, werde ich mich einen Augenblick umschauen und sagen: Das war nicht leicht. Wohl werden vor mir neue Berge liegen. Aber das ist ja gerade das Leben und dazu hat man seine Kräfte.

Wie sehr ich diesem Pariser Aufenthalte innerlich dankbar bin! Eigentlich ist es nur ein fortgesetztes Worpswede: ein stetes Arbeiten und Denken an die Kunst. Aber mir haben sich neue Perspektiven aufgetan, Ergänzungen und Erläuterungen zu dem Alten, und ich fühle, daß es was w i r d. Es ist eben auch hier bald Frühling.

* *
*

Osterferien gibt es hier nicht. Die Welt lebt unentwegt weiter, und wer des Sonntags arbeiten will, findet auch des Sonntags auf den Akademien ein Modell. Ich tue das nie, das ist eins der wenigen christlichen Dinge, die mir geblieben sind. Mein Brief war Euch auf die Nerven gefallen. Lieben, ich bin ja doch nicht so! Aber

das ist eine der charakteristischen Seiten von Paris, das ist die Mischung. Reines Gold gibts nicht. Und gerade die Mischung als solche zu erfassen, das ist fein. Stark genug sein, den Fehlern eines Freundes, den Fehlern des Weltalls offen ins Auge zu schau'n, ebenso wie den eigenen Fehlern, — das ist Wahrheit.

* * *

Rodin hat eine Bildhauerschule eingerichtet, die Klara Westhoff besucht. Zwar hat sie monatlich nur eine oder zwei Korrekturen von ihm, sonst kommen seine Schüler. Aber sie ist eben ein Mensch, der überall lernt. Sie ist solch kräftige Natur, die alles, was an sie herantritt, ergreift, es unwissentlich dreht und wendet, bis sie es verwenden kann. Solche Menschen können überhaupt nicht unglücklich werden. Was ihr auch zustößt, immer wird es zu ihrem Besten sein.

Und wann kriege ich wieder einen Grauen von meiner Mutter? Du hältst mich kurz, Liebe. Soll ich erst untugendhaft werden? Das ist hier nämlich nicht allzu schwer.

Wißt Ihr, wenn ich morgens über die Boulevards gehe und die Sonne scheint und es wimmelt von Menschen, dann sage ich laut in meinem Herzen zu ihnen: Kinners, so etwas Schönes, wie ich es noch vor mir habe, habt Ihr doch alle miteinander nicht.

Und dann liebe ich das Leben sehr!

* * *

Am Sonntag hatte ich einen berauschenden Tag mit Klara Westhoff. Er endete in Velizy, einem kleinen Dörflein, wo wir in einer Frühlingslaube bei Windlicht Postkarten an unsere großen Männer schrieben: die Worpsweder, Klinger, Karl Hauptmann.

Es war eine verzauberte Stimmung, Mondschein über einem kleinen Dorfsee, das Gutshaus und kleine verfallene Hütten daneben. Und aus dieser Dämmerabendluft schimmerten weiße Enten. Dieser Friede und diese Ländlichkeit so nahe der großen Stadt, das ist der große Reiz von Paris.

* * *

Wir kennen jetzt einen ganzen Schwarm junger deutscher Künstler. Mit denen ziehen wir allwöchentlich über Land, tanzen, rudern, singen in der Dämmerung deutsche Lieder — sind überhaupt deutsch, was hier im Welschlande von Zeit zu Zeit gut tut. Es ist ein prächtiger Schlag: zuverlässig, arm und kindlich, sie sind sehr anders als die jungen Franzmänner.

Wißt Ihr, Barbaren sind wir ja gegen die Franzosen, und ich verstehe, daß sie uns als solche empfinden. Aber Kraft und Jugend sitzt dahinter.

Sonnabend und Sonntag waren wir draußen bei Uhlemanns in Joinville. Die alte taube Dame denkt nur daran, wie sie andern Freude bereiten kann. So wollte sie uns diesmal die Schwelgerei eines wirklichen echten Bettes genießen lassen und kochte mit eigener, liebevoller Hand für uns. Das genießt man doch sehr nach den sieben magern Jahren. Dann haben wir eine schöne Ruderfahrt gemacht auf der Marne, über uns blühende Bäume und Nachtigallen, denn der Frühling ist hier jetzt mächtig im Gange. Und wenn nicht von Zeit zu Zeit ein Lüftlein weht, so wirkt er betäubend mit seinen tausendfältigen Düften.

Kennt ihr Klingers Radierungen: Eine Liebe! Er ist es selber, auf mehreren Blättern mit einer reizvollen Frau zusammen inmitten eines Übermaßes von blühenden Kastanien. Die Leidenschaft in den Blättern, die duftgeschwängerte Luft, das ist französischer Frühling.

Geht man jetzt durch den Jardin du Luxembourg, so sitzt auf jeder Bank ein Pärchen und schnäbelt sich. Es ist eine andere Schnäbelei als unsre deutsche: lachender, weniger sentimental und etwas zerstreut. Es sieht aus, als ob beide Teile schon wieder andre Rendez-vous im Sinne hatten.

* * *

Großartig beherrscht der Montmartre die Stadt. Auf steiler Straße zwischen kleinen Häusern steigt man zu ihm hinauf. Alte Frauen sitzen vor der Tür und flicken, und die jungen werfen die Augen rechts und links, denn hier ist wieder ein Malerviertel. Schließlich kommt man auf einen kleinen Markt, die Hühner laufen über den Weg. Dann steht man vor der schönen Kirche Sacré Coeur, die ernst auf das bunte Paris hinabschaut. Wir betraten sie abends halb neun. Es wurde das Abendgebet gesprochen. Hier und da ein Lichtlein, der rötliche Schein der ewigen Lampe und tiefes Schweigen.

Wir speisten zu Abend im refectoire unter lauter alten Betschwestern. Die eine, Valentine, achtzig Jahre alt, mit furchtbaren Mienen und Gesten, wollte uns sogar bekehren. Die ist aber auch erst fromm geworden, als alles andere nicht mehr ging. Sie fragte nach unsern petits noms und wollte uns nie vergessen und liebte uns „trotz alledem“, nahm jede unsrer Hände zwischen ihre zwei großen, fleischigen, und schlürfte von dannen.



Vielen Dank für das Geld. Es kam im gegebenen Augenblick. Es war eine halbe Stunde vor unsrer Ferientour und Klara Westhoff und ich hatten gemeinschaftlich nur zwei Sous in der Tasche. So gütig griff das Schicksal ein.

* * *

Also ich bin in der Ausstellung gewesen, dreimal. Sie ist noch schöner und lehrreicher, als ich mir gedacht habe, kolossal lehrreich. Das Schönste sind die Franzosen: Cottet, Simon, Jean Pierre. Die haben miteinander gemeinsam eine ungeheure Tiefe der Farbe. Sie schildern die Bretagne.

Wir Deutschen stehen daneben etwas spießbürgerlich und philisterhaft. Viel Begeisterung und Eifer und zu wenig Studium.

Den Cottet habe ich besucht. Ein feiner, rothaariger, rotbärtiger, urgesunder Mensch, voll tiefer Empfindung. Als er einmal an mein Pförtlein klopfte, war ich leider nicht zu Hause, sondern fand nur sein Autogramm.

Wißt Ihr, die paar französischen Großen sind ganz ohne Konvention. Sie wagen naiv zu sehen. Man kann kolossal von ihnen lernen.

Es ist wunderbar, wie ich jetzt Land und Leute mit andern Augen betrachte. Abends im Akt wissen die Französlein vor Frühlingsgefühl und Frühlingsübermut gar nicht mehr wohin und singen ein chanson nach dem andern. Sie sind Champagner. Nur werden sie auch so leicht schal.

(Schluß folgt.)

Otto Flake: Aus vier Wochen.

Eine deutsche Neigung, der man in dieser Stadt Berlin, in der so viel Stellung genommen und gedacht wird, jeden Tag begegnen kann, ja die deutsche Grundneigung besteht darin, daß man einen zu großen, siriushaften, absoluten Maßstab an den Tag, die Bedürfnisse und Leistungen des Tages anlegt. Der Deutsche ist von einer beispiellosen Kritik alle dem gegenüber, was den kleinen Schritt bedeutet. Er trägt eine geniale und doch verhängnisvolle Liebe zur Ewigkeitsleistung in sich. Jeder ist mit dieser Atmosphäre nicht nur durchtränkt, sondern auch noch auf einen Meter im Umkreis umgeben, und deswegen gelingt es so selten, mehrere oder viele oder gar alle Menschen der Nation in eine gemeinsame Atmosphäre einzuhüllen. Deswegen sind wir keine Politiker, die sich mit Lust und restloser Hingabe in den Augenblick stürzen; deswegen sind wir gesellschaftlich steif und so schwer für einen Abend harmlos, beweglich, Leute unter Leuten, sondern schielen immer über die Köpfe hinweg zur Tür, durch die wir nachher treten werden, um wieder allein zu sein. Und doch ist dieser Zustand lächerlich, weil er so unpraktisch ist: man existiert doch nur einmal und soll von der Vergangenheit nicht mehr wissen, als daß sie uns hervorgebracht hat, und von der Zukunft nicht mehr, als daß sie sich von selbst ergeben wird, wenn wir an der Gegenwart arbeiten.

Man sehe die unvergleichliche Kontinuierlichkeit des französischen Lebens: die Väter, die Lebenden, die Enkel, das stellt sich jeder frisch und klug in den Vordergrund und bringt so spielend den großen Zusammenhang zustande, während wir uns immer damit abmühen, eine Stabilität zu konstruieren, gerade weil wir nie ganz bei der Sache des Alltags sind, sondern immer eine letzte Zurückhaltung üben — einem Begriff des Höchsten zuliebe, der uns nicht gelohnt wird. Ich traf hier einen Mann, der an der Spitze der deutschen Weltproduktion steht und außerdem im Besitz der selbständigsten und umfassenden Innenkultur ist. Er hat sich, „angewidert von den Halbheiten unserer Literatur und Kunst“, zurückgezogen in eine hohe Landschaft, deren Gipfel Homer, Aeschylus, Dante, Goethe und so weiter heißen. Es ist ein typischer deutscher Ausweg, den dieser Mann gefunden hat. In Paris macht niemandem die Frage das Herz schwer, ob Goncourt und Bourget, an den absoluten Repräsentanten der Menschheit gemessen, standhalten; Goncourt und Bourget und sie alle waren da, brachten ihre Zeit zum Ausdruck und förderten jenes Verständnis, das da drüben bei unseren Nachbarn jedem Jungen zuteil wird, der einen Schritt weitergeht, der sein Recht auf Dasein vertritt.

* * *

Der Umstand, daß bei uns dagegen sich noch immer keine Literaturatmosphäre bilden kann, hat zur Folge, daß Literaten, die sich bemühten, sie zu schaffen, immer im Verlaufe ihres Lebens an einen Punkt kommen, wo sie sich abwerfen lassen und sich selbst aufgeben. Denn sie können sich auf die Dauer dem geheimen hohen Maßstab, an dem bei uns alles gemessen wird, nicht entziehen. Sie beginnen entweder selbst an ihn zu glauben und fühlen sich unglücklich — wer hielte durch, wenn man ihn nicht gelten läßt? — oder sie sind unehrlicher und suchen zu erzwingen, was ihnen versagt wird. Sie verlieren den Halt, werden nervös und versuchen es mit einer gehetzten Geistreichigkeit, die nun erst unfruchtbar wirkt.

Ich wehre mich dagegen, denen beizustimmen, die in Alfred Kerr einen Beweis für diese Tatsache sehen wollen und behaupten: man kann sich in Deutschland keine dauernde Stellung als Kritiker schaffen, auch bei Kerr pochte das Gespenst des produktiven Menschen an und verwandelte sich in einen Alp; der Verfasser des Neuen Dramas, das für uns alle ein Grundbuch war, ist in Gefahr, ein wenig einheitlicher und wenig geschickter Glossator zu werden. — Ich will hier nur erwähnen, daß Kerr jüngst etwas geschrieben hat, was ihm viele verdenken: eine Kritik der Fiorenza von Thomas Mann. Eine Kritik, die in ihrer durchkomponierten Bosheit ungerecht ist, weil Thomas Mann über sein mühevolles Schaffen nie einen Zweifel gelassen hat. Mann erzählt in seiner neusten Novelle „Der Tod in Venedig" von der Selbstzucht, die es ihn, einen nicht stark Konstitutierten, kostet, um seinen Nerven die Sätze und Seiten seiner Werke abzuringen. Er ist kein lachender Siegfried, aber er ist ein ehrlicher Mensch, der sich nicht selbst aufgibt, sondern sich eine Lebensaufgabe vorgesetzt hat und sie durchführt. Kerr redet hohnvoll von dem Körperteil, dem Mann seinen Erfolg verdankt. Wie billig und wie ungerecht von einem Kritiker, der Übermenschliches geleistet hat, so oft es galt, die Schwächen, das Fragmentarische eines anderen, Gerhart Hauptmanns, zu verdecken und hinwegzudisputieren — mit einer Liebe und einem Verstehenwollen, die etwas Grandioses hatten, aber auch zu einen Vergleich herausfordern. Thomas Mann ist wahrlich weder ein Schmock, noch ein Poseur, hätte also Anspruch auf Gerechtigkeit, wenn ihm die Freundschaft versagt wird.

* * *

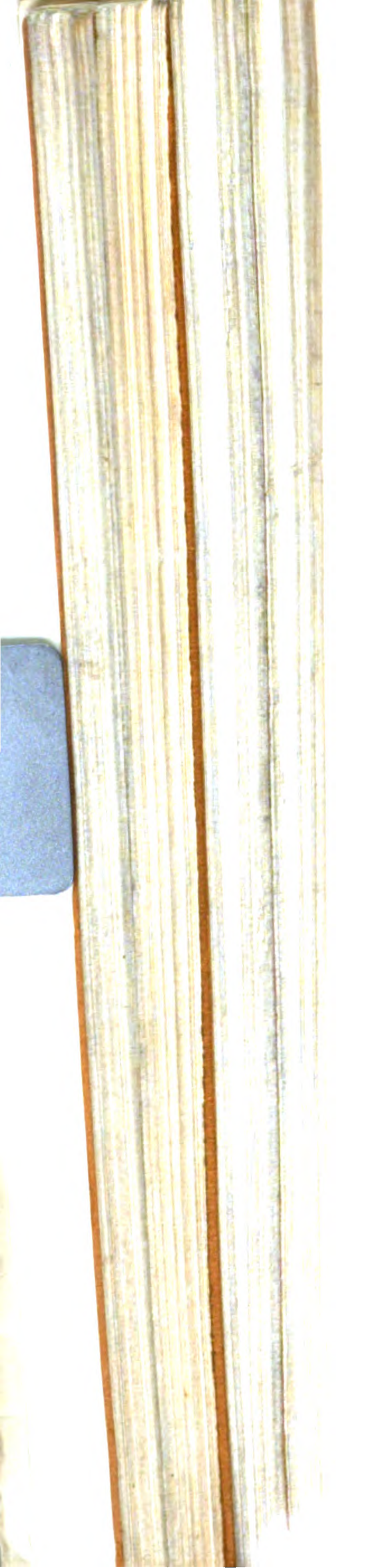
Man sprach in einer Gesellschaft von den Vorträgen, die Meier-Graefe und Osborn über die neuesten Phasen der Kubisten und Futuristen und die Direktionslosigkeit unserer Kultur gehalten haben. Es fehlt uns ein deutscher Ruskin, sagte jemand, und nun erörterte man, welche Eigenschaften ein solcher Praeceptor Germaniae nötig hätte. Es ist klar, daß wir einen Moralisten nicht brauchen könnten, sondern einen universalen, einen wahrhaft deutschen Versteher. Er müßte, erstens, so sehr Deutscher sein, daß er, sei es historisch, sei es seelisch, noch einmal allen Bedürfnissen der deutschen Rasse nachgeben könnte, die zu dem ästhetisch-philosophischen System unserer Klassiker geführt haben, und er müßte, zweitens, so sinnlich, so formal sein können, daß er sich doch entschieden mit einer grundsätzlichen Gerechtigkeit auf die Seite unserer Literaten und Experimentierer stellt, selbst wenn sie von Goethe nicht viel wissen wollen, weil sie den letzten Rest von absoluten Standpunkten von sich geworfen haben.

Man darf ihre Verachtung der Ruhe und der Distanz nicht mit einem Achselzucken abtun; unsere Lebensverhältnisse haben sich seit dem Deutschland der Klassiker geändert, an Stelle der beschaulichen Kleinbürgerlichkeit ist die Hast, die Hetze, die soziale Unerbittlichkeit der Großstädte getreten; die Erkenntnis, daß jede Existenz nur ein Zufall, ein bedingtes, abhängiges, rein irdisches Wesen darstellt, ist an die Stelle getreten. Selbstzerstörer wie Verlaine, wie Rimbaud, wie Strindberg, wie Wedekind, wie Kleist wären oder waren dem alten Goethe ein Greuel, aber in Wirklichkeit repräsentieren sie nicht nur den ewigen Fluß des Lebens, das nie stillsteht, sie repräsentieren auch die viel heftigere, distanzlosere Energie, mit der die Fragen angegriffen werden wollen, soll eine neue Ausgeglichenheit zustande kommen. Ein

Shakespeare der Zukunft wird von ihnen allen etwas besitzen, von ihren Grellheiten, Verzerrtheiten, ihrem Untertauchen in die Wogen des Lebens, von ihrer demokratischen Gleichgültigkeit dagegen, wie diese Wellen gefärbt und verfärbt sind.

* * *

Es steht im Leben auf allem eine Strafe, auch auf dem Dichten. Jener Hegelianismus, der keine historische Schule, sondern eine an keine Zeit gebundene Charaktereigenschaft ist, wird auch das gut finden, und von dem inneren Ausgleich reden. Und ich gestehe, daß ich mich bisweilen ganz gern auf seine Seite stelle, z. B. wenn ich an Sudermann denke, dessen „Guter Ruf" wie ein Skandal, wie eine Katastrophe gewirkt hat. Es ist Buße, es ist innere Gerechtigkeit, daß an den Ruhm, Sudermann zu sein, wenigstens einer nicht glauben kann, Sudermann selbst. Man stelle sich, vorausgesetzt natürlich, daß er nicht einfach ein verlogener Bursche ist, den Gemütszustand vor, in dem sich seit zwanzig Jahren Herr Sudermann befindet. Der Ehrgeiz, nicht nur von Frauen, denen ein Walzer von Lehár und eine Kußszene von Recznizek das Köpfchen verwirrt, als Held dazustehn, sondern auch die ernste Kritik und die strengen Kulturwärter zu erobern, ist eine Hölle; auch um Kitsch zu machen, genügt es nicht, sich an den Schreibtisch zu setzen, man muß seinen ganzen Willen anstrengen, und im Grunde gibt jeder, was er kann. Selbst ein Sudermann muß sich Mut abringen, Beklemmungen abschütteln und die geheime Vorarbeit voll auf sich nehmen, die das Schwerste und Wichtigste am Produzieren ist: mit sich selber in Einklang zu kommen. Vielleicht wüßte er ein Lied zu singen, wenn auch einmal die Schriftsteller eine Warnung vor ihrem Berufe erließen, wie wir sie von Zeit zu Zeit von Ärzten und anderen lesen. Es gibt kein größeres Lotteriespiel als das Dichten. Der Aufwand von Energie, von Entsagungsfähigkeit, von Hoffnung und Zähigkeit ist ungeheuerlich, und selbst wenn sich der äußere Erfolg einstellt, beginnt erst das Zersetzende, das Verlangen nach Ewigkeit, nach Größe, nach hoher Kunst. Und je weiter man sich hineinarbeitet, desto aussichtsloser wird der Fall, man kann nicht vorwärts und nicht rückwärts, man kann sich nicht mehr auslöschen und doch der Welt nicht aufzwingen — man trägt sein Schicksal.



Wilhelm Hausenstein: Die Puppen.

Das Marionettentheater leistet das Unglaubliche: die Rechtfertigung der Romantik. Das Absurde der Romantik lag in der wirklichen Verbindung des Überschwänglichen mit den Banalitäten, in denen wir leben. Das Feierliche erschien mit dem verrückten Anspruch auf Natürlichkeit. Das Natürliche wollte sich in natura zum Ungewöhnlichen hinaufheben. Der Zirkel sollte viereckig, das Viereck rund sein.

Das sogenannte große Theater half sich auf die bequemste Art der Welt: es strich die Romantik und entwickelte aus dem Banalen einen Stil, der den Namen des Stils mitunter schwerlich verdiente — oder es strich die Wirklichkeit und entwickelte einen besonderen Stil aus dem Erhabenen, der von Mißtrauen und Hohngelächter verfolgt wurde, weil er, so oft er die reine Außergewöhnlichkeit bewunderte, einem Geschlecht naturwissenschaftlicher Sachenmenschen als eine Sünde wider den heiligen Geist der Aufklärung erschien und weil er, wenn er sich mit den berlinischen Wirklichkeiten von 1890 versippen wollte, so lächerlich aussah wie ein mythologisch glänzendes Flügelpaar an einem zusammengeschundenen Fiakergaul. Kurzum — Wirklichkeit und Aufschwung gingen nicht zusammen. Sachlichkeit und Enthusiasmus, Realität und Religion, Zivilisation und Romantik, Thackeray und Delacroix — Sancho Pansa und Don Quichote hoben einander auf.

Rettung war nur möglich, wenn sich Realismus und Romantik, Gegenständlichkeit und Dichtung auf das Gemeinsame besannen. Sie mußten sich daran erinnern, daß sie schließlich beide Form sind. Sie mußten ihre natürliche Stofflichkeit zu Gunsten der geformten Gestalt aufgeben. Die Dialektik des Realismus und der Romantik mußte sich aus einer Dialektik der unversöhnlichen Inhalte zu einer Dialektik vrrschiedener formaler Kräfte entwickeln. Von da aus war Neues zu hoffen.

Die Aufhebung der peinlichen stofflichen Dialektik war aber nur der Puppe möglich. Sie allein konnte die Fülle der Kunst befreien.

Wenn wir die Puppe aber kennen lernen wollen, dann sollen wir nicht zu ihren literarischen und ästhetischen Gevattern gehen. Nicht einmal zu Maeterlinck; eher zu Pocci und noch eher dahin, wo die Puppe ganz gewiß statt aller ästhetischen Fiktion das ganz wirkliche Kind eines dichtenden plebejischen Volksgeistes ist: zum richtigen Guignol. Formulieren heißt nicht notwendig so viel wie literarisch sein. Es gibt eine formulierende Distanz der urkräftigsten Naivität eines versammelten Volksgeistes. Und diese Distanz von den Dingen ist besser als alles, denn sie ist eine objektive Tatsache, wo Distanz des Ästheten ein durch subjektives Selbstbewußtsein abgeschwächter Behelf ist.

Ahnungslose Kraftbiederleute, die deutsch heißen, halten Meier-Graefe bekanntlich so sehr für einen Ästheten, als sie es heimlich gern selber sein möchten. Nun ist er ungefähr das direkteste Gegenteil eines Ästheten. Er nimmt die Kunst fast wie ein Junker ein Rassepferd: mit dem spontanen Scharfblick und mit dem starken Schenkeldruck des Vollblütigen, dem es nicht einfällt, Kultur und Kunst in wehmütiger Ergriffenheit anzubeten. Wie die Alten, die geneigt waren, im Meister des Kunstwerks eher einen Banausos als einen Gott zu sehen, empfängt er in der Kunst das schönste Lebensmittel seiner Menschlichkeit.

Soeben brachte Meier-Graefe seine Nachdichtung einer romantischen neapolitanischen Puppenkomödie heraus, die ein Volksgedicht gewesen ist trotz einem Homer und einem Nibelungenlied.*) Wer ihn nicht kennt, muß ihn hier begreifen. Er fordert nicht dünnblütige Kunstgebete und auch keine gar pädagogische Kunst- und Kulturkinderwärterei. Er verlangt, daß das Handwerk der Kunst den zuschauenden Herrn ergötze, wie das Publikum im Teatro Stella Cerere zu Neapel erwartete, vom rasenden Roland und der schönen, zuweilen auch ergötzlich nackichten Angelica wie ein Seigneur mit Kunst bedient zu werden, und wie dies Publikum sogar dem großen Kaiser Karl, dem wilden Ferrau von Spanien und allen Paladinen aus Paris die Kunst auf den Leib kommandierte, die es haben wollte. Kunstbegeisterung, liebe Zeitgenossen, ist ein mittelmäßiger literarischer Ersatz für ein richtiges pantagruelisches Vergnügen.

Wir erwachsene Besucher erwachsener Theater sind mit Vergunst ehrfürchtige Simpel. Wir lassen es uns höchst undemokratisch gefallen, daß uns die Logik des Dramas beherrsche. Was geht uns aber die aristotelische Philologenangst vor der Logik der Sachen an? Das Publikum vom Teatro Stella Cerere wußte nichts von dieser ästhetisch submissesten Professorenordnung unter die verschiedenen Einheiten und allerlei andere Unverschämtheiten dramatischer Sächlichkeiten. Es setzte vielmehr den Dingen die herrschaftlich dichtende Unverschämtheit des Publikums gegenüber. Und Personen, Dinge, Ereignisse, Szenen wurden zu Puppen in den Händen der bildnerischen Willkür des göttlichen Demos.

Diese Willkür ist aber viel gerechter, viel logischer als der berühmte Gang der Handlung mit seinem Objektivitätsdünkel. Welch ein künstlerisches Gleichgewicht in diesem Marionettenspiel von Orlando und Angelica! Die heroische Exzentrizität purzelt mit irgendeinem ausgerutschten Ausdruck wieder in die Niederung der erreichbaren irdischen Möglichkeiten. Die heldische Gemütsmetaphysik verwandelt sich unversehends in eine neapolitanische Hafenzote. Die ganze Weltgeschichte von Hektor und Astyanax an wird durch die tollste aller Tarasconaden zum Familienleben des Kaisers Carolus, und er selber wird als „Onkel Karl" zum Spezl aller neapolitanischen Lazzaroni. Kann man poetischer gerecht sein? Kann eine Dramaturgie die Einheit der Handlung, des Ortes und der Zeit gründlicher respektieren? Was ist die Logik der Dinge, vor der sich das unentwegt natürliche Zeitalter des Herrn Du-Bois-Reymond theologischer als alle Theologen beugte, wenn er erklärte, daß seinem morphologisch geschulten Geist eine Sphinx ästhetisch unerträglich sei — was ist die Logik der unerbittlichsten Deszendenztheorie, der unbarmherzigsten Gravitationslehre, der grausamsten Kosmogonie mit allen ihren Nebelflecken gegen die göttliche Frechheit des dichtenden Demos, wenn er darauf pfeift?

Hier sind die Dinge auf ihre rein formale Vergnüglichkeit gebracht. Es leben die Formen; sie sind es, die renommieren, und sie sind es, die sich gegenseitig ironisieren und totschlagen und umarmen. Sie sind es, die den Launen des dichtenden Demos parieren; und durch sie beherrscht er die Welt.

Was wollen wir erhabene Dichtung? Hier ist sie. Was wollen wir Romantik? Was Naturalismus? Hier sind sie beide und raufen so trefflich, daß man bekennen muß: man habe nie so konzentrierte Kunst gesehen.

---

*) Julius Meier-Graefe und Erich Klossowski: Orlando und Angelica. Berlin, Paul Cassirer, 40 Mark. Vorzugsausgaben zu 300, 800 und 1000 Mark.

Ich wüßte auch nicht, ob sich etwas künstlerisch Reineres denken ließe als das, was in den glänzenden Illustrationen Klossowskis an prinzipiellem Wert enthalten ist. Diese Blätter spielen die Spiele der Farbe, des Lichts, der hochbarocken Bauschungen, der gestenhaft quirlenden Linien. Sie sind so abstrakt wie möglich: so abstrakt wie die lithographische Kurve bei Daumier. Das sagt schon, daß sie viel schöner sind als Slevogts Lithographien mit dem etwas aufgelegten impressionistischen Tric. Sie sind restlos zum reinen Ansichsein gesteigerte künstlerische Gebärden. Nicht weil diese Lithogramme Puppen darstellen, sondern weil sie selber als Form, als Farbe Puppen sind. Sie leben von dem Imperativ des Künstlers, als sein sehr erquickliches Spielzeug. Es ist nicht Zufall, daß man bei ihnen just an Callots hochformale, ganz in zeichnerischen Geist übersetzte Capricci in den Uffizien denken muß und dann an Watteaus ballethaft springende Kavalierzeichnungen im Louvre. Mein sehr seriöser Leser, glaubst du noch an Rousseau und an die Rückkehr zur Natur? Glaubst du noch an Darwin? Du bist gefoppt. Nicht der natürliche Mensch ist auserwählt. Auserwählt ist nur die Puppe. Nicht die Kunst ist die Freude des Menschen, die sich mit Ergebenheit in die Dinge bemüht, natürlich auszusehen, sondern die andere, die unnatürlich ist: die Kunst als Puppe. Nur als Marionetten unserer Hand gehören die Schönheiten der Dinge uns; nur als Marionetten gehören wir uns Schöpfern selber. Nur als Marionetten haben wir die greifbaren Späße und die greifbare Verzweiflung. Alles, was nicht Marionette ist, ist Hilflosigkeit, ist Phrase. Darum: es lebe das aktuellste künstlerische Principium — es lebe die Puppe!

Innen und Außen.

Ein Mensch, der sehr viele Seelen besitzt, gelangt leicht vor lauter inneren Erlebnissen zu keinem Erleben.

* * *

Die psychopathische Erotomanie eines großen Teiles unserer Literatur erinnert an eine Gesellschaft von Greisen, die Histörchen erzählend bei einander hockt. So täuscht man sich über den Mangel an Positivem fort.

* * *

Es kommt gar nicht darauf an, einen neuen Gedanken zu denken. Wie wäre denn dergleichen überhaupt möglich! Aber einen Gedanken neu denken, das ist die große Kunst der Wenigen.

* * *

Man darf in seinen nächtlichen Träumen nicht allzu oft König oder Millionär sein, sonst verlernt man das rechtzeitige Zugreifen im wirklichen Leben.

Lothar Brieger-Wasservogel.



Politische Rundschau.

Die Liquidation der europäischen Türkei ist mit dem Streit um Adrianopel auf einen toten Punkt gelangt; auch der aus dem Aufflammen des soldatischen Ehrgefühls geborene Putsch Enver Beys wird daran kaum etwas ändern, schwerlich wird Krieg um des Besitzes von Adrianopel willen wieder entbrennen. Eine Neuorientierung der Großmächte hat sich noch nicht vollzogen. Tastende Annäherungsversuche Rußlands an Deutschland, keine Lösung, aber ein fühlbares Erkalten der Beziehungen der Mächte der Triple-Entente einerseits und andererseits ein näheres Aneinanderrücken der Dreibundmächte.

Mit Marschall und Kiderlen-Wächter sind zwei Männer dahingesunken, von denen viel erhofft, aber letzten Endes nicht viel erreicht ist, ob mit oder ohne ihre Schuld, das kann erst die Zukunft aufklären. Beide gehörten dem kleinen Machtzentrum des konservativen preußischen Adelsverbandes nicht an, beide, vor allem aber Marschall, haben mit diesen Kräften nicht immer erfolgreich zu ringen gehabt.

Solche Hemmungen hat der neue Staatssekretär des auswärtigen Amtes, v. Jagow, nicht zu erwarten; wenn er die besten Eigenschaften des Preußentums: Nüchternheit, Festigkeit und wenn es sein muß, Tapferkeit beweist, soll er uns recht sein.

In diesem Augenblick äußerer Entspannung darf sich unser Blick auf das Gebiet der inneren Politik, die deutsche Parteipolitik richten. In diesem Gegensatz der deutschen Parteipolitik zur äußeren Politik ist gleich auf die erste und merkwürdigste Eigenart unseres Parteiwesens hingewiesen; keine deutsche Partei hat ein Programm der äußeren Politik. Äußere Politik ist innerpolitisches Demonstrationsobjekt, um die Herrlichkeit der eigenen Parteipolitik in erfreulichen Gegensatz zu den stets mangelhaften Leistungen der Regierungen zu stellen, oder das Mittel, die nationale Saite vibrieren zu lassen, und die Bereitwilligkeit, die „notwendigen Rüstungen" zu bewilligen, in rauschenden Wählerversammlungen in tönenden Worten zu proklamieren.

Politik ist Zielsetzung. Unsere Parteien setzen sich keine Ziele der auswärtigen Politik. In den großen Zeiten des nationalen Liberalismus, da gab es solche Ziele der auswärtigen Politik, da hat Paul de Lagarde, der radikalkonservativ sein wollte, die germanische Besiedelung der Donauländer gefordert und Friedrich List eine deutsche Orientpolitik, und auch die nationale Einheit war für einen Bennigsen notwendigerweise ein Ziel der auswärtigen Politik seines Staates, und so erging es allen den über die Grenzen ihres engeren Heimatstaates hinausblickenden nationalen Politikern.

Die Schaffung der ersten deutschen Flotte war nicht als Belustigung für Stunden der patriotischen Wallung gedacht, mit ihr wollte man zunächst den Dänen zu Leibe gehen, und wenn England den berüchtigten Entschluß proklamierte, die Piratenflagge nicht dulden zu wollen, so geschah das nicht, um spätere deutsche Geschlechter über die angetane Schmach ergrimmen zu lassen, sondern um die Ansätze einer deutschen Seemacht beizeiten zu zerstören. Das bedeutete viel eher eine Anerkennung als eine Verhöhnung der deutschen Macht.

So wenig greifbare Aufgaben der auswärtigen Politik die deutschen politischen Parteien sich stellen, um so mehr sind sie von außerdeutschen Verhältnissen und Problemen orientiert.

Die sozialdemokratische Doktrin ist durchaus französisches Gewächs, der lateinische Absolutismus für das Proletariat angerichtet, auch darin die französische Küche verratend, daß das Gericht mit der üblichen Sauce von

Weltbeglückungsphrasen serviert wird. Französisch ist auch die in Deutschland bisher ungewohnte Art, seine politischen Tiraden in einem Fieber des Hasses vorzutragen, wie das in jedem sozialdemokratischen Blatt, von jedem Agitator geschieht: die Aufpeitschung der Massen. Verbreitung konnte diese Lehre in Deutschland allerdings erst erlangen, nachdem Karl Marx sie auf den Boden des historischen Materialismus gestellt hatte. Ein Materialismus, der historisch, selbstverständlich auch philosophisch, nicht minder auf Verlangen ethisch war — der mußte was sein.

Karl Marx ist einer der wirklich großen Irrlichter der Menschheit gewesen, auf den wohl überhaupt die ganze Richtung der Behandlung unserer Volkswirtschaft zurückgeht, sie nicht entweder „exakt“ auf Grund von Tatsachen-Beobachtung und Würdigung, oder politisch als praktische Maßnahme zu behandeln, sondern als ein Anwendungsgebiet der spekulativen Philosophie.

Freilich, den „dialektischen Prozeß“ in der Welt des wirtschaftlichen Geschehens aufzuspüren — nachzuweisen nennt man das natürlich, ist der sozialdemokratischen Lehre vorbehalten geblieben.

Da auf irrationaler Grundlage aber nichts sein und werden kann, so muß die sozialdemokratische Sekte alle selbständigen volkswirtschaftlich veranlagten Köpfe ausscheiden und deshalb vollzieht sich das je nach dem Gefühlsstandpunkt komische oder traurige Schauspiel, daß alle brauchbaren Leute hinausgeworfen werden, den Calwer, Schippel, Hildenbrand werden andere folgen! Die Volkswirtschaftslehre der Halbbildung muß rein erhalten werden.

Die Stärke und damit auch die Zukunft dieser Bewegung beruht allein auf ihrer Organisation, die es vermocht hat, die Entstehung eines politischen Proletariats, d. h. einer politisch abhängigen Wählermasse für Zwecke selbstsüchtiger politischer Interessengruppen zu verhindern, dem Lohnarbeiter das Gefühl und die Möglichkeit zu retten, nicht Objekt, sondern Subjekt der Gesetzgebung zu sein.

Die Bekämpfung der Sozialdemokratie geht nicht durch eine Verstärkung der Bureaukratie, wie die Regierung Bethmann Hollwegs offenbar meint, nicht durch eine Konzentration des Bürgertums gegen die Arbeiterschaft, sondern lediglich durch Offenhaltung jeder Möglichkeit des Aufstiegs der Arbeiterschaft als solcher und jeder in ihr sich regenden individuellen Intelligenz. Die sozialdemokratische Bewegung wird die Grundfesten unseres Staates nicht erschüttern, unsere nationale Zukunft nicht, wie die Engländer bisher immer, bis ihnen selbst die sozialistische Faust im Nacken saß, hofften, untergraben, wenn — nun wenn keine Dummheiten gemacht werden, d. h. wenn weder vor ihr kapituliert, noch von oben gestaatsstreichelt wird.

Daß die in Deutschland entstehende Industriearbeiterschaft sich politisch nicht national zu orientieren vermochte, ist fraglos dem Mangel führender Persönlichkeiten zuzuschreiben. Lassalle und Schweitzer wollten diese Richtung und zu ihnen wird die Entwicklung später einmal wieder zurückkehren, wenn ein führender Geist in der Sozialdemokratie aufsteht — freilich kein Revisionist, der ins Mauseloch kriecht, wenn einer seiner Freunde auf dem Parteitag zu dem permanenten, aber erfreulicherweise kalten Scheiterhaufen geschleppt wird.

Daß eine aufkommende politische Bewegung sich nach einem ausländischen Vorbild zunächst orientiert, ist kein Fehler, auch das mit dem Liberalismus in die politische Arena eintretende Bürgertum blickte auf das Ausland, vorwiegend auf England. Der ältere bremische Liberalismus war

insbesondere von wirtschaftlichen und politischen Idealen nach dem englischen Vorbild erfüllt, gedieh doch der hanseatische Überseehandel nur im Schatten des englischen, fürchtete man doch, in der politischen Entwicklung eine Lähmung durch binnenländischen Bureaukratismus — nur so ist das Verhalten Bremens dem Zollverein gegenüber erklärlich, das uns heute so seltsam anmutet.

Die im „Freisinn“ und „Fortschritt“ zur Geltung gekommene Richtung des deutschen Liberalismus hat bei allem proteusartigen Verschwinden und Wiederauftauchen in Parteigruppen sonder Zahl doch immer das Gesicht englischer und damit leider deutscher Ideologie getragen, sein Blick haftete wirtschaftspolitisch an dem Idol des Freihandels, politisch an dem des Parlamentarismus, der Volksherrschaft nach englischem Muster.

Das deutsche Staatsleben aber wird durch die Existenz einer von der Partei grundsätzlich — wenn auch nicht immer tatsächlich — unabhängigen Regierung bestimmt, die auf den festen Boden der Monarchie, besser und richtiger des deutschen Königtums gestellt ist.

Eine deutsche politische Partei, die diesen grundsätzlichen Charakter des deutschen Staatslebens nicht sehen kann, oder nicht anerkennen will, ist zum ewigen Protest, zur Machtlosigkeit verurteilt, sie kann die unzufriedenen Elemente außerhalb der Sozialdemokratie aufsammeln und dadurch große Stimmenzahlen registrieren, praktischer Einfluß ist ihr versagt. Der Teil des Liberalismus, der auf den Boden unseres deutschen Staatslebens bewußt sich stellt und die mühsame Aufgabe, dem deutschen in Handel, Industrie und Wissenschaft stürmisch vorwärtsmarschierenden Bürgertum die ihm gebührende Berechtigung zu erkämpfen, lösen will, ist ihm ein Greuel.

Zwischen der riesenhaften Sozialdemokratie und den starken Mächten eines aus der alten bureaukratischen und feudalistischen Verfassung der deutschen Einzelstaaten erwachsenen Konservatismus einerseits und dem auf konfessionellen Mißbrauch des katholischen Volksteils aufgebauten Zentrum andererseits könnte nur ein unbedingt auf den Boden der durch die Verfassung geschaffenen neudeutschen Ordnung der Dinge geschlossener Liberalismus sich durchsetzen. Diesen Liberalismus nicht zur Entstehung gelangen zu lassen durch Schürung jeglichen Haders in seinen Reihen, haben seine Feinde allzeit vortrefflich verstanden.

In dieser verworrenen Lage der deutschen Parteipolitik versagt ein Element gänzlich — die Gebildeten. In welchem Maße diese Klasse unpolitisch ist, ist einfach ein Skandal, jede englische Dame versteht mehr von Politik, als der durchschnittliche deutsche Bildungsphilister. In diesem Versagen der Gebildeten ruht der Grund unserer politischen Rückständigkeit und in letzter Linie auch der des Versagens unserer äußeren Politik; wer von ihnen steht heute nach dem schönen Wort Fichtes „aufhorchend, ob ihn der Strom lebendigen Lebens ergreifen werde, das Nichtige entschieden fallen lassend.“

Sauer sehen und besser wissen hat noch kein Volk vorwärts gebracht, nicht die liberale Parole: leben und leben lassen, sondern sich „leben lassen“, dem Leben der Nation und ihren Kämpfen nicht als ein Nachtwandler oder höhnischer Beurteiler gegenüberstehen, sondern die Geschicke der Nation als die eigenen empfinden, die nationale Ehre als die eigene, das nationale Interesse als das eigene! Nicht von der Einführung von Gefrierfleisch und Aufhebung aller indirekten Steuern — nein, Verzeihung, ihrem „Abbau“ — hängt unsere Zukunft ab, sondern von der Überwindung des politischen

denk- und schaffensfaulen Philistertums unserer so unendlich hochstehenden „gebildeten Schichten."

Nicht der Arbeiter, nicht der Bauer und Handwerker und selbstverständlich nicht der dreimal vermaledeite Junker läßt es so vollständig an sich fehlen, als der „geistige Arbeiter", der seine Spannkraft wohl beim Hürdenrennen über die Heckenzäune der Examina verbraucht hat. Goethe soll sich einmal über die Bemerkung auf einem alten Stich sehr amüsiert haben, daß die Chinesen ein den Deutschen sehr verwandtes Volk seien.

„Von der Einwirkung der Literaturseuche und der Examina auf die politische Urteilsfähigkeit" wäre kein schlechter Stoff für eine „kritische Untersuchung". Tröstlicherweise wird sie nicht angestellt werden, weil sie gänzlich unwissenschaftlich wäre.

Hinter diesem Problem aber steht die ernste Tatsache, daß nur ein aus politisch unabhängig denkenden und handelnden Einzelnen zusammengesetzte Nation Aussicht hat, sich in der Welt der Zukunft politisch und wirtschaftlich durchzusetzen.

England schlägt uns noch heute politisch — nicht wirtschaftlich, wissenschaftlich oder kulturell — weil es auf der politischen Einzelerziehung aufgebaut ist.

Der einzelne und der Staat ist das Thema der politischen Parteien, wenn sie diesen Namen verdienen. Nicht die Auflösung des Staates in einen demokratischen Urbrei, noch die Verhärtung des Staates durch bureaukratische oder feudalistische Frontstellung gegenüber dem „Volk", sondern die Erfüllung des Staatsbürgers mit dem Gedanken des Staates und des Nationalinteresses selber — nur so ist „der Bürger der edelste Stoff."

Bremensis.

Prof. Dr. Ludwig Fränkel: Süddeutschlands geplante Großschiffahrtsverbindung und der Anschluß nach Norden.

Bei drei maßgeblichen Anlässen wurde dies hochwichtige, verkehrspolitische Thema jüngst bedeutsam behandelt. Auf der ersten großen Winterversammlung, die der Württembergische Bezirksverband des Verbandes deutscher Diplomingenieure zur Eröffnung einer fortlaufenden Reihe von Vortragsabenden aus allen Gebieten der Technik zu Stuttgart hielt, stand die Großschiffahrtsverbindung Rhein-Donau und ihre Bedeutung auf der Tagesordnung. Die Grundlage der eingehenden Erörterung dieses bedeutsamen Themas bot der Vortrag des Regierungsbaumeisters Schleicher-Heilbronn, der auch die ergiebige Diskussion leitete. Er kennzeichnete zunächst die Bedeutung des Transportwesens für die Volks- und Weltwirtschaft an den Eisenbahnen und hierbei die preußische Eisenbahnpolitik von Bismarcks Reichseisenbahn-Projekt, das an den sonderpolitischen Bedenken der süddeutschen Bundesstaaten scheiterte, bis zur preußisch-hessischen Eisenbahngemeinschaft und süddeutschen Eisenbahngemeinschaft unter Würdigung der Vorteile der daraus entstandenen Eisenbahnoberhoheit Preußens, deren wichtigster die Tarifgestaltung ist. Dadurch hat Preußen einen bedeutenden Einfluß auf das deutsche Verkehrs- und Wirtschaftsleben auch in Süddeutschland gewonnen. Daher sprachen sich die Handelskammern in Stuttgart, Dresden und Leipzig für einen Anschluß an die preußisch-hessische Eisenbahngemeinschaft aus. Bayern sieht sein Heil in der Kanalisierung des Mains von Aschaffenburg aufwärts, womit es sich unabhängig von sämtlichen Eisenbahnnetzen machen zu können glaubt. Daran scheiterte auch bisher eine Vereinbarung Bayerns mit Preußen wegen der Mainkanalisierung, und erst das preußische Wasserstraßen-Gesetz brachte 1905 Erkenntnis und Einigung. Auch für Württemberg mit seiner nord- und nordwestwärts weisenden Neckarstraße ist diese neue Lage von Wichtigkeit durch die geplante Schaffung eines Großschiffahrtsweges vom Rhein (über den Neckar) zur Donau. Die moderne Wirtschaftsgestaltung Württembergs und Bayerns läßt schließen, daß die Produktiv-, Gewerbe-, Handels- und Kapitalkraft beider mehr und mehr hinter dem allgemeinen Aufschwunge des Deutschen Reiches und den wirtschaftsgeographisch günstiger gelegenen Bundesstaaten zurückbleibt. Vor allem übt die Rhein-Main-Wasserstraße eine große Anziehungskraft aus, was den Wunsch nach einem Großschiffahrtsweg in das Land hinein um so dringender macht, für Württemberg sowohl wie für das rechtsrheinische Bayern.

Eng zusammen mit dieser Frage hänge das Neckar-Donau-Projekt, das schon ein Jahrhundert alt ist, in Württemberg aber erst im letzten Jahrzehnt eine solche Förderung erfuhr, um seine Verwirklichung in absehbarer Zeit erhoffen zu lassen. Bayerns neuere unablässige Kanalbestrebungen und sein Aufwand hierfür verdienen eine viel ernstere Aufmerksamkeit in der öffentlichen Diskussion, als sie bisher meistens gefunden. Fast unbeachtet hat man z. B. bis dato die militärische Bedeutung eines solchen Kanals gelassen, die in der Sicherung der Zufuhrmöglichkeiten aus dem Südosten (Österreich, Ungarn, Rumänien) und in der Unabhängigkeit von Zufuhr von der Seeseite im Norden und Nordwesten liegt. Diese Lage drängt zu der Ansicht, daß, da sich die in den letzten Jahren mächtig erstarkte politische Interessengemeinschaft zwischen dem Deutschen Reich, Österreich, Rumänien und der

hoffentlich kräftig werdenden nunmehr asiatischen Türkei auch in gewissem Sinne in eine wirtschaftliche umsetzen wird, die diese Staaten verbindende internationale Wasserstraße mit der Zeit eine stetig steigende Bedeutung erlangen wird. Die Produktionskraft Württembergs und Bayerns würde gesteigert, ein Wechselverkehr von Kohle und Eisen vom Rheingebiet zur Donau und von animalischen Rohstoffen von der Donau zum Rhein würde hervorgerufen und für die deutsche Volkswirtschaft im Kriegsfalle von außerordentlicher Wichtigkeit sein.

In ganz ähnlichem Sinne sprach sich in einer Vollversammlung der Handelskammer zu Ulm a. D. deren Präsident, Kommerzienrat Magirus, aus, und zwar auf Grund seiner unmittelbaren Eindrücke beim jüngsten Tag des Bayerischen Flußschiffahrtsvereins. Auf dieser Tagung wurde die dringliche Notwendigkeit einer alsbaldigen Regulierung der mittleren Donau entschieden betont und dem Vertreter Ulms als derjenigen Stadt, wo die ernstliche Benutzung der Donau als Verkehrsstraße einsetzen muß und soll, die feste Zusage einer bezüglichen Herrichtung des ungleichmäßigen Flußbettes abwärts nach Bayern hinein gegeben. Auch wurde mitgeteilt, daß ein Haupthindernis, die berühmte steinerne Alte Brücke zu Regensburg, seitens dieser Stadtgemeinde ausgeschaltet wird, indem oberhalb ihrer ein eigenartiger Aufzug in Tätigkeit tritt, die bergwärtsgehenden Fahrzeuge zu heben. Man darf auf diesen originellen Versuch, ein ehrwürdiges, wahrzeichenartiges Bauwerk den Forderungen der Verkehrsära nicht zu opfern, billig gespannt sein.

Wenn auch aus den oben schon angedeuteten Ursachen immer noch problematisch genug, nimmt doch unter den großen wirtschaftlichen Plänen der Gegenwart die Ausgestaltung eines Großschiffahrtsweges vom Obermain zur Nordsee, welcher dem mittleren und südlichen Bayern den Zugang zur Wesermündung erschließt, einen ersten Platz ein. Der Verein zur Schiffbarmachung der Werra gab dazu wohl den nächsten Antrieb und seitdem fördert er ihn nach Kräften. Welch starke Teilnahme weite Kreise diesem weitschauenden Plan widmen, bewies kürzlich die Hauptversammlung des eben genannten Vereins zu Eisenach. Der Vorsitzende, Senator Meyer (Hameln), legte dar, daß im Werragebiet 23 Talsperrprojekte ausgearbeitet seien, fertig zur Bauausführung. Gemäß dem Kassabericht wurden bis jetzt 58 000 Mark ausgegeben. Preußen überwies dem Verein neuerdings 10 000 Mark, die Kaliwerke 6000. Um die Vorarbeiten durchzuführen, sind noch etwa 40 000 Mark erforderlich, und diese hofft man durch Zuschüsse der beteiligten Staaten und Interessenten aufzubringen. Über die Werra-Main-Verbindung berichteten Baurat Contag (Berlin) und Oberingenieur Jünger (Mannheim). Die etwa 90 Kilometer lange Kanalstrecke soll oberhalb Meiningen bei Untermaßfeld von der Werra abzweigen und bei Bamberg den Main treffen. Die 358 Meter hohe Wasserscheide soll entweder durch Scheusenanlagen und Hebewerke oder durch einen Tunnel von 9 Kilometer Länge überwunden werden, der 48 Meter unter dem Gebirgsscheitel und nur 20 Meter über der Werra und 80 Meter über dem Main liegt. Ein Schiffahrtstunnel, zwischen Ritschenhausen und Römhild angelegt, erspart 5 Hebewerke und die Kanalstrecke erfährt dadurch eine wesentliche Verkürzung. Besondere geologische Schwierigkeiten stehen der Tunnelanlage nicht im Wege. Täglich könnten nach beiden Richtungen auf Grund des Tunnelprojekts je 36 Schiffe mit insgesamt 55 000 Tonnen verkehren. Man beschloß das Projekt der Durchtunnelung baufertig durchzuarbeiten und bewilligte zu diesem Zwecke 15 000 Mark. Sehr wichtig ist die vom Bayerischen Kanalverein versprochene

tatkräftige Unterstützung. Die Kosten der Werra-Main-Verbindung veranschlagen sich freilich auf rund 200 Millionen Mark. Jedenfalls sollte die Versammlung, die unter Teilnahme der dazu eingeladenen preußischen Landtagsmitglieder nach Berlin ins Abgeordnetenhaus berufen werden soll, den Ausbau des großzügigen Unternehmens auch über die Pläne, Entwürfe und Beschlüsse hinaus zugunsten des deutschen Verkehrs- und Wirtschaftslebens nachdrücklich fördern. Das neue Staatsoberhaupt Bayerns, Prinzregent Ludwig, steht ja mit allerwärmster Sywpathie auf der Seite dieser Pläne und Ansätze.

* * *

Schon war vorstehender Artikel gesetzt und in der Korrektur erledigt, da kommt der genaue Bericht über einen hochbedeutsamen allerjüngsten Vortrag zu meiner Kenntnis, zweifellos so inhaltsreich, daß eine völlige Vernachlässigung in unserem Zusammenhange eine Lücke ausmachen würde. Am 16. Januar 1913 nämlich sprach Ingenieur Rosemeyer-Köln daselbst in einer großen Versammlung vor Vertretern des Magistrats, der Handelskammer, der Elektrotechnischen Gesellschaft, des Kölner Bezirksvereins deutscher Ingenieure, des Architekten- und Ingenieur-Vereins für Rheinland und Westfalen und des Vereins der Industriellen des Regierungsbezirks Köln über sein Projekt eines „Rhein-See-Kanals von Köln bis Emden." Dasselbe Thema war erstmalig im November 1912 vor dem „Verein zur Förderung des Baues eines Großschiffahrtsweges vom Rhein zur deutschen Nordsee" im preußischen Abgeordnetenhause zu Berlin eingehend behandelt worden. Der jetzt von Rosemeyer aufgestellte Vorschlag nun darf wie eine unbewußte Fortsetzung jener süd- und südwestdeutschen Kanalpläne angesehen werden. Verschiebt doch Rosemeyer, entgegen dem älteren Entwurfe der Bauräte Herzberg und Taaks, die ihren gleichzielenden Kanal erst bei Wesel abzweigen, den Ausgangspunkt viel höher rheinaufwärts, und zwar bis nach Wiesdorf unterhalb Kölns. Dadurch erreicht er den Vorteil des natürlichen Wasserzuflusses und beschränkt die Zahl der in Betracht kommenden Schleusen auf drei. Außerordentlich glücklich erscheint sein Gedanke, durch das natürliche Gefälle elektrische Energie zu erzeugen, welche industrielle Verwertung findet und gleichzeitig eine Rentabilität der ganzen Anlage sichert. Wichtig ist, daß sich auf dieser geplanten Wasserstraße mit 70 Meter Spiegelbreite und 8 Meter Tiefe der Verkehr von Seeschiffen mit 5—6000 Tonnen Ladefähigkeit bis nach Köln hinauf bewerkstelligen lassen wird. Dies ergibt die Möglichkeit, den jetzt in Rotterdam zusammenlaufenden nordwestdeutschen Verkehr auf deutschen Boden hinüberzulenken und auf diese Weise der deutschen Volkswirtschaft geradezu riesige Beträge zu erhalten. Für die in Betracht kommenden Rheinhäfen Köln, Düsseldorf, Duisburg-Ruhrort will der Vater dieses feindurchdachten Großunternehmens ausgedehnte Rhein-See-Hafenanlagen schaffen und die Städte Neuß, Krefeld und Wesel durch Zweigkanäle anschließen. Ganz entsprechend plant er eine Wasserverbindung mit dem Gebiete der rheinisch-westfälischen Kohlenindustrie, was wiederum den Eisenbahnverkehr entlasten würde. Ein solcher Rhein-See-Kanal erschlösse die Moor- und Ödländereien, die seitwärts der Trasse liegen. Nach seinen Berechnungen erzielt Rosemeyer durch den Verkauf der

vorerwähnten elektrischen Energie einen jährlichen Überschuß von 2,3 Millionen Mark. Dieser Überschuß soll den Bau eines Kriegskanals bezw. die Erweiterung des bisherigen Ems-Jade-Kanals ermöglichen. Die Gesamtkosten seines Entwurfs veranschlagt er auf 275 Millionen Mark. Die überaus fesselnden Ausführungen des Redners, das Ergebnis langen Nachdenkens, Prüfens und Vergleichens, nahmen die mannigfach interessierten anwesenden Fachleute außerordentlich beifällig auf. Die Versammlung faßte eine Resolution an die preußische Staatsregierung: den Teilnehmern der Versammlung erscheine die Schaffung einer deutschen Rheinmündung dringend erwünscht und eine bezügliche tätige Förderung der darauf hinzielenden Bestrebungen entschieden erforderlich.

Sodann wurde die Frage der Neckarkanalisation in der württembergischen Abgeordnetenkammer zu Stuttgart am 25. Januar offiziell behandelt. Minister des Innern Dr. von Fleischhauer führte in Beantwortung einer sozialdemokratischen Anfrage über den Stand der Neckarkanalisation aus, die württembergische Regierung wünsche dringend baldige Inangriffnahme der Kanalisation des Neckars, die aber nach dem jetzigen Stand der Angelegenheit nur unter Mitwirkung des Rheinstrombauverbandes ausgeführt werden könne. Die Inkraftsetzung des Reichsgesetzes für das Strombaugebiet des Rheins sei abhängig von einer Verständigung mit den Niederlanden über Einführung von Schiffahrtsabgaben. Die württembergische Regierung habe an zuständiger Stelle der Reichsregierung das Interesse Württembergs an baldiger Inkraftsetzung des Reichsgesetzes zum Ausdruck gebracht. Wie sich Baden und Hessen zur Finanzierung der Neckarkanalisation innerhalb eines Reichsgesetzes stellen, wisse die württembergische Regierung nicht. Württemberg hätte auch die Kosten für Kanalisation auf badischem und hessischem Gebiet zum überwiegenden Teil zu übernehmen. Mit dem Aufwand für einen Hafen in Heilbronn ergäben sich dabei für Württemberg 36½ Millionen Mark. Die Einnahmen aus dem Verkehr würden sehr gering, aus der Verwertung der Wasserkräfte wesentliche Einnahmen nicht zu erzielen sein, zumal Baden meine, daß Wasserkräfte innerhalb seines Gebiets ausschließlich ihm zur Verwertung stehen. Unter diesen Umständen rechne Württemberg mit einem solchen Defizit, daß Übernahme der Finanzierung bei der jetzigen Lage der Staatsfinanzen nicht in Betracht käme. Die Anregung, vor Inkrafttreten der Schiffahrtsabgaben mit Baden Verhandlungen einzuleiten, könne man nicht befolgen. Der Vertrag zwischen Württemberg, Baden und Hessen sei so weit gediehen, daß nach dem Inkrafttreten des Reichsgesetzes nicht mehr viel Zeit erforderlich wäre, um zum Abschluß zu gelangen. Der technische Entwurf für die Kanalisation der Strecke Mannheim-Heilbronn liege fertig vor; auch habe sich die badische Regierung bereit erklärt, die Kanalisation auf badischem Gebiet auf Kosten Württembergs auszuführen. Eine ähnliche Zusage habe Hessen gegeben. In einer zweiten Rede führte der Minister aus, die württembergische Regierung könne ihre Haltung zur Frage der Neckarkanalisation gegenwärtig nicht ändern. Wenn die Stellungnahme Hollands zu den Schiffahrtsabgaben allzulange warten lasse, dann sei es allerdings möglich, daß man in Württemberg neu prüfe, wie ohne Mitwirkung des Strombauverbandes der Neckar zu kanalisieren sei. Redner der Fortschrittlichen Volkspartei billigten die Haltung der Regierung vollkommen. Der Abg. K. Haußmann riet der Sozialdemokratie, an ihren Parteifreund Frank in Mannheim zu appellieren, daß er seinen Einfluß einsetze, die

Schwierigkeiten, die in Baden der Neckarkanalisation entgegenstehen, beseitigen zu helfen.

So streben Süd- und Westdeutschland am Anfange des 20. Jahrhunderts nachdrücklich nach erfolgreicher Verbindung und Nutzbarmachung der natürlichen Wasserwege, wie sie das östliche und das mittlere Norddeutschland längst vor dem Zeitalter des Verkehrs, im 18. und 19. Jahrhundert, freiwillig durch den preußischen Staat, teilweise bekanntlich gegen einseitig agrarische „Kanalrebellen", gutenteils schon erhalten hatten. Wie freilich die Niederländer sich zu den Schiffahrtsabgaben am Niederrhein stellen werden, wo sie den gewaltigen Einnahme-Ausfall durch die vorschwebende Verkehrsablenkung ab Köln befürchten müssen, ist eine andere, sehr heikle Frage!

Hugo Kloß: Ein Urteil.

Von einem preußischen Gericht ist vor kurzem eine Entscheidung gefällt worden, die man zwar nach ihren Beweggründen verstehen, aber trotzdem nicht billigen kann.

Es handelt sich um folgenden Fall: Der Angestellte einer Großbank hatte seine Stellung daselbst im Laufe des Jahres verlassen und klagte nun vor dem Kaufmannsgericht auf Auszahlung eines entsprechenden Teils der zu Weihnachten fälligen üblichen Gratifikation, die ihm von der betr. Bank verweigert wurde, da er sich zu Weihnachten nicht mehr bei ihr in Stellung befand. Die Frage, ob in diesem Falle der Angestellte noch einen Rechtsanspruch auf Weihnachts- und Abschlußgratifikation hat, ist heiß umstritten, und die Entscheidungen der Gerichte sind ebenso häufig wie widerspruchsvoll. Es gibt wohl keinen unter den Chefs und Angestellten, der die Streitfrage nicht zu seinen Gunsten auslegte und eine endgültige Regelung dürfte wohl nur durch eine reichsgesetzliche Maßnahme herbeizuführen sein.

Im vorliegenden Falle lehnte nun der Vertreter der beklagten Großbank einen Beisitzer des Kaufmannsgerichts als befangen ab, da derselbe ein Vorstandsmitglied des Deutschen Bankbeamtenvereins wäre. Dieser Verein aber habe zu der beregten Frage stets zu Gunsten der Angestellten Stellung genommen, so daß ein Vorstandsmitglied dieser Korporation über die vom Gericht zu entscheidende Frage bereits eine vorgefaßte Meinung haben müsse, also unmöglich unparteiisch urteilen könne.

So bestechend diese Argumentation auch auf den ersten Blick ist, das Kaufmannsgericht erklärte doch den Ablehnungsantrag für unbegründet und wies ihn zurück. Erst als die Bank den Streitfall vor das Landgericht brachte, drang sie mit ihrer Ansicht durch.

Diese Gerichtsentscheidung berührt umso merkwürdiger, als sie mit anderen Urteilen (auch des Reichsgerichts) schwer in Einklang zu bringen ist. Wiederholt schon ist z. B. entschieden worden, daß die Unparteilichkeit eines Richters noch nicht angezweifelt werden könne, weil er zu der Rechtsfrage, die zur Entscheidung steht, bereits früher in Prozessen, literarisch oder sonstwie öffentlich Stellung genommen hat.

Vor allen Dingen aber spielt die Frage der Unparteilichkeit des einzelnen Richters bei den Kaufmannsgerichten eine ganz andere Rolle als bei den ordentlichen Gerichten, wodurch sich auch der abweichende Entscheid des Landgerichts von dem Erkenntnis des Vorgerichts erklären läßt. Bei den

ordentlichen Gerichten steht der Richter über den Parteien, bei den Kaufmannsgerichten mit ihrem Laienrichterpersonal steht der Richter zwischen den Parteien. Da fällt es dem einzelnen schon bedeutend schwerer, strenge Unparteilichkeit zu wahren. Das hat auch der Gesetzgeber anerkannt, als er bestimmte, daß sich die Beisitzer je zur Hälfte aus Arbeitnehmern und Arbeitgebern zusammensetzen müssen. Sie sollen sich mit ihren widerstreitenden Interessen die Wage halten. Denn daß in den meisten Streitfragen, die vor den Kaufmannsgerichten verhandelt werden, ein Gegensatz zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern klafft, läßt sich nicht ignorieren. Es hieße von den Beisitzern der Kaufmannsgerichte unmögliches verlangen, wenn man ihnen, die im praktischen Leben stehen, und nicht wie der Berufsrichter unabhängig von der Parteien Haß und Gunst sind, wenn man diesen Leuten zumuten wollte, sie sollten ihre Interessen selbstlos verleugnen, sobald sie auf der Richterbank sitzen. Eine derartige Forderung lag auch gar nicht in der Absicht des Gesetzgebers. Denn wenn er an eine strenge Objektivität — selbst nur in der Theorie — geglaubt hätte, wozu denn dann die Zusammensetzung des Richterkollegiums aus zwei verschiedenen sozialen Klassen? Streng objektiv könnte — in der Theorie — auch der Arbeitgeber oder der Arbeitnehmer allein urteilen, ohne daß sie sich beim Finden des Rechts gegenseitig unterstützen. Weil aber in der Praxis schwerlich genügend Männer aufzutreiben sein würden, die das Recht nur vom objektiven, nicht von ihrem, dem Arbeitgeber- resp. Arbeitnehmerstandpunkt zu finden wüßten, weil jede Gruppe einzeln für sich allzu parteiisch urteilen würde, deshalb schreibt das Gesetz vor, daß beide, Arbeitgeber und Arbeitnehmer, das Richterkollegium bilden müssen. Durch gemeinsame Arbeit der Beisitzer, die sich aus verschiedenen Parteien zusammensetzen, hoffte der Gesetzgeber, eine möglichst parteilose Rechtsprechung der Kaufmannsgerichte zu erzielen. Denn er kalkulierte ganz richtig, daß sich schließlich die entgegengesetzten Meinungen auf der goldenen Mittelstraße zusammenfinden würden, die den Weg des Rechts darstellt.

Von einer parteilosen Judikation kann man also bei den Kaufmannsgerichten nicht sprechen. Im Gegenteil, hier ist alles Partei. Darin liegt der große Unterschied zwischen diesen und den ordentlichen Gerichten. Man kann also auch den Beisitzer eines Kaufmannsgerichtes wegen seiner Parteilichkeit nicht befangen nennen. Wollte man dies, so träfe das nicht auf einen einzelnen, sondern auf den ganzen Gerichtshof zu. Wenn das Berliner Landgericht den eingangs erwähnten Entscheid fällte, so befand es sich dabei insofern in einem Irrtum, als es den großen Unterschied zwischen ordentlichen und Kaufmannsgerichten vollkommen verkannte. Eine konsequente Durchführung dieses Urteilsspruches müßte unweigerlich zur Zertrümmerung der Kaufmannsgerichte in ihrer heutigen Form führen, eine Folge, die wohl allseitig unerwünscht wäre, solange man an Stelle des Alten nichts Neues setzen kann, das besser ist.

Schluß des redaktionellen Teils.

Verantwortlich für die Redaktion: S. D. Gallwitz, Bremen.
Einsendungen von Manuskripten (unter Beifügung von Rückporto) an die Redaktion Bremen, Am Wall 163. Tel. 6945.
Verlag: Kaffee-Handels-Aktiengesellschaft, Bremen.
Druck: H. M. Hauschild, Hofbuchdruckerei, Bremen.



Neue Bücher.

M. de Jonge: Das Evangelium. Modern stilisiert.
Verlag Vita, Deutsches Verlagshaus, Berlin—Charlottenburg.
Catherina Godwin: Das nackte Herz. Verlag Albert Langen, München.
Arnold Zweig: Die Novellen um Claudia. Verlag Ernst Rowohlt, Leipzig.
Friedrich Meyer: Maler Müller Bibliographie.
Verlag Friedrich Meyer Buchhandlung, Leipzig.
Max Krüger: Über Bühne und Bildende Kunst.
Verlag R. Pieper & Co., München.
Fritz Müller: Die andere Hälfte. Verlag Egon Fleischel & Co., Berlin.

Dichter und Geschäftsmann.

In einem Aufsatz (Frankfurter Ztg. Nr. 295), der die Grundlagen unseres Wirtschaftslebens erörtert, kommt Frederik van Eeden zu einer Schlußfolgerung, die das Heil der Zukunft in einem neuen eigenartigen Zusammenwirken der Geschäftsleute mit den Dichtern erblickt. Dieser Zukunftstraum findet seinen Ausdruck in den Sätzen:

„Leicht wäre es, alles Elend der heutigen gesellschaftlichen Zustände darauf zurückzuführen, daß der Geschäftsmann zu wenig Dichter ist und seine Kraft verbraucht für unwürdige Zwecke, ohne große und schöne Lebensanschauung, ohne Phantasie, ohne höhere Freude, — während der Dichter-Utopist dagegen wieder zu wenig Geschäftsmann, zu wenig Wirklichkeitsmensch ist, um seine sozialen Visionen praktisch auszuführen.

Der Geschäftsmann lacht ein wenig über den unpraktischen Dichter, zuckt die Achsel über seine Begeisterung, seine Ideale und versteht nicht, daß seine eigene Arbeit etwas Höheres und Schöneres sein könnte, daß auch er unendlich höhere Entzückungen kennen würde, wenn er sein Schaffen mit dichterischer Idealität erfüllte — der Dichter dagegen sieht verächtlich auf das Treiben der Geschäfte, das ihm banal und widerlich vorkommt, ohne zu verstehen, daß sein höheres Seelenleben nur Wert und Bedeutung bekommt, wenn es durch geduldiges geschäftliches Wirken das ganze tägliche Leben der Menschheit durchdringt.

Solange die beiden, Dichter und Geschäftsmann, einander feindlich und mißtrauisch gegenüberstehen, solange der Dichter sich als Ästhetiker in seinem Stolz zurückzieht und auf den niedrig gesinnten Geschäftsmann schimpft, der nur für faden Gelderwerb und rohe Genüsse zu arbeiten scheint — und solange der Geschäftsmann nichts weiter ins Auge faßt als seine Privatinteressen und alles höhere Seelenleben nur als etwas Untergeordnetes und Überflüssiges betrachtet, solange er nicht sieht, daß nur der Dichter ihn lehren kann, wie er sein Geschäft zu einer schönen Schöpfung und sich selbst zu einem gesegneten und segensreichen Menschen ausbilden kann — so lange bleibt die Menschheit in Elend.

Denn nur immer Geld verdienen und das Geld dann nachher wieder philanthropisch verschenken — das genügt nicht für eine würdige Menschenexistenz. Und hübsche Verse machen, auf den Philister schimpfen und dann sich doch wieder vom reichen Geschäftsmann unterhalten und beschenken lassen, das genügt nicht für ein würdiges Dichterleben.

Um eine neue Menschenwelt zu schaffen, brauchen wir Geschäftsleute, die das Lenken der menschlichen Aktivität als einen hohen Beruf, als eine wirkliche Schöpfung auffassen, und wir brauchen Dichter, die die ganze Menschheit so feurig lieben, daß sie sich nicht von ihr zurückziehen trotz aller Philister, und sich sehr tüchtig darum kümmern, wie sie lebt und was sie treibt, um für sich und andere Nahrung, Kleidung und Wohnung zu schaffen — welche Sachen die meisten Dichter bekanntlich auch nicht gern entbehren."

Gewohnheitsgifte.

Die heutige Richtung der Medizin geht von der Erkenntnis aus, daß jeder Krankheitsherd in den Säften des Menschen zu finden ist. Die Folge davon ist naturgemäß, daß der Erneuerung dieser Säfte die größte Aufmerksamkeit zugewendet und hierzu die Ernährungsfrage als solche aufgerollt werden muß. Dank der Bemühungen fortschrittlicher Ärzte ist es denn auch heute Allgemeingut des Publikums geworden, daß eine einseitige Ernährung schädlich ist und neben der Fleichnahrung der Pflanzenkost breiter Raum gewährt werden muß. Weniger beachtet wird aber, daß es ebenso wichtig ist, den Körper vor der Zuführung schädlicher Stoffe zu bewahren. Hiergegen wird täglich und stündlich in unverantwortlicher Weise gesündigt, und die heutige Generation hat sich so sehr an den Genuß gewisser Gifte gewöhnt, daß schwer dagegen anzukämpfen ist. Als gefährlichstes dieser Gewohnheitsgifte ist sicherlich das Koffein anzusehen, und zwar besonders darum, weil der Kaffee, in dem es enthalten ist, zu unseren verbreitetsten Genußmitteln zählt und bei dem größten Teil unserer Bevölkerung zur Tageskost gehört.

Nicht etwa nur die Arbeiterklasse und der Mittelstand frönen dem Genuß des Kaffees, nein, auch in den exklusivsten Kreisen behauptet er seinen Platz. Und überall wirkt er im gleichen Maße gesundheitsschädlich. Es kommt beim Kaffeegenuß natürlich auf den Prozentsatz der Bohnen an, die man zur Bereitung des Getränkes verwendet. Wenn also eine Kleinbürgerfrau täglich etwa zwei Liter Kaffee trinkt, den sie sich unter Verwendung von nur 2 % Bohnen bereitete, so wird sie genau so viel Gift zu sich nehmen wie die verwöhntere Dame, die zwar nur ½ Liter Kaffee pro Tag verbraucht, zu diesem aber 8 % Bohnen benutzt! In allen Kreisen sehen wir demnach dem Körper ganz regelmäßig ein bestimmtes Quantum Gift in Gestalt des im Kaffee enthaltenen Koffeins zuführen, von dem ein Teil naturgemäß in die Körpersäfte dringt. Wenn die Giftmenge auch nicht groß genug ist, um eine augenblicklich merkliche Wirkung herbeizuführen, so wirkt doch gerade die Beharrlichkeit des Gebrauches und die stete Gewöhnung um so bedenklicher. Es ist erwiesen, daß der menschliche Körper mit geringerer Schädigung einen einmaligen stärkeren Angriff verträgt, als ständig wiederkehrende geringere Beeinflussungen. Die Körpersäfte wehren sich gegen diese eindringenden Gifte und stoßen sie zunächst wieder aus. Wiederholen sich aber die Angriffe ständig, so werden die Körpersäfte immer mehr verschlechtert und verlieren die Macht,

sich energisch ihrer zu entledigen. Bedenkt man nun, daß der Kaffeegenuß besonders der weiblichen Bevölkerung so unentbehrlich geworden ist, daß sie ihn selbst bei beginnender Mutterschaft nicht aussetzt, und daß er zum regelmäßigen Getränk der nährenden Frau gehört, dann wird man vor der sich hieraus ergebenden Tatsache erschrecken, daß schon dem in der ersten Entwicklung begriffenen Kinde auf diesem Wege schwere Schädigungen zugefügt werden. Man wird sich dabei auch der Überzeugung nicht verschließen können, daß im Kaffee tatsächlich das verbreitetste Gewohnheitsgift zu erblicken ist.

Leider war nur recht wenig dagegen auszurichten. Selbst die Ärzte mußten damit rechnen und standen häufig ratlos Patienten gegenüber, bei denen selbst die gebieterische Notwendigkeit nicht vermochte, sie vom Kaffeegenuß abzubringen. Allerdings macht dies der angenehm pikante Geschmack, das liebliche und starke Aroma des Kaffees recht erklärlich, und es ist ja auch trotz ständiger Versuche und ernster Studien nicht gelungen, ihn durch ein einigermaßen gleichwertiges Getränk zu ersetzen.

Nun hatte man zwar schon längst festgestellt, daß gerade das Koffein vollständig ohne Einfluß auf Geschmack oder Aroma des Kaffees ist, aber trotz jahrelanger Versuche gelang es nicht, einen gangbaren Weg für seine Entfernung zu finden. Dies glückte erst vor einigen Jahren der mühevollen Arbeit einiger Fachmänner. Sie haben ein Verfahren gefunden, durch welches der Kaffeebohne das Koffein entzogen wird, ohne daß irgendeine Veränderung mit ihr vorgeht, ja, es hat sich die ganz merkwürdige Tatsache ergeben, daß der vom Koffein befreite Originalkaffee an Aroma und Geschmack der gleichen Qualität unbearbeiteten Kaffees noch überlegen ist.

Die Kaffee-Handels-Aktiengesellschaft in Bremen hat die Verwertung dieses Verfahrens übernommen, und die von ihr errichtete Fabrik ist sowohl der Großartigkeit der Anlagen nach, als auch durch die Ausnutzung der neuesten technischen Errungenschaften eine Sehenswürdigkeit. Der unter der Bezeichnung »Hag« und kenntlich durch das Warenzeichen »Rettungsring« in den Handel gebrachte koffeinfreie Kaffee ist heute in weitesten Kreisen verbreitet. Die Ärzte haben freudig das Produkt verordnet und viele Hunderttausende Nerven- und Herzleidende, Blutarme, Lungen-, Nieren- und Magenkranke können heute wieder ohne die geringste Schädigung dem ihnen unentbehrlichen Kaffeegenuß frönen. Aber auch unter den körperlich vollständig Gesunden hat sich der koffeinfreie Kaffee Hag eine ungeheure Anhängerschaft erworben,

und es gibt heute kein Hotel von Ruf, kein besseres Café und kein elegantes Restaurant, in denen nicht Kaffee Hag zu haben wäre. In den besseren Kreisen ist es heute Sitte geworden, nach Tisch neben dem üblichen Kaffee auch giftfreien Kaffee Hag zu reichen; man kann dabei immer wieder die Erfahrung machen, daß Zweifler, die bei solcher Gelegenheit zu einem Vergleich veranlaßt werden, zu ihrer eigenen Verwunderung zugeben, daß der Kaffee Hag besser mundet und ein feineres und dabei volleres Aroma hat als der nicht entgiftete Kaffee.

Eine schöne Schrift.

Ein erfolgverheißender Weg ist vor einiger Zeit von einer Schreibmaschinen-Fabrik eingeschlagen worden, als sie mit einer anscheinend geringfügigen, aber doch für den Absatz nicht unwichtigen Neuerung herauskam, zu der ihr die ihrer Maschine eigene Kissenfärbung die Möglichkeit bot; mit der schönen großen, fetten, der im Buch- und Steindruck üblichen ähnlichen Schrift, die hauptsächlich für Reklamezwecke (Offertbriefe usw.) und überall, wo es auf bestechendes und neuartiges Aussehen eines Schriftstückes ankommt, ihrer Wirkung sicher ist. Wenn die Vertreter der in Rede stehenden Maschine und die Reisenden den Vorteil geschickt wahrzunehmen verstehen, der in dieser Neuerung liegt, so wird der klingende Erfolg gewiß nicht ausbleiben.

Die Zeiten, in denen der deutsche Kaufmann ängstlich knauserte und jeden Groschen dreimal in der Hand umdrehte, ehe er ihn ausgab, sind vorüber. Weltblickende Geschäftsleute schaffen heute schon für bestimmte Zwecke Spezialschreibmaschinen an, und das wird in Zukunft immer mehr geschehen. Jeder Kundige weiß, das Offerten in Schreibmaschinenschrift heute vielfach mit sehr mißtrauischen Augen betrachtet, wenn nicht gar ungelesen beiseite gelegt zu werden pflegen, weil der Empfänger immer den Argwohn hat, es könne sich um ein Massenerzeugnis handeln. Manche Geschäftsleute, die auf eine vornehme briefliche Propaganda angewiesen sind, beginnen sich deshalb für diesen Zweck schon von der lange Zeit bevorzugten Schreibmaschine abzuwenden und kehren zur Handschrift zurück, während andere durch geschickte Benutzung aller Neuerungen auf dem Gebiete des Schreibmaschinenwesens mit der viel billigeren Propaganda durch Schreibmaschinenbriefe immer noch die gewünschte Wirkung erzielen. Unter diesen Umständen ist eine Maschine, die eine eigenartige, formvollendete, bestechende, dabei aber doch gut lesbare Schrift liefert, vielen, die das Interesse der Empfänger ihrer Briefe auf den Inhalt ihrer Mitteilungen zu lenken bestrebt sind, höchst willkommen.

Es handelt sich um die **Imperial-Schrift** der „Yost", der Schreibmaschine der schönsten Schrift.

Hag-Rundschau.

Erholungen im Zeitungsbetriebe.

Man lese, welche Freude der Kaffee Hag den vielgeplagten Leitern und Angestellten der Redaktionen, Expeditionen und Druckereien — Betriebsstörungen ausgeschlossen! — bringen kann. Unter Dutzenden heute zwei Beispiele nur:

„Und sie tranken immer noch eins!" die Damen in unserem Betriebe nämlich, die mit allen anderen Angestellten der Halleschen Zeitung vom Vertreter der Kaffee-Handels-Aktiengesellschaft Koffeinfreier Kaffee Hag aus Bremen gestern Dienstag zu einem „Schälchen Heeßen" eingeladen worden waren. Damen sind die zuständigsten Beurteiler in Kaffeegeschmacksfragen, und wenn sie immer von neuem und immer wieder nach einer frischen Tasse Kaffee Hag verlangten, so ist damit schon der Beweis geliefert für den Wohlgeschmack von Kaffee Hag. Aber sie genossen nicht nur, sie priesen auch in allen Tönen den braunen Trank, so daß die männlichen Trinkgenossen, die natürlich den Damen in der Verkündigung der vorzüglichen Eigenschaften des Kaffee Hag den Vortritt hatten lassen wollen, nun nicht mehr anstanden, ebenfalls in dieses Lob einzustimmen. Auch sie fanden, daß Kaffee Hag trotz seiner Koffeinfreiheit durchaus den vollen Kaffeegeschmack besitzt und darin den feinsten Sorten nichts nachgibt. Dazu kommt, daß er durch die Entziehung des giftig wirkenden Koffeins durchaus unschädlich und der Gesundheit dienlich ist. Er wirkt anregend, aber nicht aufregend. In vielen Kaffeehäusern unserer Stadt wird er bereits verabfolgt." (Hallesche Zeitung, 23. Januar 1913.)

„Vor einigen Tagen konnten wir mit Kaffee aufwarten. Es gab keine gewöhnliche Sorte, sondern etwas ganz Vorzügliches, den berühmten Kaffee Hag. Eigentlich hätten wir ja alle guten Freunde dazu einladen müssen, um sie mit Kaffee und Pfernüssen zu bewirten, denn jedem Leser eine Portion „entgifteten" Mokka in die Wohnung zu schicken, ging nicht gut an, zumal die Vertilgung an Ort und Stelle ganz gewaltig war. Krischan, der in seinem Kampfe mit den Mächten der Finsternis und des Lichtes, das ihn schließlich wieder auf die richtige Bahn der Engel gebracht hatte, etwas an seinen Nerven gelitten hatte, vertilgte allein fünf Tassen, und nur seine in allen Stücken anerkannte Bescheidenheit ließ ihn von dem Grundsatze abgehen: Mehr als sieben trink ich nie! Es wurde ihm auch vorgehalten, daß er nicht aus Sachsen sei und sich deshalb in seiner Beschränktheit als Meister zeigen müsse. Daß die Tippdamen, Telephonistinnen, Stenogräfinnen, Kasseusen, Pfalzgräfinnen usw. von dem braunen Trank der Levante kosten wollten, war ihnen nicht zu verdenken, denn der Duft der Druckerschwärze und Angsttranspiration der gehetzten Schriftleiter wurde angenehm versetzt mit den aromatischen Düften, die aus dem immer frisch gefüllten Kaffeetopfe aufstiegen und bis in die fernsten Räume drangen."

(Braunschweiger Allgemeiner Anzeiger, 18. Januar 1913.)

Eine Zeichenvorlage.

Einen erneuten Beweis, welch großer Beliebtheit die bekannte Hagpackung mit dem Rettungsring sich erfreut, liefert die Äußerung eines Zeichenlehrers, der an einem süddeutschen Lehrerseminar tätig ist. Dort wird die Hagpackung infolge der einfachen und künstlerischen Ausführung im Zeichenunterricht als ständige Vorlage benutzt.

Auch eine Volksgefahr.

Die Agitation gegen den Kaffee wird lange nicht mit derselben Heftigkeit geführt wie gegen den Alkohol, und doch ist es eine längst bekannte Tatsache, daß das Koffein die Haut blutarm, die Eingeweide aber blutreich macht und daß Kaffee und Tee den Menschen, die zu nervöser Reizbarkeit neigen, weit schädlicher sind als z. B. Biergenuß in mäßigen Grenzen. Wenn nachts in den Großstädten die Bierrestaurants schließen, füllen sich die Kaffeehäuser, und bei rauschender Musik verscheucht der aufregende Kaffee die angenehme Müdigkeit, die ein vorhergegangener Biergenuß vielleicht erzeugt hat und deren der Mensch für den stärkenden Nachtschlaf bedarf. Und eine unruhige Nacht rächt sich bitter an der Arbeit des folgenden Tages. Wenn man in unserer Zeit so oft von einer fortwährenden Zunahme der Nervosität spricht, so sollte man nicht unbeachtet lassen, daß diese mit dem Anwachsen des Koffeingenusses parallel läuft. Auf Grund offizieller Statistiken und unter Zugrundelegung des prozentualen Koffeingehaltes von Kaffee und Tee stellt sich der Verbrauch von Koffein im deutschen Volke jährlich auf mehrere Millionen Kilo, welchem Koffeinverbrauch ein Verbrauch von etwa neunzigmal soviel Millionen Kilo Kaffee selbst entspricht. Ohne Zweifel ist die Zunahme gewisser Krankheiten des Herzens und des Nervensystems auf diesen sehr gesteigerten Koffeingenuß zurückzuführen. Wer dünnen Kaffee trinkt, tut das zumeist so reichlich, daß er trotzdem eine ganz gehörige Portion Koffein im Laufe eines Tages in sich aufnimmt, und gerade die nervösen Menschen, die ein solches Reizmittel meiden sollten, sind darin am unmäßigsten. Frauen trinken im Durchschnitt mehr Kaffee als die Männer, und besonders unter ihnen ist die Zahl der Nervösen eine sehr beträchtliche.

(Aus der „Düsseldorfer Zeitung", 19. Jan. 1913

„Zur Hygiene der Kolonialwaren."

Ein unter diesem Stichwort veröffentlichter Aufsatz in der „Produkten-Börse" enthält folgenden Absatz:

„Da, wie allgemein bekannt, Bohnenkaffee unter Umständen, namentlich wenn er im Überfluß genossen wird, leicht Gesundheitsstörungen erzeugen kann, was auf das Konto des Koffeins zu schreiben ist, so hat man ja auch auf dem Wege eines besonderen Aufschließungs- und Extraktionsverfahrens den koffeinfreien Kaffee hergestellt, ohne die Form, das Aussehen, das Aroma und den Geschmack des Kaffees zu beeinträchtigen. Bleiben doch dem Kaffee die Extraktivstoffe und Kaffeeöl, die dem Kaffee Geschmack und Aroma verleihen, erhalten. Ja, es scheint fast, als ob Aroma und Geschmack der Kaffeebohnen noch verbessert und verfeinert würden. Solchen Kaffee vertragen auch Herz- und Nervenkranke gut, ohne daß irgendwelche Empfindlichkeit und Störung sich zeigt, die sonst beim Genuß von koffeinhaltigem Kaffee öfters sich einstellt."

Friedrich Hagemann, Faulenstraße Nr. 6/8, **Bremen**

Erstes Strumpfwaren- und Trikotagen-Spezialhaus

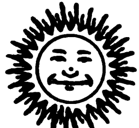
Große Auswahl — Billige Preise

Neu eröffnet: **Abteilung für Handarbeiten**

Spezial-Institut für Nervenerkrankungen

auf naturgemäßer Grundlage von **Bd. Ummen** (Kurbad Castagnola)

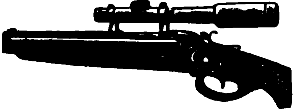
OLDENBURG i. Gr., Bahnhofsplatz Nr. 3. Fernsprecher Nr. 1389.



Hysterie, Hypochondrie, Melancholie (Schwermut), Nervenschmerzen, Rückenmarksleiden, Lähmungen, Versteifungen, Verkrümmungen, Verwachsungen.

Feinste Referenzen. 30 jährige Praxis.

Schrift: Nervenerkrankungen, ihre Entstehung und rationelle Behandlung. 60 Pfennig.



Waffen- u. Munitions-Handlung

BEHR & MEYER, BREMEN

Herdentorssteinweg Nr. 5, vis-à-vis Hotel de l'Europe.

empfehlen ihr reichhaltiges Lager Suhler und Lütticher Jagdgewehre, automatische Waffen, Scheibenbüchsen, Floberts, Revolver, Munition, Jagdartikel sowie Jagdbekleidung. Eigene Reparaturwerkstatt im Hause.

Fernsprecher 2478.

Ballhorn's Handelsschule früher Lindermann

Herdentorssteinweg 5, Telephon 6660

Neue Monats-, $^1/_4$-, $^1/_2$- u. Jahres-Kurse

Richtig Deutsch sprechen und schreiben. Schönschreiben, Stenographie. Maschinenschreiben, Sprachen, Unterricht in allen Handelswissenschaften. Individueller Unterricht. — Eintritt täglich. — Anmeldung jederzeit.

Direktor Alfred Ballhorn, Pastor a. D.,

Absolvent des höheren Handelsschulkursus in Berlin.

Buurmans Institut ▫ Dr. Steckel

Höhere Lehranstalt und Einjährigen-Institut, nimmt Schüler aller Klassen zur schnellen und sicheren Vorbereitung für die Einjährig-Freiwilligen-Prüfung auf und hat vorzügliche Erfolge aufzuweisen.

Im Jahre 1911 erhielten 67 Schüler der Anstalt den Berechtigungsschein

BREMEN, AM WALL 104

GELDSCHRÄNKE

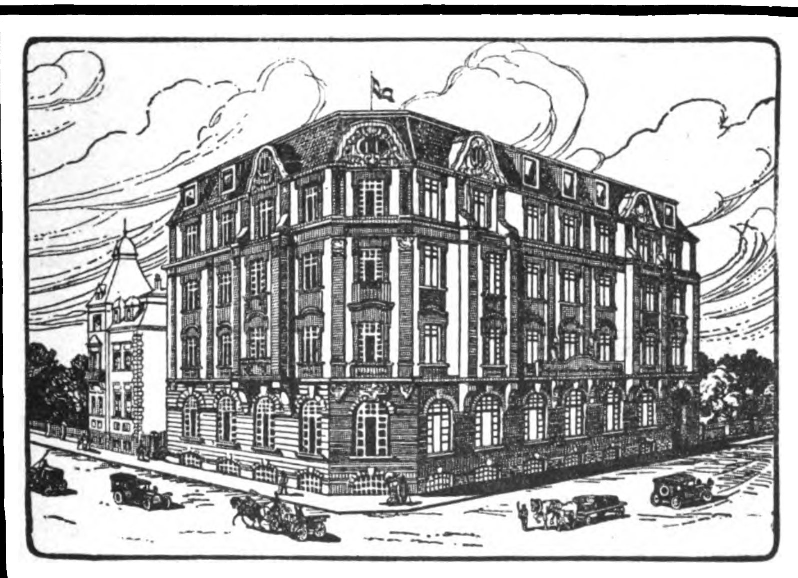
zuverlässiges, erstklassiges Fabrikat — fabriziert als ausschließliche 20jährige Spezialität zu billigen Preisen

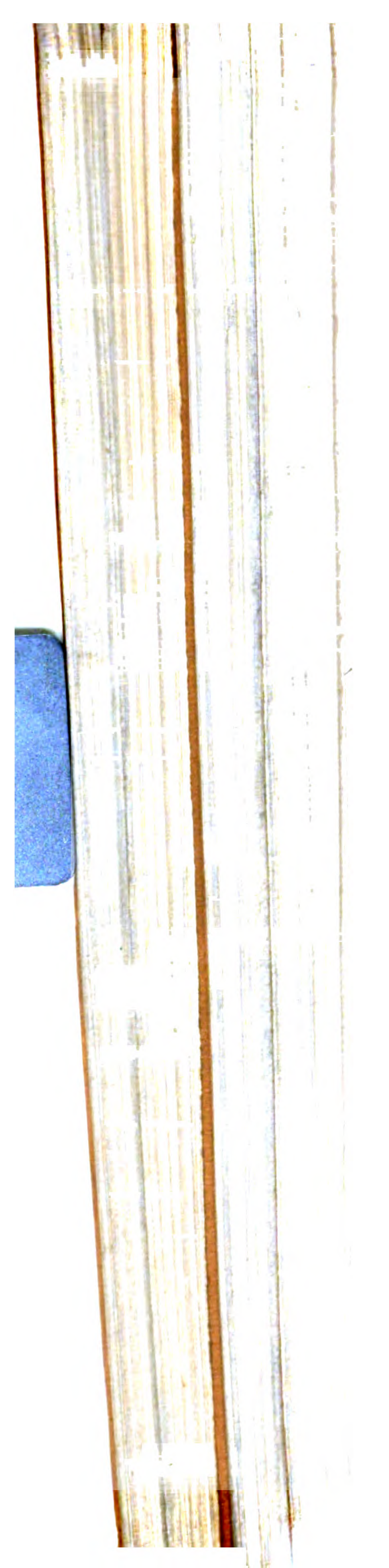
G. H. Steinforth Geldschrankfabrik u. Tresorbauanstalt **Bremen**

Fabrik und Kontor: Baumstr. 60 :-: Fernsprecher 5559

Lieferant der Kaiserl. Marine und Königl. Eisenbahn-Direktionen, sowie vieler Kreis- und Kommunalkassen, Sparkassen usw.


Was will die
STICKEREI-ZEITUNG
UND SPITZEN-REVUE?
ILLUSTRIERTE ZEITSCHRIFT ZUR PFLEGE UND FÖRDERUNG KÜNSTLERISCHER HANDARBEITEN ALLER TECHNIKEN
ZENTRAL-ORGAN FÜR DIE FABRIKATION UND DEN HANDEL VON TAPISSERIEWAREN STICKEREIEN SPITZEN UND BESATZARTIKELN
STICKEREI-ZEITUNG
UND
SPITZEN-REVUE
HERAUSGEGEBEN VON HOFRAT ALEXANDER KOCH
XIII JAHRGANG DARMSTADT OKTOBER 1912
VERLAGSANSTALT ALEXANDER KOCH
Sie will die Freude an künſtleriſchen Stickereien und Spitzen in immer weiteren Kreiſen verbreiten! :: ::
Durch muſtergültige Abbildungen künſtleriſch vorbildlicher Stickereien und Spitzen will ſie die Empfindung für Material- u. Formenſchönheiten wecken, will zu ſelbſtändigem Schaffen anregen und anleiten. Ihr Loſungswort heißt:
Deutſche Stickereien u. Spitzen für die deutſche Frau!
Monatl. ein Heft mit gegen 75 Abbild. Im Jahresabonnement vierteljährl. Mk. 2.—. Probeheft für Mk. 1.— in Briefmarken! Illuſtrierter Proſpekt bei Bezug auf dieſe Ankündigung gratis!
Verlagsanſtalt Alexander Koch · Darmſtadt.
KAFFEE HAG
KAFFEE HAG
KAFFEE HAG
KAFFEE HAG







Kaffee-Handels-Akt.Ges. Bremen

COFFEIN FREIER KAFFEE

KAFFEE HAG

KAFFEE-HANDELS AKT. GES. BREMEN

Die Güldenkammer

3. Jahrgang
Heft 6
März 1913

Verlag: Kaffee Hag Bremen

INHALTS-VERZEICHNIS.

BEZUGS-BEDINGUNGEN.
Durch sämtliche Buchhandlungen, Postanstalten oder direkt vom Verlag: jährlich Mk. 8.—, vierteljährlich Mk. 2.—, Einzelheft: Mk. 0.80.
Kommissions-Verlag: Franz Leuwer, Bremen, Obernstraße 14.

Die Güldenkammer

Herausgeber:
S. D. Gallwitz · G. F. Hartlaub · Hermann Smidt

Charles Baudelaire:
Tröstliche Maximen über die Liebe.

Jeder, der Maximen schreibt, liebt Übertreibungen; die Jungen schminken sich Runzeln, die Alten spielen Adonisse. — Die Welt, dieses ungeheure System von Widersprüchen, hochachtet ja jede Hinfälligkeit — also schnell, malen wir uns Falten; das Gefühl wird ja im allgemeinen so gut ertragen, also verzieren wir unser Herz wie ein Frontispiz! Doch wozu? — Wenn ihr keine echten Menschen sein könnt, seid richtige Tiere. Seid naiv, und ihr werdet mit Notwendigkeit einigen nützlich oder angenehm sein. Mein Herz — schlüge es selbst zur Rechten, — wird unter den drei Milliarden Wesen, die die Nesseln des Gefühls abweiden, wohl tausend finden, die Parias sind wie ich.

Wenn ich zuerst von der Liebe rede, so geschieht es, weil die Liebe für alle (man möge es nur leugnen) das Wichtigste im Leben ist!

Ihr alle, die ihr einen unersättlichen Geier nährt — hoffmannische Dichter, die die Harmonika in kristallnen Regionen tanzen läßt, denen die Violine das Herz zerreißt wie eine Klinge, die nach ihm gezückt — süchtige, gierige Betrachter, die selbst das Schauspiel der Natur in gefährliche Extasen versetzt: Euch sei die Liebe ein Beruhigungsmittel!

Diesen Aufsatz schrieb Baudelaire als — Student der Liebe, mit 24 Jahren. Er ist für seine Art zu denken, für seine paradoxe Auffassung vom Wesen der Liebe und seinen so oft gerühmten und gerügten Hang zu Mystifikationen ebenso wesentlich wie wertvoll und charakteristisch. Er erschien 1846 in einer längst vergessenen Zeitschrift und ist erst kürzlich wieder ausgegraben worden.
Der Übersetzer.



Seelenruhige, objektive Dichter, edle Vorkämpfer der Methode, Architekten des Stils — Politiker, die ihr eine tägliche Aufgabe zu erfüllen habt: euch sei die Liebe ein Reizmittel, ein stärkender, tonischer Heiltrank und die Gymnastik des Vergnügens eine ständige Aufmunterung zur Tat!

Diesen der Schlaftrunk, jenen — Alkohol.

Ihr aber, für die die Natur grausam und die Zeit kostbar ist, euch sei die Liebe ein animisches, brennendes Kordial.

Man sei also wählerisch in den Passionen der Liebe.

Ohne jenes plötzliche Aufblitzen der Liebe zu leugnen (was unmöglich ist — siehe Stendhal, Über die Liebe, Buch I, Kap. 23) — muß man annehmen, daß das blinde Schicksal eine gewisse Elastizität besitzt, die menschliche Freiheit heißt.

Wie den Theologen die Freiheit darin besteht, die Gelegenheit zu Versuchungen mehr zu fliehen, als ihnen zu widerstehen, ebenso besteht in der Liebe die Freiheit darin, die Kategorien gefährlicher, d. h. für uns gefährlicher, Frauen zu meiden.

Deine Geliebte, die Frau deines Himmels, wird dir durch jene natürlichen Sympathien, die von Lavater, der Malerei und der Bildhauerkunst bestätigt sind, eindringlich genug angekündigt werden.

Die physiognomischen Kennzeichen wären unanfechtbar, wenn man sie nicht nur insgesamt, sondern auch gut kennen würde. Ich vermag hier nicht, alle physiognomischen Kennzeichen der Frauen anzugeben, die ewig und immer mit diesem oder jenem Manne zusammenstimmen. Vielleicht werde ich dieser ungeheuren Aufgabe später einmal in einem Buche nachkommen, das ich „Katechismus der geliebten Frau“ nennen werde. Ich halte es aber für sicher, daß jeder, von seinen gebieterischen, unbestimmbaren Neigungen geleitet und von der Beobachtung geführt, in einer gewissen Zeit die Frau finden kann, die ihm nottut.

Im übrigen sind unsere Sympathien nicht allgemein gefährlich; die Natur macht uns beim Essen wie in der Liebe selten das schmackhaft, was uns nicht bekommt.

Da ich das Wort „Liebe“ im umfassendsten Sinne verstehe, bin ich verpflichtet, einige besondere Maximen über delikate Fragen niederzuschreiben. . .

Mann des Nordens, leidenschaftlicher, in Nebel verlorener Seefahrer, Fahnder nach nördlichen Morgenröten, die schöner sind als die Sonne, unermüdlicher nach Idealen Dürstender: du liebe die kalten Frauen.

Liebe sie sehr, denn des Herzens Not ist größer und herber, und du wirst eines Tages vor dem Tribunal der Liebe, das jenseits der blauen Unendlichkeit thront, mehr Ehre finden.

Mann des Südens, dem die klare Natur nicht den Hang nach Geheimnissen und Mysterien geben kann — leichtfertiger Mensch, aus Bordeaux, Marseille oder Italien: Mögen dir die leidenschaftlichen, heißblütigen Frauen genügen; auf diese Beweglichkeit und Lebenslust hast du ein natürliches und vergnügliches Recht.

Junger Mann, der du ein großer Dichter sein willst, hüte dich vor dem Paradox in der Liebe. Laß die von ihrer ersten Pfeife trunkenen Anfänger das Lob der wohlbeleibten Frauen aus vollem Halse singen; überlasse diese Lüge den Neophyten der pseudoromantischen Schule. Wenn die beleibte Frau manchmal eine reizende Laune ist, so ist die magere Frau ein Brunnen düsterer Wollüste.

Rede niemals schlecht von der großen Natur, und hat sie dir eine Liebste ohne Brüste zuerkannt, so sage einfach: Ich habe einen Freund — mit Hüften, und gehe hin in den Tempel und sage den Göttern Dank!

Wisse selbst aus der Häßlichkeit Vorteil zu ziehen; aus deiner eigenen ist es gar zu leicht. Jeder weiß, daß Trenck, „la gueule brûlée“,*) von den Frauen verehrt wurde: von seiner Frau. Das ist zwar seltener und schöner, aber die „Ideenassoziation“ wird es verständlich und natürlich machen.

Ich nehme an, dein Idol ist krank. Seine Schönheit ist unter der Blattern schrecklichen Schorf begraben, wie das Grün unter der schweren Eisdecke des Winters.

Du bist von den langen Ängsten und dem wechselnden Verlauf der Krankheit erregt und betrachtest auf dem Leibe der genesenden Liebsten traurig die unverwischbaren Male. Da hörst du auf einem Mal eine ersterbende Melodie in deinen Ohren, die der verzückende Bogen Paganinis spielt, und diese seelenverwandte Melodie spricht dir von dir selbst und scheint dir das innerste Gedicht deiner verlorenen Hoffnungen zu erzählen. — Von nun an werden die Spuren der Blattern einen Teil deines Glücks ausmachen und deinem gerührten Blick Paganinis geheime Melodie singen. Sie werden von nun an nicht nur ein Gegenstand heimlicher Sympathie, sondern auch psychischer Wollüste sein, wenn du eben einer jener empfindsamen Geister bist, für die die Schönheit vor allem ein Versprechen des Glücks bedeutet. Also ist be-

*) Eine etwas übertriebene Bezeichnung Baudelaires, die schwer zu übersetzen ist. „Une tête brûlée“ bezeichnet einen leichtlebigen Instinktmenschen, der allen Eingebungen der Leidenschaft sofort nachgibt. „Gueule“ ist etwas gröber, pittoresker, wenn man will. Der Übersetzer.

sonders die Ideenassoziation die Erregerin der Liebe zu Häßlichen; denn wenn deine pockennarbige Geliebte dich verrät, läufst du sehr leicht Gefahr, dich nur mit einer pockennarbigen Frau wieder trösten zu können.

Für gewisse Geister, die begieriger und abgestumpfter sind, rührt das genießende Schönfinden der Häßlichkeit von einem noch geheimnisvolleren Gefühl her: vom Durst nach dem Unbekannten, vom Hang zum Schrecklichen. Das ist jenes Gefühl, dessen Keime, mehr oder weniger entwickelt, jeder in sich trägt, das gewisse Dichter in die Amphitheater und Kliniken und die Frauen zu öffentlichen Hinrichtungen treibt. Ich müßte den lebhaft bedauern, der nicht begreifen würde; — eine Harfe, der eine wichtige Saite fehlt.

Was den Mangel an orthographischen Kenntnissen betrifft, der für gewisse Dummköpfe einen Teil moralischer Häßlichkeit ausmacht, so ist es nicht überflüssig zu erklären, wie sehr er ganz und gar ein naives Gedicht von Erinnerungen und Genüssen sein kann! Der bezaubernde Alcibiades stammelte so nett, und die Kindheit hat ein so göttliches Kauderwelsch! Hüte dich also, junger Adept der Wollust, deine Freundin richtig sprechen zu lehren — sofern du nicht ihr Lehrer sein mußt, um ihr Geliebter zu werden.

Es gibt Leute, die erröten, eine Frau geliebt zu haben, wenn sie eines Tages merken, daß sie kreuzdumm ist. Das sind eitle Besserwisser, die der liebe Gott schuf, um die unreinsten Disteln der Schöpfung abzugrasen oder der Gunst eines Blaustrumpfs zu verkuppeln. Die Dummheit ist sehr oft die Zierde der Schönheit; sie gibt den Augen jene trübe Flüssigkeit schwärzlicher Weiher und jene ölige Ruhe tropischer Meere. Die Dummheit ist immer die Konservierung der Schönheit, sie entfernt die Falten; sie ist ein göttliches Schönheitsmittel, das unsere Angebeteten vor den Furchen bewahrt, die der Gedanke *uns* vorbehält — häßliche Weise die wir sind!

Es gibt auch Leute, die es ihren Liebsten übelnehmen, wenn sie verschwenderisch sind. Das sind Wucherer oder Republikaner, die die Anfangsgrundsätze politischer Ökonomie nicht kennen. Einer Nation größte Reichtümer sind ihre Laster. Andere wieder, gesetzte Leute, vernünftige und gemäßigte Deisten, die Mittelpartei des Dogmas, geraten in Wut, wenn sie sehen, wie ihre Frauen fromm werden. Oh, die Ungeschickten, die niemals ein Instrument zu spielen fähig sein werden. Oh, die dreimal Dummen, die nicht sehen, daß die anbetungswürdigste Gestalt, die die Religion annehmen kann — ihre Frau ist! Was für eine köstliche Versuchung liegt darin,

einen Ehemann zu bekehren! Welche schöne verbotene Frucht ist eine große Gottlosigkeit — in einer stürmischen Winternacht am wärmenden Feuer bei Wein und Trüffeln — ein stummer Lobgesang auf das häusliche Glück, ein Sieg über die harte Natur, der selbst die Götter zu lästern scheint. Ich würde nicht so bald zu Ende kommen, wenn ich alle schönen und guten Seiten der Eigenschaften aufzählen wollte, die man Laster und moralische Häßlichkeit nennt. Doch oft bietet sich Leuten von Herz und Einsicht ein Fall dar, der verwickelt ist und beängstigend wirkt wie eine Tragödie; wenn sie z. B. zwischen dem ererbten und väterlichen Geschmack an der Moralität und dem tyrannischen Geschmack einer Frau stehen, die man verachten muß. Zahlreiche schändliche Treulosigkeiten, niedrige Gewohnheiten, schandbare Geheimnisse, die zu unpassender Zeit entdeckt werden, flößen einem Abscheu gegen die Angebetete ein, und es kommt oft vor, daß man vor der eigenen Freude erschauern muß. Da ist man in seinen platonischen Vernünfteleien sehr beunruhigt. Tugend und Stolz rufen einem zu: Fliehe sie! Doch die Natur sagt einem ins Ohr: Wohin willst du vor ihr fliehen? O, diese schrecklichen Verlegenheiten, in der die stärksten Seelen die ganze Unzulänglichkeit unserer philosophischen Erziehung zeigen! Die Geschicktesten, die sich von der Natur gezwungen sehen, den ewigen Roman der Manon Lescaut und des Leone Leoni zu spielen, finden sich mit der Selbsttröstung ab, daß die Verachtung ganz gut neben der Liebe zu existieren vermag. — Ich werde jetzt ein sehr einfaches Rezept geben, welches dich nicht nur von den schimpflichen Rechtfertigungen entbinden, sondern dir auch gestatten wird, deinem Idol nicht die Hörner abzustoßen und unsere Kristallisation*) nicht zu benachteiligen.

Ich nehme an, die Heldin deines Herzens ist, nachdem sie mit dem „fas und nefas“ Mißbrauch getrieben, an die Grenzen der Verderbnis angelangt, und hat, nachdem sie — als letzten Treubruch und höchste Qual! — die Macht ihrer Reize an ihren Bewachern und Richtern versucht.**) Wirst du das Ideal so leicht abschwören oder, wenn die Natur dich treu und weinend in die Arme dieser bleichen Guillotinierten treibt, wirst du im tiefgekränkten Tone der Resignation sagen: Verachtung und Liebe sind natürliche Geschwister? — Nein, keineswegs, denn das sind die Paradoxen eines verängstigten Herzens und dunklen Verstandes. — Sage

---

*) Baudelaire bezieht sich hier, wie auch an anderen Stellen, auf Stendhals „de l'amour“.

**) So wie „Der tote Esel“. Ch. B. — „Der tote Esel oder die guillotinierte Frau“ ist ein Roman von Jules Janin, dem bekannten französischen Kritiker, auf den Baudelaire hier anspielt. Der Übersetzer.

vielmehr kühn und mit der Offenheit des wahren Philosophen: Weniger verbrecherisch wäre mein Ideal nicht vollkommen gewesen. Ich betrachte es und unterwerfe mich; die große Natur allein weiß, was sie aus einer so mächtigen Schurkin machen will. Gipfel des Glücks und der Vernunft! Resultante der Gegensätze! Ormuz und Ahriman, ihr seid dasselbe!

Und so kommt es, daß dich die Bewunderung, dank eines synthetischeren Anschauens der Dinge, ganz auf natürlichem Wege zur reinen Liebe zurückführen wird, zu jener Sonne, deren Leuchtkraft alle Makel wegbrennt.

Sei also eingedenk, daß man sich vor allem vor dem Paradox in der Liebe hüten muß. Die Naivität errettet, die Naivität macht glücklich, und wäre deine Liebste häßlich wie die alte Mab, die Königin der Schrecken! Im allgemeinen existiert die Liebe für die Leute der Gesellschaft — ein geschickter Moralist hat es gesagt — nur als Liebe zum Spiel, als Liebe zum Kampf. Das ist grundfalsch. Liebe muß stets Liebe sein; Kampf und Spiel sind nur als Politik in der Liebe erlaubt.

Das schwerste Unrecht der modernen Jugend ist, sich Illusionen zu machen. Ein guter Teil der Verliebten sind eingebildete Kranke, die für Arzneibücher viel Geld ausgeben und die Herren Fleurant und Puragon reichlich bezahlen, ohne das Vergnügen und die Privilegien einer wirklichen Krankheit zu haben. Man achte darauf, wie sie ihren Magen durch alberne Arzeneien ungeduldig machen und die verdauende Fähigkeit zu lieben verbrauchen.

Obwohl man mit seiner Zeit gehen muß, hüte man sich sehr, dem berühmten Don Juan nachzuäffen, der zuerst, wie bei Molière, nur ein ganz ungeschliffener Schurke war, mit der Liebe verbrüdert und wohlbewandert in Verbrechen und Spitzfindigkeiten: — dann ist er, dank Alfred de Mussets und Theophile Gautiers, ein künstlerischer Flaneur geworden, der an allen dunklen Orten die Vollkommenheit sucht und schließlich nicht mehr ist als ein alter Dandy, hüftlahm von all seinen Fahrten und ein Erzdummkopf in Gesellschaft einer anständigen Frau, die in ihren Gatten verliebt ist.

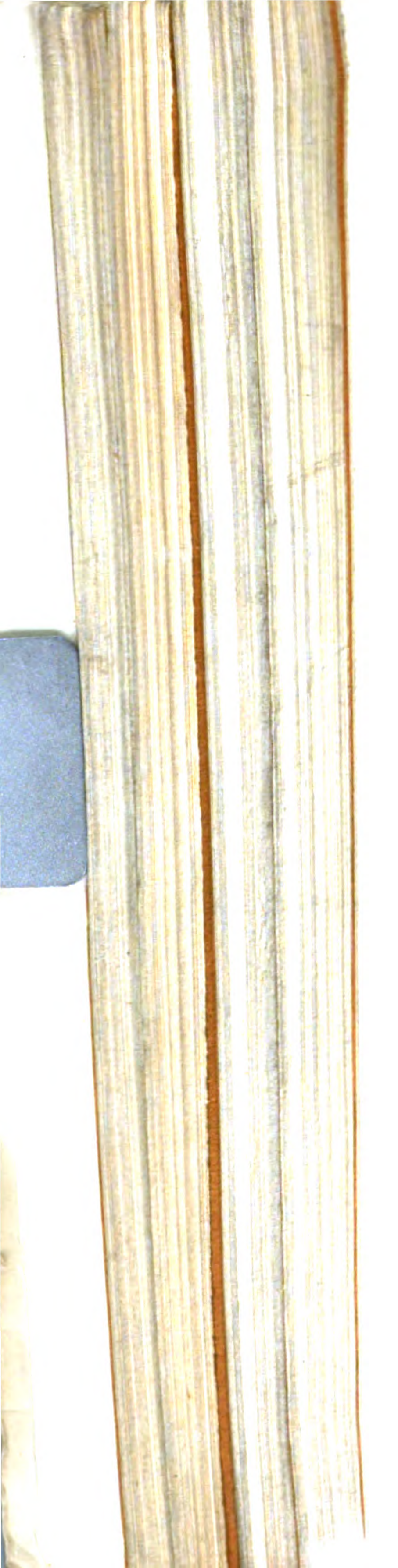
Summa summarum: hüte dich in der Liebe vor dem „Mond“ und den „Sternen“, hüte dich vor der Venus von Milo, vor den Seen, den Guitarren, den Strickleitern und vor allen Romanen, selbst dem schönsten — und wäre er von Apollo selbst geschrieben!

Sondern liebe, die du liebst, inbrünstig, verwegen wie die Orientalen und wild; deine Liebe — die Harmonie wohlverstanden mit einbegriffen — quäle nur nicht die Liebe einer anderen; deine

Wahl verstoße nicht gegen das Bestehende. Bei den Inkas liebte man seine Schwester; du begnüge dich mit deiner Cousine. Ersteige niemals Balkons, beleidige niemals die öffentliche Gewalt; raube deiner Liebsten nicht die Anmut, an die Götter zu glauben, und wenn du sie in den Tempel begleiten wirst, wisse deine Finger geziemend in das reine frische Wasser der Weihkesselschale zu tauchen.

Da jede Moral von dem guten Willen der Gesetzgeber zeugt — da jede Religion ein erhabener Trost für alle Trübseligkeiten ist — da jede Frau ein Stück des Frauenwesens ist — kurz, da die Liebe das Einzige ist, wofür es sich lohnt, ein Sonnet zu schreiben oder reine Wäsche anzulegen: verehre ich alle diese Dinge mehr als irgend jemand, und ich denunziere als Verleumder jeden, der aus diesem Fetzen Moral einen Beweggrund zu Bekreuzigungen und eine Speise des Ärgernisses machen würde. — Eine schillernde Moral, nicht wahr? Farbige Gläser, die die ewige Lampe der Wahrheit zu stark färben, die dahinter leuchtet? Nein, nein! Hätte ich beweisen wollen, daß alles aufs beste bestellt ist in der besten aller möglichen Welten, so würde der Leser recht haben, wenn er, wie zu dem Affen von Genie, sagt: Du bist ein Bösewicht! Aber ich habe beweisen wollen, daß alles aufs beste bestellt ist in der schlechtesten aller möglichen Welten. Also wird mir viel verziehen werden, weil ich viel geliebt habe — — — meinen Leser oder meine Leserin.

Einzig berechtigte Übersetzung von Erich Oesterheld.



Dr. phil. Richard Hennig:

Die Verkehrswege nach China.

Der gebildete Deutsche, der von Marco Polo etwas gehört hat, betrachtet die Leistung dieses Venetianers, der mit seinem Vater und Oheim volle 23 Jahre, von 1272 bis 1295, von seiner Vaterstadt abwesend war und dann, als er längst totgeglaubt war, mit Schätzen beladen in die Heimat zurückkehrte, als ein ganz einzig dastehendes Ereignis, dem bis zum Beginn der neueren Zeit, bis zur Ära der großen Entdeckungsreisen, nichts Ähnliches an die Seite gestellt werden kann. Tatsächlich waren ja, soweit wir unterrichtet sind, die Polos die einzigen christlichen Reisenden, die während des Mittelalters bis zum fernsten Osten gereist und glücklich wieder zurückgekehrt sind, aber bei näherer Betrachtung des Weltverkehrs im Altertum und Mittelalter muß man doch zu der Überzeugung kommen, daß die Leistung Marco Polos und seiner Verwandten durchaus nicht etwas gar so Außergewöhnliches war. Ohne das Verdienst Marco Polos schmälern zu wollen, dessen berühmte Reisebeschreibung einen unschätzbaren Wert für die richtige Beurteilung des bereits erstaunlich hoch kultivierten mittelalterlichen China hat, muß denn doch gesagt werden, daß die beliebte Charakterisierung Marco Polos als des „größten Reisenden des Mittelalters", als „Herodot des Mittelalters" sich einer gewaltigen Übertreibung schuldig macht. Marco Polo kann vielleicht mit Recht als der größte christliche Reisende des Mittelalters bezeichnet werden, aber wenn man auch die nichtchristlichen, vornehmlich jüdischen und mohammedanischen, mittelalterlichen Reisenden in den Kreis der Betrachtung zieht, so war Marco Polo nur einer unter vielen, und ganz gewiß nicht derjenige, der die umfassendste und großartigste Reise zurückgelegt hat.

Die Beziehungen der Mittelmeervölker und der in Südwestasien ansässigen Völkerschaften zu den Chinesen gehen schon bis in die allerälteste Zeit zurück.

Die neuen Forschungen der Assyriologen haben uns gelehrt, daß schon etwa im dritten vorchristlichen Jahrtausend zwischen Assyrien und China ein unregelmäßiger Handelsverkehr stattfand. Die Phönizier, deren berühmte Handelsstadt Sidon etwa 1600 vor Christi Geburt ihre größte Blüte erreicht hatte, folgten dann den Spuren der Assyrer. Natürlich wird dabei nur ein oft wiederholter Tauschverkehr über zahlreiche Zwischenglieder einen Austausch von Waren zwischen Asiens äußerstem Westen und äußerstem Osten ermöglicht haben, obwohl schon seit 700 vor Christi Geburt regelmäßig

chinesische Seide nach Europa gelangte. Albrecht Wirth sagt über diese Beziehungen in einem bedeutsamen Aufsatz über „Verkehrsbeziehungen zwischen dem alten Rom und China“ (in der Monatsschrift „Weltverkehr und Weltwirtschaft“, April 1911 Seite 34):

„Die ersten Beziehungen Chinas mit westlichen Ländern mögen schon in das zweite Jahrtausend vor Christus fallen. Töpferei dieses Zeitalters, die man in China fand, weist auf europäische Muster. Ein regelmäßiger Handel mit westlicheren Völkern ist seit dem sechsten Jahrhundert nachzuweisen.“

Und Albert Herrmann bestätigt dies:

„Schon seit den ältesten Zeiten hat ein Handelsverkehr zwischen China und Vorderasien bestanden; er war oft unterbrochen, und die Waren gingen von Hand zu Hand, so daß die Verfertiger derselben nicht wußten, wer schließlich der Empfänger war.“

Wir können auch den Weg mit einiger Sicherheit verfolgen, den dieser ungeahnt frühzeitige Handelsverkehr des östlichen Mittelmeeres mit dem fernsten Osten, mit China und Indien, eingeschlagen hat. Er lief zunächst von der syrischen Küste nach Mesopotamien, dann quer durch Persien, Nord-Afghanistan und Buchara nach Ferghana.

Der weitere Weg nach China von Ferghana ging auf schwierigen Gebirgspfaden über den Terek-dawan-Paß und andere Pässe des Pamir-Plateaus nach Ostturkestan, etwa über Kaschgar hinweg, und dann durch das Tarimbecken auf einer bis ins späte Mittelalter, wenn auch mit Unterbrechungen, vielbenutzten Karawanenstraße, am Lobnor vorbei, durch ein heute von der Wüste erobertes Gebiet nach dem chinesischen Osten. Der Mittelpunkt dieses antiken Handels war der heute ganz unbedeutende Ort Balch im nördlichen Afghanistan, das alte Baktra, das etwa 1½ Jahrtausende lang einer der wichtigsten Knotenpunkte des Welthandels war.

Wie Albert Herrmann in seiner wertvollen Monographie: „Die alten Seidenstraßen zwischen China und Syrien“ (Quellen und Forschungen zur alten Geschichte und Geographie“, Heft 21), nachgewiesen hat, hat der westlich-östliche Verkehr über die Tarim-Route seit dem Jahre 115 vor Chr. Geburt einen ersten Höhepunkt seiner Entwicklung erreicht.

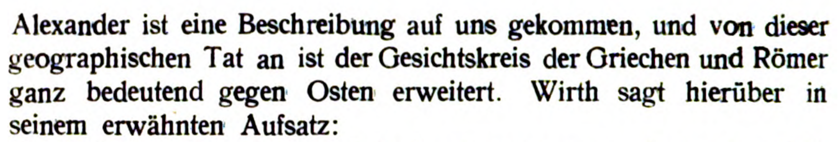
Die Festigung der wirtschaftlichen Beziehungen ging Hand in Hand mit einer Annäherung der politischen Grenzen. Im Jahre 101 vor Chr. nämlich eroberten die Chinesen Ferghana und suchten nun engere Beziehungen mit den westlich wohnenden Völkern, zunächst vor allem mit den Parthern, in der Folge aber auch mit den Römern, anzuknüpfen. Eine chinesische Gesandtschaft ging an die

am Aralsee wohnenden Aorser, erschien in Ktesiphon und Seleukia und gelangte wahrscheinlich auch bis nach Syrien. Ein starker Aufschwung des Handelsverkehrs mit den Parthern war die Folge. Nachdem die bedeutenden chinesischen Eroberungen im Westen um die Mitte des ersten vorchristlichen Jahrhunderts eingestellt worden waren, erfolgte in der zweiten Hälfte des ersten nachchristlichen Jahrhunderts ein neuer, noch kräftigerer Vorstoß. Das chinesische Reich erweiterte damals seine Grenzen bis an den Aralsee, und der große chinesische General Pantschao soll ums Jahr 100 nach Chr. sogar einen Angriff auf die römische Weltmacht geplant haben. Im Jahre 98 entsandte er einen Späher zur Erforschung der westlichen Länder, der auch bis an den persischen Meerbusen gelangte. Aber dessen Bericht über die außerordentlichen Entfernungen scheint den chinesischen Eroberer doch stutzig gemacht zu haben, so daß der Angriff aufgegeben wurde. Vielleicht haben auch die Parther dabei mitgewirkt, die ihre Stellung als Zwischenhändler bei den Seidelieferungen nach Rom bedroht sahen, wenn zwischen der Weltmacht des Ostens und der des Westens eine unmittelbare Berührung kriegerischer oder friedlicher Natur erfolgte. Jedenfalls suchten damals die Parther und die von ihnen abhängigen Völker in auffälliger Weise die Gunst der mächtigen Chinesenherrscher zu erwerben; sie sandten Dolmetscher und wiederholt Tribut an seltenen Gaben (z. B. Löwen, Gazellen, Straußeneiern) an den Himmelssohn. Bald darauf, ums Jahr 120, kamen sogar syrische Gaukler und Spielleute zur Residenz des Chinesenkaisers, und im Jahre 166 verzeichnen die chinesischen Annalen als besonders denkwürdiges Ereignis die Ankunft einer Gesandtschaft von Kaufleuten aus Antiochia in Canton (dem Cattigara der Römer), die sich für Beauftragte des römischen Kaisers Marc Aurel ausgaben — ob mit Recht oder Unrecht, muß dahingestellt bleiben. Es war dies die erste unmittelbare nachweisliche Berührung zwischen Mittelmeervölkern und Chinesen, die bis dahin mehrfach, aber immer vergeblich angestrebt worden war, wie eine aus dem dritten Jahrhundert stammende chinesische Quelle, ein Bericht über Pantschaos Taten, ausdrücklich bezeugt: „Der Ta-tsin- (Abendland = Rom) König wünschte immer mit Han (China) Gesandtschaftsverkehr zu eröffnen, allein Ansih (das Parther- oder Anthenreich) wollte seinen Leuten chinesische Seide verkaufen, und so ward er verhindert, bis Antun (Antonius — gelegentliche Bezeichnung für Marc Aurel), König von Ta-tsin, über Jihnan einen Gesandten abordnete. Die Han-Bevollmächtigten früherer Zeiten kehrten alle von Wuyih (Hyrkanien?) um; keiner erreichte Tiatchi (Mesopotamien)." (Albr. Wirth.) Wenn dann im Jahre 166 nach Chr. gelang, was

so oft zuvor vergeblich versucht worden war, die Ausschaltung der Parther im Verkehr zwischen Ost und West, so war die Hauptsache hierfür offenbar der erfolgreich geführte Partherkrieg der Römer (162—163) und die Eroberung von Ktesiphon und Seleukia durch Lucius Verus. Den Höhepunkt des transasiatischen Handelsverkehrs im Altertum stellten, nach Herrmann, die Jahre 114 vor Chr. bis 23 nach Chr. Geburt und 87 bis 127 nach Chr. Geburt dar. Damals sollen zuweilen in einem Jahr ein Dutzend Karawanen, jede aus Hunderten von Menschen und Lasttieren bestehend, die Tarim-Route passiert haben. Auch in der Folge blieb jedoch der Verkehr Chinas mit dem Abendland lebhaft genug. Auch die Kenntnis des Sererlandes (China) wurde immer vollkommener; so erwähnt Ammianus Marcellinus im vierten Jahrhundert bereits die chinesische Mauer.

Der Verkehr der Mittelmeervölker mit Indien war sicherlich noch bedeutsamer als der mit China, doch spielte er sich, anscheinend wenigstens, seit den letzten vorchristlichen Jahrhunderten seltener auf dem Landwege als zur See ab. Meist scheinen die Mittelmeerschiffe nur den Nil aufwärts bis nach Koptos oberhalb von Theben gefahren zu sein. Von hier wurden die Waren auf dem Landwege durch Kamelkarawanen in sieben Tagen nach Myos hormos oder in 12 Tagen nach Berenike (beim heutigen Bender Kebir) befördert, wohin Ptolomäus II. Philadelphos bereits 225 vor Christi Geb. eine mit mannigfachen Karawansereien und Brunnen ausgestattete Straße von Koptos hatte anlegen lassen. Von der Küste des Roten Meeres ging dann die Fahrt nach Indien. Von Berenike oder Myos hormos liefen die Schiffe im Juli aus, erreichten in 30 bezw. 40 Tagen zunächst Okelis auf der arabischen Seite der Straße von Bab el Mandeb und trieben dort in weiteren 40 Tagen mit dem Südwestmonsun nach Indien. Die wichtigsten Hafenplätze daselbst waren Muziris (Mangalore), Nelkynda (Nelisseram), Kottonarike (Cochin) und Barygaza. Über Indiens Südspitze ging dieser Verkehr jedoch lange nicht hinaus.

Von einem Seeverkehr bis nach China war bis zur Hauptglanzzeit des römischen Kaisertums keine Rede; vielmehr scheint die Landverbindung für den Austausch der Waren allein benutzt worden zu sein. Ein griechischer Kaufmann, namens Alexander, soll dann der erste gewesen sein, der, seinem großen Landsmann Pytheas von Massilia an Wagemut gleichend, zu Schiffe über Indien hinaus zunächst zum „goldenen Chersonnes" (Malakka) und dann noch weiter nach dem Osten vordrang. Es geschah dies etwa zur Zeit Neros. Von dem „periplus maris Erythraei" (mare Erythraeum heißt ursprünglich der ganze Indische Ozean) dieses



Alexander ist eine Beschreibung auf uns gekommen, und von dieser geographischen Tat an ist der Gesichtskreis der Griechen und Römer ganz bedeutend gegen Osten erweitert. Wirth sagt hierüber in seinem erwähnten Aufsatz:

„Mit dem Periplus und Ptolomäus kommen wir in eine Zeit, da den Griechen schon sämtliche südasiatischen Meere und Küsten, bis Madagaskar im Süden, bis Jabadin-Java, so von einer Pflanze jaba genannt, im Südosten und bis Formosa und Hangtschou im Nordosten bekannt waren. Die Fokienstraße hieß griechisch der Theriodes-Golf, Formosa die Insel der Satyroi, ohne Zweifel, weil dort Wilde mit Zierschwänzen lebten. Die Philippinen nennt Ptolomäus „die zehn Inseln Maniola", wovon der heutige Name Manila. Auch im Innern des asiatischen Festlandes weiß Ptolemäus gut Bescheid . . . Er kennt ferner Hinterindien und seine Städte und Völkerschaften; die Namen, die er verzeichnet, lassen sich in heutigen Lauten noch wiederfinden."

Der „Periplus" hatte die westlichen Schiffe schon bis zur chinesischen Küste, nach „Thinai" getragen, und ganz flüchtig taucht in der Beschreibung jener Reise „wie ein glänzendes Meteor" (Thiessen) die Vorstellung auf, daß man vielleicht damit zu Wasser das gesegnete Land der „Serer" (Chinesen) erreicht habe, von dem Europa seit Jahrhunderten so viele, unschätzbare Kostbarkeiten bezog. Doch fiel dieser Gedanke, dessen weitere Verfolgung möglichenfalls unabsehbare kulturhistorische Konsequenzen nach sich gezogen hätte, wieder vollkommen der Vergessenheit anheim, obwohl der Verkehr Chinas mit dem Abendlande in den folgenden Jahrhunderten an Bedeutung zunahm.

Seit dem sechsten Jahrhundert erleiden die Beziehungen zwischen den Europäern und Chinesen einen raschen, schließlich, seit dem achten Jahrhundert, einen rapiden Niedergang. Den ersten Stoß versetzte dem lebhaften, aber für die abendländischen Finanzen nicht sehr erfreulichen Handel die kluge Maßregel Kaiser Justinians, die Seidenzucht auch in Europa einzuführen.

Eine ungleich ärgere Störung aber, als der Verfall des Seidenhandels, bedeutete für die Beziehungen zwischen Ost und West das Auftauchen einer neuen Völkermacht im Gebiet der alten Handelswege, einer Macht, die, wie dereinst das Partherreich, eine Mauer zwischen Ost und West aufrichtete, die aber für Jahrhunderte die Kraft besaß, ihre Reichtum schaffende Zwischenhandelsstellung gegen jeden Angriff siegreich zu behaupten. Diese Macht bildeten die Araber und die von ihnen im südwestlichen Asien geschaffenen, rasch zu erstaunlicher Blüte gelangenden Reiche. Da die Araber auch den Seeverkehr im Roten Meer, Persischen Golf usw. be-



herrschten und eifersüchtig darüber wachten, daß niemand ihnen ihr Monopol streitig mache; so waren sie vom achten bis zum dreizehnten Jahrhundert die nahezu ausschließlichen Vermittler des Warenaustauschs zwischen Ost und West, die zu Lande wie zu Wasser den Handelsverkehr ostwärts mit Indien, Hinterindien und China, westwärts mit allen Mittelmeerländern, mit Byzanz, Osteuropa und selbst mit den Ostseeländern und dem Normannenvolke vermittelten. Erst als in den Mongolenstürmen des dreizehnten Jahrhunderts Bagdads und Balsoras Herrlichkeit zerstampft und der Glanz der Kalifenreiche erloschen war, sank die hemmende Mauer dahin, und unternehmende Europäer und Nordafrikaner, zumeist Juden, jedoch vereinzelt auch Christen (Polo), zogen wieder bis zum äußersten Osten ungehindert dahin.

Wir kennen die damals vom Handel benutzten Hauptverkehrswege recht genau. Nicht die uns vertrauteste Literatur der europäischen Christenheit belehrt uns darüber, denn die römischen Christen verabscheuten die friedliche Berührung mit den „ungläubigen" Bekennern des Islam, obwohl sie die ihnen von Byzantinern und Juden zugetragenen Schätze des Orients, insbesondere die Gewürze, außerordentlich hoch schätzten. Aber die großen arabischen Geographen und Reisenden in der Zeit vom zehnten bis vierzehnten Jahrhundert unterrichten uns ganz genau über die wichtigsten Handelswege jener Zeit sowie über die Zeitdauer, die deren Zurücklegung beanspruchte.

So berichtet uns der im Anfang des elften Jahrhunderts lebende Ibn Chordadbeh in seinem Werk „Kitab als -Masalik wa'l Mamalik" (Ausgabe de Goeje, Leiden 1889, S. 116), daß französische und spanische Kaufleute entweder durch Europa oder durch Nordafrika über Balch nach China reisten.

Die ganze Reise vom Roten bis zum Gelben Meer konnte man zu Lande in ungefähr 8 Monaten zurücklegen. — Der zweite Weg hingegen zwischen Europa und China ist uns aus der Reiseschilderung Marco Polos wohlbekannt; sein östlicher Teil, zwischen Persien (Mesched) und China, fällt mit dem vorgenannten zusammen. Während aber in Mesched der Weg nach dem Roten Meer und zur syrischen Küste südwestwärts durch Persien in der Richtung auf Bagdad abzweigte, lief die wichtigste direkte Straße nach Europa westwärts nach Rey weiter, einer wichtigen Stadt in der Nähe des heutigen Teheran, von hier nach Djordjan am Südufer des Kaspischen Meeres. (Nach Abulfeda a. a. O. S. 298 dauerte die Reise von der Ostküste Chinas bis zum Kaspischen Meer 4 Monate.) Von Djordjan ging es zu Schiff nach Itil (= Astrachan) an der Wolgamündung und dann die Wolga hin-

auf bis zur Gegend des heutigen Zarizyn im Wolgaknick. Hier teilte sich der Weg abermals. Der eine ging über den uralten, schon von Diodor (II § 56) erwähnten Schleppweg (Wolok) zwischen Wolga und Don in den letzteren Fluß und durch das Asowsche und Schwarze Meer entweder nach Byzanz oder durch die Donau, den Dnjestr oder Dnjepr nach West-, Mittel- oder Nordeuropa, der andere hingegen erstreckte sich wolgaaufwärts bis zu der hochwichtigen mittelalterlichen Handelsstadt Bulgar unter dem fünfzigsten Breitengrad und von dort westwärts nach Nowgorod, zum Finnischen Meerbusen und nach Skandinavien.

Daß auch auf die größten Entfernungen kostbare Waren ausgetauscht wurden, beweist die Tatsache, daß die von den Einwohnern Bulgars in Nordrußland eingehandelten Tierfelle in Massen nach Indien gingen, wo sie sehr geschätzt waren und teuer bezahlt wurden, beweist ferner der Bericht eines Arabers, der im zehnten Jahrhundert in Mainz Gewürze von den Sunda-Inseln und Münzen aus Samarkand antraf, beweist schließlich der in allerjüngster Zeit gemachte Fund kostbarer Stickereien von chinesischer Herkunft, den man im schwedischen Dalekarlien gemacht hat.

Neben der Landverbindung wurde natürlich der Seeweg oder eine kombinierte Land- und Seereise viel benutzt. Dabei gelangten sowohl arabische Schiffe nach China, wie die chinesischen bis zur Euphrat- und Tigrismündung. Ja, schon zur Zeit Ibn Chordadbehs war den Arabern nicht nur die chinesische Küste bekannt, sondern auch Japan (Wâkwâk) und Korea (Schylâ). Wie genau die Araber, mehrere Jahrhunderte vor Marco Polo, auch über die chinesischen Einrichtungen im allgemeinen unterrichtet waren, geht aus Masudis eingehender Beschreibung (Ausg. Paris 1841 in Kap. XV, I, S. 286—325) klar hervor. Nach desselben Autors Schilderung pflegten Juden aus dem Frankenlande übers Mittelmeer nach Farama bei Pelusium zu reisen, dann ihre Waren auf Tieren in fünf Tagen nach Colzom am Roten Meer zu schaffen und von dort zu Schiff nach Indien und China zu reisen, um schließlich mit Muskat, Aloe, Kampfer und ähnlichen Gaben des Orients nach Europa zurückzukehren. Oft auch reisten sie bis zur Orontes-Mündung und dann über Antiochia und Bagdad nach Obollah an der Tigrismündung und von dort auf dem Seewege weiter nach China.

Die Erbschaft der Araberreiche suchten später die Venezianer zu übernehmen, die jedoch nicht entfernt in der Lage waren, den Handelsverkehr mit dem fernen Osten regelmäßig oder gar so großzügig wie die Araber zu betreiben. Der sich seit den Kreuzzügen stetig verschärfende Gegensatz zwischen Christen und Mo-

hammedanern, die siegreichen Fortschritte der Türken, die schließlich sogar Konstantinopel eroberten, und andere Faktoren taten einem systematischen Handel Venedigs mit dem fernen Osten sehr fühlbaren Abbruch; die Auffindung des Seewegs nach Indien gelang den italienischen Handelsstädten nicht, obwohl die Brüder Vivaldi aus Genua schon 1291 das Kap der guten Hoffnung umsegelten; ebensowenig glückte die schon damals zeitweilig geplante Wiederherstellung einer Wasserstraße zwischen dem Mittelländischen und dem Roten Meer, und schließlich liefen die Portugiesen, nach Vasco de Gamas großer Tat, allen andern Nationen im Indischen Ozean den Rang ab und wachten nunmehr eifersüchtig über ihr Handelsmonopol daselbst. Den Spaniern glückte es zwar, von Amerika aus einen leidlich regelmäßigen Schiffsverkehr mit China ins Leben zu rufen, aber die anderen europäischen Nationen, vor allem England und Holland, sahen sich von dem einträglichen Handel mit dem fernen Osten nahezu ganz abgeschnitten. Kein Wunder, wenn sie nun auf neuen Wegen das vielbegehrte China zu erreichen suchten, wenn Hunderte von mutigen Männern, meist Engländer, jahrhundertelang ihr Leben opferten, um die „nordöstliche“ und „nordwestliche Durchfahrt“ aufzufinden.

Herbersteins berühmtes Werk über das Rußland des sechzehnten Jahrhunderts, das die Behauptung aufstellte, der sibirische Ob entspringe aus einem bei Peking gelegenen See, erweckte dann einen gewaltigen Eifer, zu Schiffe zur Obmündung und durch diesen Strom nach China zu gelangen. Selbstverständlich blieben diese Bemühungen vergeblich. Der Seeweg ums Kap und später, seit 1869, der durch den Suezkanal, gelangten für den Verkehr Europas mit China zwischen 1500 und 1900 zur alleinigen Bedeutung, und erst, seitdem die große sibirische Bahn eröffnet ist, also seit 1901, hat sich wieder auf einem früher ganz unbekannten Wege ein zunächst noch verhältnismäßig bescheidener Landverkehr entwickelt, der sich aber im Laufe der nächsten Jahrzehnte, zumal wenn man erst von dem Baikalsee geradenwegs durch die Wüste Gobi nach Peking gelangen kann, zweifellos eine wachsende Bedeutung erringen wird.



Gerhard Ouckama Knoop: Familienkunde.

Auf meinem Schreibtische liegt ein englisches Buch: A Bremen Family. By Georgina Meinertzhagen. — Die Familie Meinertzhagen stammt aus der Gegend von Köln und blühte in dieser Stadt im 15. und 16. Jahrhundert; nach dem 30jährigen Kriege kam sie nach Bremen und hier sogleich in eine ehrenvolle Stellung, welche sie auf die Dauer behauptete — ähnlich wie mehrere gleichzeitig eingewanderte und noch jetzt in Bremen einheimische Familien. Im ersten Viertel des 19. Jahrhunderts verschlechterte sich die pekuniäre Lage, der letzte Meinertzhagen zog sich mit dem Rest seines Vermögens ins Privatleben zurück und schickte seinen Sohn nach England, wo dieser später Partner und Schwiegersohn des bekannten Friedrich Huth wurde. Die Verfasserin übt in den Mitteilungen über die Ihrigen einige Zurückhaltung; die Hauptsache in dem etwa 300 Seiten starken Bande sind zwei große Reisetagebücher, das eine von einem Daniel Meinertzhagen aus den Jahren 1756—57, das andere von dessen gleichnamigem Sohn 1798—99. Und in der Tat zeigt sich wenigstens dieser zweite Tagebuchschreiber ganz lebhaft und amüsant; außerdem führt er wieder einmal den Beweis, daß die alten Bremer keineswegs so steif und philisterhaft waren, wie sie es nach der verbreiteten fable convenue gewesen sein sollen.

Nun läßt sich die Reserve der Herausgeberin wohl verstehen; doch wäre vielleicht mancher ihr dankbar gewesen, hätte sie aus dem reichen Schatz ihrer Papiere noch freigebiger das Persönlichste der verflossenen Tage geschöpft, das uns so selten genau und ungefärbt geboten wird, fast nie in Romanen und Biographien, selbst nicht in Autobiographien, und höchstens in historischen Museen oder ganz unliterarischen Briefsammlungen.

Doch auch so schon stellt sich zwischen der Familie Meinertzhagen und dem wohlwollenden Leser eine Art freundschaftlicher Verbindung her. Frau Meinertzhagen besorgt die Vorstellung kurz, d. h. sie gibt den Stammbaum der Ihrigen in der knappsten Zusammenfassung; sie meint, jede in leidlichen Umständen lebende Familie könne sich dergleichen leicht ausarbeiten; eine Sammlung von Namen, von Geburts-, Hochzeits- und Sterbedaten aber besitze keinen Wert, wenn darin nicht Menschen hervortreten, die einmal eine Rolle spielten, und über die sich etwas sagen läßt.

Ohne Zweifel ist das bis zu einem gewissen Grade einleuchtend. Dennoch darf man es begrüßen, wenn der Sinn für Familienforschung sich auch da belebt, wo keine Aussicht besteht, auf historische Figuren unter den Vorvätern zu geraten. Nichts ist

zwar törichter, als ein aufs Äußerliche gerichteter „Ahnenstolz“, und keine Untugend großdenkenden Gemütern so zuwider wie die Eitelkeit. Wer, um dieser banalsten aller Schwächen zu frönen, in den Archiven sucht, dem geschähe es recht, wenn ihm alle seine Dokumente im Meere versenkt würden, wo es am tiefsten ist. — Anders aber ist es mit dem, den Ehrfurcht und keusche Wißbegierde zu den Quellen treibt; was er auch finden möge, er wird immer einen Gewinn davontragen.

Das durchschnittliche Resultat wird ja wohl stets sein, daß wir alle einen Tropfen Königsblut und gar manchen Tropfen Bettlerblut, ebenso wie Ricords berühmten Tropfen Quecksilber in unseren Adern haben. Das ist jedoch nicht das Wesentliche. Bildend und fördernd ist hier, wie auf den meisten Arbeitsgebieten, mehr die Beschäftigung selbst, als das durch die Beschäftigung Erreichte. Das Suchen im eigenen Blute kann die Vergangenheit wieder beseelen und gewissermaßen das eigene Dasein nach rückwärts verlängern und damit dem Geist eine höhere Reife geben. Und wir heutigen Europäer sind wohl sehr vorgeschritten, aber reif sind wir eigentlich nicht; das hängt ohne Zweifel damit zusammen, daß unsere Epoche wohl mehr als irgendeine frühere die lebendige Beziehung zu der Vergangenheit verloren hat, wie groß das rein antiquarische und wissenschaftlich-fachliche Interesse an dem einst Gewesenen immer sein mag.

Familiensinn wurde in Deutschland vielfach als ein Vorrecht des Adels betrachtet; wo er sonst auftrat, suchte er sich vor der Öffentlichkeit schamhaft zu verbergen. Dieser seltsamen Befangenheit wird man so recht inne, wenn man eine französische Todesanzeige in Händen hat: wie da, außer den allernächsten Angehörigen, Onkel und Tanten nebst ihren Ehegatten, Vettern und Cousinen mit ihren unmündigen Kindern, alle die verwandten und verschwägerten Familien sich nennen, um sodann miteinander den Tod eines der Ihrigen zu melden. —

Nun, heutzutage gilt es auch bei uns nicht mehr ohne weiteres als „Arroganz“, einen Porträtmaler in Nahrung zu setzen — obwohl man ja Photographien hat — und so kann wohl auch ein einfacher Bürger Kirchenbücher und dergleichen nach Vorfahren durchstöbern, ohne darum für größenwahnsinnig verschrien zu werden.

Bei den meisten wird die Sache ohnehin bald ein Ende haben; vor der Einwanderung in eine bestimmte Stadt werden sich die Spuren schnell verlieren, auf dem Lande werden je nach der Gegend die Aufzeichnungen früher oder später fehlen; und den Sturm des 30jährigen Krieges haben nur wenige bürgerliche

Stammbäume ausgehalten. Mancher wird auch in seiner Neugier abgeschreckt sein, wenn er unter den Seinen auf Hexen und Verbrecher, auf verfolgte Juden und gequälte Leibeigene stößt. Und besitzt er die törichte Eitelkeit nicht, sich solcher Vorfahren zu schämen, so wird er doch in solchen Fällen selbst bei gutem Willen kaum weiter kommen.

Indessen, nicht nur leichter ist es, sondern auch lehrreicher, den Verästelungen der Wurzel in die Breite zu folgen, als dem Wurzelstock in große Tiefen. Denn die Verzweigung und gegenseitige Durchschlingung gibt trockenen Geschlechtsregistern erst Wert: jedes einzelne von ihnen ist belanglos, in großen Mengen bilden sie hingegen ein treffliches statistisches Material. Was für den Adel, also in einem eng und einseitig begrenzten Kreise, schon bis zu einem hohen Maße geschehen ist, das könnte auch für große Teile des Bürger- und Bauerntums geschehen; die einzelnen Familienlisten müßten zu größeren Komplexen vereinigt werden, die den Druck lohnen; und indem diese sich summierten und ergänzten, ließen sich vielleicht unerwartete Einblicke in die innerste Struktur unseres Volksorganismus tun.

Zu einer wahren Erweiterung unserer Menschenkenntnis aber müßte es führen, wenn von jeder aufgezeichneten Person außer ihrem Dasein die hauptsächlichsten körperlichen und seelischen Eigenschaften angegeben würden, begleitet von einem möglichst guten Porträt. Solche Zusammenstellungen setzen freilich eine Fülle dokumentarischer Belege voraus und könnten wohl nur von einem Teile des Adels geleistet werden, der denn auch mit einem guten Beispiel vorangehen möge; doch sind Anfänge solcher Untersuchungen und Veröffentlichungen, wie ich glaube, schon unter dem Patriziat gewisser Städte gemacht, z. B. in Mülhausen i. E. Was für wundervolle Aufschlüsse über Vererbung könnten uns die systematisch durchgeführten Vergleichungen zwischen den Gliedern derselben oder einer Reihe verwandter Familien in den verschiedenen Generationen liefern!

Scheinbar würden die Regentenhäuser ja den besten Stoff für die Erforschung der Vererbungs- und Entwickelungsvorgänge in der Folge der Generationen bilden; aber leider gehören sie zu sehr der Weltgeschichte an, und wo die Geschichte anfängt, hört die Wahrheit auf.

Man spricht so viel von Rassenmischung; ist es so, daß die Rasse (auch in ihren geistigen Eigenschaften) sich immer wieder aus der Mischung neu auferbaut, wie man es nach den vielgenannten Versuchen von Mendel denken sollte?

Mir ist es immer aufgefallen, daß unter den holländischen Bildnissen des 17. Jahrhunderts verhältnismäßig so wenig ausge-

sprochene Blondköpfe sind; beruht das nur auf einem Nachdunkeln der Farben?

Die Fragen häufen sich, auf die eine neue Erfahrung antworten soll. . .

Inzwischen ist unser Blick heutzutage entschieden, beinahe wie hypnotisiert, nach vorwärts gerichtet, das Entschwundene wird rasch vergessen, das Kommende wird mit überschwänglichen Hoffnungen, mit unendlichem Vertrauen erwartet, ja, es hat sich fast eine Religion ausgebildet der Hoffnung eines künftigen Zustandes der Glückseligkeit auf Erden — und bei dieser Stimmung wird es auch wohl bleiben, so lange es uns so gut geht, wie es uns jetzt zu gehen scheint.

Allerdings liegt da nun der Einwand nahe, was uns denn eine Zeit bedeute, die wir nicht mehr erleben werden; und ebenso nahe liegt andererseits der Wunsch, uns mit ihr doch in irgendeiner Verbindung zu wissen.

Unsere Generation — oder muß man das von allen Generationen sagen? — überschätzt sich selbst und unterschätzt die Väter. Wie nun aber, wenn wir selbst zu den Vätern heimgegangen sind?

Es ist ein natürliches Gefühl, daß wir uns bei den Enkeln in Erinnerung bringen, von ihnen anerkannt sehen möchten. Und dazu haben wir bis jetzt im ganzen wenig getan. Es kann einem traurig zu Mute werden, wenn man sich unter den modernen Schöpfungen der Gesamtheit wie der einzelnen umblickt nach Dingen, die das Altern vertragen könnten. Straßen, die 20 Jahre stehen, starren uns schon so entgeistet und innerlich verfallen an — und wer mag noch Bücher lesen, seit deren erstem Erscheinen ein Dezennium verflossen ist — es müßte sich denn um die gewählteste Lyrik handeln.

Dennoch — was unsere glücklichen Nachfahren leisten werden, das verdanken sie zu einem guten Teile uns. Der einzige Triumph, den wir uns unter ihnen zu verschaffen imstande sind, ist die Gewißheit, daß sie uns kennen, daß sie damit ihre Abhängigkeit von uns fühlen werden.

Kahle Stammbäume werden ja leicht zu konstruieren sein, in unseren bureaukratischen Tagen ist für genaue Buchführung über das Menschenmaterial gesorgt. Aber es liegt an uns, mehr zu tun: wir könnten etwas von unserer Individualität hinterlassen. Wenn unsere Gräber in kurzer Zeit verfallen, weil auf der Erde kein Raum mehr für die Toten ist, so könnten wir statt eines Leichenhügels Reliquien hinterlassen, die von Leben durchtränkt sind.

Ich denke mir das so: eine schöne Sitte wäre es — warum sollte man nur Sitten zerstören und nicht auch solche auferbauen? — daß für jedes Kind bereits ein Kästchen bestimmt würde, gewissermaßermaßen als ein Fach für das den Nachkommen zu Überliefernde. In dieses Fach kämen einige gute, dauerhafte Photographien aus verschiedenen Lebensperioden, etwa auch eine Aufzählung der wichtigsten Körpermasse; ein kurzer Lebensabriß mit Erwähnung der wichtigsten Krankheiten; ferner an Papieren, was ein Charakterbild des Individuums geben kann. Dazu gehören heutzutage Briefe nur noch in seltenen Fällen, demgemäß würde es sich um Briefe zumeist nur in einer sehr knappen und sorgfältigen Auswahl handeln; hingegen wäre vielleicht ein und der andere Schulaufsatz einzufügen, etwa die Kopie eines Testaments, ein Ausgabenbuch, unter Umständen Mitteilungen eines Vereins, vielleicht auch das Verzeichnis der allmählich angeschafften Bücher. Diese Kästchen müßten nicht zu groß sein, um nicht beschwerlich zu fallen, sie sollten einen gewissen künstlerischen und stofflichen Wert besitzen, um geschätzt zu werden, und übrigens am besten in der allgemeinen Form nach einem gleichmäßigen Schema gebaut sein, damit sie sich auf Gestellen passend unterbringen ließen, etwa wie Bücher. Und auch der Inhalt sollte, soweit das bei verschiedenen Individuen und Lebensschicksalen angängig ist, nach den gleichen Grundsätzen gewählt und geordnet werden. So würden unseren Enkeln von uns wahre Menschenbibliotheken überkommen, und ich müßte mich sehr täuschen, wenn diese Bibliotheken nicht auf ihre Besitzer eine starke, geheimnisvolle Anziehung ausüben sollten. Was aber an Kenntnis des Menschenwesens damit gewonnen sein würde, das ist noch gar nicht abzusehen. . . .

Das liebenswürdige, anspruchslose Buch der Frau Meinertzhagen hat mich auf weit abliegende Gedanken gebracht. Das mag meinetwegen unbegründet sein. Gefreut hat es mich doch, daß ich mich ohne besondere literarische Verführung für die Mitglieder einer mir gänzlich fremden Familie interessieren konnte, die mit der meinigen wohl niemals irgend etwas anderes gemeinsam gehabt hat, außer anderthalb Jahrhunderte lang die Vaterstadt.

Man sagt, wir leben in einer eminent sozialen Epoche. Zu einem sozialen Sinn gehört aber nicht nur, daß man dem Nächsten höheren Lohn, ordentliche Wohnung und einiges Vergnügen gönnt, sondern vor allem auch, daß man an fremder Persönlichkeit Anteil nehme. Und sollte einer mit meinen Äußerungen nicht einverstanden sein, so wollte ich es mir gern gefallen lassen, daß er sie von den Toten auf die Lebenden umdeutete.

Paula Becker-Modersohn:

geb. 1876, gest. 1907. **Briefe und Tagebuchblätter.**

III.

Ich fange an, Paris zu überwinden. Ich finde mich selbst wieder und meine innere Ruhe; habe in der letzten Woche schöne, volle, tiefe Tage gehabt. Die Eindrücke werden einzelner, man rückt ihnen näher und kann sie gesammelt in sich aufnehmen. In den ersten Wochen meines Hierseins jagte ein Eindruck den andern. Sie ängstigten mich in ihrer ungeheuren Zahl. Nun werden es allmählich alte liebe Bekannte, die einen nicht mehr außer Fassung bringen. Ich habe das schöne Gefühl, daß ich tüchtig weiter komme, mich nach einer andern Seite hin strecke und wachse. Das ist ein tiefes, ernstes Glücksgefühl.

* * *

In mir erzittert es,
Ich ging durch die Mondnacht;
Ich saß unter lachenden, fröhlichen Menschen,
Und in mir zittert es.
Leise klingt es
Und singt es,
Summt es,
Tönt es in mir.
Es sehnen sich Pulse, Lippen und Schläfen
Fort in die Einsamkeit.
So lebe ich fühlend
Und ahnend und sehnend,
Bis daß die große Stunde des Glücks
In mir erzittert.

* * *

Sehr amüsant wirkt jetzt die eine Ecke des Jardin du Luxembourg, wo die Studenten hausen. Pärchen neben Pärchen fristen sie da ihre Nachmittage. Und da sie in ungeheuren Scharen auftreten, fühlt jedes sich wieder allein und unbewacht. Da sitzen sie unter den blühenden Kastanien, sagen nicht viel, denken nicht viel, träumen nicht viel, — aber amour! amour! Ich komme aus dem Abendakt. Diese Frühlingsmondscheinnächte sind berauschend. Die ganze Rapinière jauchzt Frühling. Mandoline und Geige klingt, selbst ein Cello läßt sich hören und ein Deutscher singt: „Auch ich war ein Jüngling mit lockigem Haar.“ Dazu leuchten die weißen Kastanienblüten aus dem Nachbargarten und der liebe

Mond. Und vor mir stehen duftende Maiglocken. Und zwischen dieser Pracht freu ich mich auf die Heimat. Hier ist alles so hell, daß ich oft ungeduldig werde. Bei uns ist der Klang tiefer gestimmt, voller, ernster.

Ich bin seit Tagen traurig, tief traurig und ernst. Ich glaube, die Zeit des Zweifels und des Kampfes wird kommen. Ich wußte, daß sie kommen mußte. Ich habe sie erwartet. Mir ist nicht bang davor. Ich weiß, sie wird mich reifen und weiterbringen. Aber mir ist ernst und schwer, ernst und traurig. Ich gehe durch diese große Stadt, ich blicke in tausend, tausend Augen. Ganz selten finde ich da eine Seele. Man winkt sich mit den Augen, grüßt sich, und ein jeder geht weiter seinen einsamen Weg. Dann gibt es andere. Mit denen spricht man viele, viele Worte, man läßt das Bächlein ihres Geredes über sich fließen, hört den Brunnen ihres Gelächters und lacht mit. Und in der Tiefe fließt der Styx tief und langsam, und weiß nichts von Bächlein und Brunnen. Ich bin traurig, und um mich lagern schwere, duftdurchschwängerte Frühlingslüfte.

* * *

Ich war gestern und heute in der Ausstellung; diese Tage bilden einfach eine Epoche in meinem Leben. Alle Nationen sind wundervoll vertreten, aber das Schönste für mich sind die Franzosen.

Der Cottet sagte mir: „Unser Volk ist eines der Dekadenz, aber einige Naturen leben innerhalb dieser Dekadenz unabhängig davon. Und das gestaltet ihre Kunst zu einer völlig eigenen.“ Und er hat recht. Wir kleben in Deutschland zu sehr an der Vergangenheit. Unsere ganze deutsche Kunst steckt zu sehr im Konventionellen. Otto Modersohn, das ist einer, der sich durch den Berg der Konvention hindurchgearbeitet hat. Die andern verstehe ich vielleicht nicht und gebe mir keine Mühe. Denn ein Menschlein, das so im Wachstum begriffen ist, wie ich im Augenblick, das muß zuerst an seine eigenen Arme und Beine denken.

Ich habe ziemlich schwere Wochen hinter mir. Ich habe mich so gequält, da war es mir gestern in der Ausstellung wie eine Erlösung. Ich glaube wieder an die Kunst in ihrer ganzen Größe und auch, daß mein Feuerlein einst ein wenig Wärme geben wird.

* * *

Auf der Akademie malt man fast ohne Farbe. Das A und das O sind die Valeurs, das andre ist alles Nebensache. Jetzt merke ich, wieviel ich da noch lernen muß. Ich dachte, die Valeurs wären meine gute Seite, aber ich bin furchtbar ausgescholten worden. Zwei

Wochen lang wird an einem halblebensgroßen Akt gemalt, das heißt, Licht und Schatten in den rechten Valeurs hingesetzt. Malen darf man das eigentlich nicht nennen. Aber das Formgefühl wird dabei verfeinert.

* * *

..... Überhaupt halte ich mehr von einem freien Menschen, der die Konvention bewußt von sich tut. Ich meine, er muß sie besessen haben und sich in Selbstzucht und Maß geübt haben. Dann kann er sich von ihr abwenden. Redet einer gegen Konvention, der sie nie besessen hat, da denke ich leicht: „Fuchs, die Trauben hängen dir zu hoch!" Mit dem sogenannten Ausleben ist es doch eine wackelige Sache.

Doch weiter von der Ausstellung, wenn auch nur in Splittern. Denn in mir purzelt noch alles durcheinander wie im Kaleidoskop, durch das wir als Kinder schauten.

Cottet hat ein Tryptichon ausgestellt (vom Luxembourg angekauft): Au pays de la mer. In der Mitte, beim Schein einer hängenden Lampe, Frauen und Kinder beim Abendbrot mit traurig wartenden Gesichtern. Durch die Fenstern schimmert blau das Abendmeer. Links ein Stück Boot mit Schiffern auf stürmenden Wellen, rechts der abendliche Strand mit harrenden Frauen und Kindern. Diese Tiefe der Farbe! Dabei ornamentale Größe, gepaart mit zarter, seelischer Auffassung.

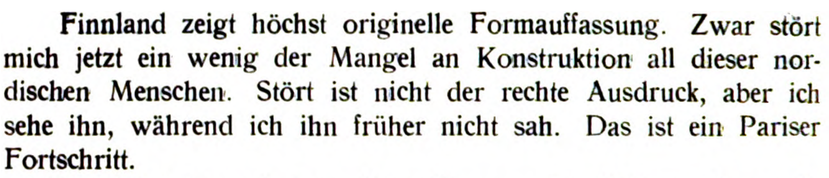
Ein andrer Cottet: Ein Schimmel auf einer Abendwiese. Ein dritter: Drei schwarze Frauen am Strande.

Der Cottet selbst ist ein feiner Kerl: rothaarig, rotbärtig, voller Leben!

Der Lucien Simon hat mir auch imponiert. Der hat ein eigenartig naives, gesundes Formengefühl und Velasquez-Töne in seinem Weiß und Schwarz. In dem Bilde „Männer am Meere" von Jean-Pierer ist eine kleine Ecke, die drückt das aus, worauf ich strebe; eine tiefe, farbige Leuchtkraft in der Dämmerung, farbiges Leuchten im Schatten, Leuchten ohne Sonne, wie im Herbst und Frühling in Worpswede. Blauer Himmel, große, weiße Wolkenballen und keine Sonne.

Wie sehr ich mich auf die Heimat freue! Das, was für mich das Schönste ist: das Tiefe, das Satte in der Farbe, sehe ich nicht. Es ist ein helles, heiteres, graziöses Land.

Innerlich sehr nah treten mir die nordischen Völker, nicht so sehr durch die Art des Ausdrucks, als durch den Geist, aus welchem sie schaffen.



Finnland zeigt höchst originelle Formauffassung. Zwar stört mich jetzt ein wenig der Mangel an Konstruktion all dieser nordischen Menschen. Stört ist nicht der rechte Ausdruck, aber ich sehe ihn, während ich ihn früher nicht sah. Das ist ein Pariser Fortschritt.

Segantini ist vertreten mit großen, ernsten Bildern, ein wenig hart, aber aus tiefer Seele geschaffen. Ach, was ist man glücklich, dies alles schauen zu dürfen! Das Leben ist voll und schön, und ich fühle es wundervoll vor mir liegen.

Da will ich mich gerne schinden und plagen, wenn dann von Zeit zu Zeit meine Seele ein Abendlied singen kann.

Mein Korbstuhl streikt, er will diese sündige Hülle nicht länger tragen, ich sitze nächstens auf der Erde. Überhaupt, was den Komfort des Lebens betrifft, kann ich manch fröhlich Liedlein singen, das lieblicher in der Vergangenheit als in der Gegenwart zu singen ist.

Eine kleine Amsel habe ich aber. Die zwitschert vor meinem Fenster, und ein Gewitter hatte ich auch nach Sommerschwüle, und nun herrscht wieder Frühlingsduft.

Und kleine deutsche Maler haben wir auch, mit denen wir tanzen und rudern und deutsche Volkslieder singen. Und eine ungarische Musikkapelle gibt es mit Walzern!!!! Spottet aller Beschreibung. Sie spielen sogar unsern Worpsweder „Dreifuß“ und „O — Komm Karlineken!“

Zweimal haben wir hier schon nächtlicherweile auf dem Asphaltpflaster getanzt. Die Leute hier tanzen los, wenn's ihnen Spaß macht. Die warten nicht, wie bei uns in Worpswede, bis zum nächsten Schützenfest.

. . . Also das Fest. Es verlief von Anfang bis zu Ende in allgemeiner Glückseligkeit und Stimmung. Der Nachmittag vorher brachte die großen Vorbereitungen. Clara Westhoff und ich fabrizierten in den Festräumen einen Pudding mit „Mandelgeschmack“ und einen mit „Erdbeergeschmack“ und ordneten mit häuslicher Hand das Küchenfestinventar.

Indessen malte die edle Männlichkeit Friese. Im Salon, der ganz mit weißem Papier ausgeschlagen war, entstand ein famoser Centaurenfries. Im Alkoven, wo die verschiedenen Matratzen und Kissen gehäuft waren, ein „Gefilde der Seligen“-Fries. Stühle gab es nicht. An Räumlichkeiten gab es noch einen Empfangssalon und ein Toilettenzimmer mit lebensgroßem Spiegel. Dies der Tummelplatz der großen Fête. Alle Welt kostümiert, alle Welt guter Stimmung, oder vielmehr auf Höhepunktstimmung. Tanz mit Mandoline und Guitarrebegleitung. Künstlich waren aus starkem

Draht zwölf Wandleuchter hergestellt. So prangte der Salon in Kerzenbeleuchtung. Im Alkoven schummrige Lampionstimmung. Als wir am Morgen, nachdem M.'s Kaffeemaschine liebliche Dienste geleistet hatte, die fünf Grundsteinflaschen unserer Bowle zählten, ergab es sich, daß wir nur 1½ Flaschen getrunken hatten. Das andere war alles Jugend und Trunkenheit ohne Wein. Das machte mir Spaß.

Ein Heimweg in unsern Kostümen durch das morgendlich dämmernde Paris. Als ich in mein Kemenatlein kam, war es ganz hell. Draußen ein Rausch von blühenden Akazien, Vogelmorgenstimmen und gurrenden Tauben. Ich legte mich lange nicht schlafen, obgleich ich frei von inneren Beschwerden und Herzaffektionen war.

Nächsten Morgen 8 Uhr Lever. Akademie. Um 12 Uhr Katerfrühstück in den Festräumen bei frohem Schnack.

Und die Hauptsache schreibe ich Euch zum Schluß. Am 10. kommen die Worpsweder: Modersohn und Overbecks. Sie bleiben 10—14 Tage. Und dann fahren wir miteinander heim. Hurrah. Euch allen einen Kuß.

* * *

Nach einem sonnigen Pfingstsonntag-Kirchenbummel, nach etlichem Ungemach wegen mangelhaften Omnibusverkehrs kam ich etwas flügellahm zu Hause an. In solchen Augenblicken hat diese Stadt etwas Furchtbares. Man fühlt sich so machtlos ihr gegenüber. Was sie nicht freiwillig mit überströmenden Händen hergibt, das ist ihr nicht abzuringen.

Im Louvre, der auf längere Zeit wegen Umhängung der Bilder geschlossen war, sind neue Säle eröffnet. Ich gehe wieder trunken durch alle diese Herrlichkeit. Ich bin sehr froh zu bemerken, daß mich dieses halbe Jahr im Verständnis der alten Meister ein gut Stück weiter gebracht hat. Daran messe ich meinen innerlichen Fortschritt.

Der Bildhauer Rodin hat eine Sonderausstellung eröffnet, das große, ernste Lebenswerk eines Sechzigjährigen. Er hat das Leben und den Geist des Lebens mit enormer Kraft gebannt. Für mich ist er nur mit Michelangelo vergleichbar und doch steht er mir in einigen Sachen näher. Daß es solche Menschen auf Erden gibt, das macht es wert, zu leben und zu streben.

Donnerstag abend Tanz bei „Bullier". Kennst Du dies große Tanzlokal des Quartier Latin, lieber Vater? Ein buntes Bild, unglaublich viel zu sehen: Studenten und Künstler, hübsch und lustig in ihren gelungenen Sammetanzügen und Schlapphüten, mit ihren kleinen Mädchen, von denen einige Radfahrhosen anhaben, andere

Seidenroben und andere Sommerblusen. Es sind meistens Couturières und Blanchisseuses. Und dann gibt es eine eitel Kinderfröhlichkeit, und um ½1 Uhr wird das Gas ausgemacht und die Leute gehen nach Haus. Weit in den Morgen hinein erstreckt sich das Caféleben hier überhaupt wenig. Um 2 Uhr ist meist alles geschlossen.

Und Montag kommen die Worpsweder! Das ist die Hauptriesenfreude. Überhaupt: Dort ist allezeit mein Sinn. Ich kann Euch sagen, manchmal dürste ich nach Heimat.

* * *

Worpswede, Juli 1900.

Ich lausche in die dunkle Ecke meiner Kammer,
Wie große, stille Augen schaut es wieder,
Wie große, weiche Hände, die mir den Scheitel streicheln.
Und Segen fließt durch jede Ader meines Seins.
Das ist der Friede, der hier bei mir wohnet.
Zur Seite brennt vertraulich mir die Lampe,
Schnurrt wie im Traum an ihrem Lied des Lebens,
Aus dem Gedämmer schimmern weiße Blumen,
Sie zittern schauernd, denn sie ahnen Zukunft.
Mit leichtem Flügelschlag umkreist
Die Fledermaus mein Lager.
Und meine Seele schaut des Lebens Rätsel,
Zittert und schweigt und schaut.
Und neben meinem Lager surrt die Lampe
Ihr Lebenslied.

* * *

Mir kommen heute beim Malen die Gedanken her und hin. Und ich will sie aufschreiben für meine Lieben. Ich weiß, ich werde nicht sehr lange leben. Aber ist das denn traurig? Ist ein Fest schöner, weil es länger ist? Und mein Leben ist ein Fest, ein kurzes, intensives Fest. Meine Sinneswahrnehmungen werden feiner, als ob ich in den wenigen Jahren, die mir geboten sein werden, alles, alles noch aufnehmen soll.

Mein Geruchssinn ist augenblicklich erstaunlich fein. Fast jeder Atemzug bringt mir eine neue Wahrnehmung von Linden, von reifem Korn, von Heu und Reseden. Und ich sauge alles in mich ein und auf.

Und wenn nun die Liebe mir noch blüht, vor dem ich scheide, und wenn ich drei gute Bilder gemalt habe, dann will ich gerne scheiden, mit Blumen in den Händen und im Haar.

Ich habe jetzt wie in meiner ersten Kinderzeit große Freude am Kränzebinden. Ist es warm, und bin ich matt, dann sitze ich nieder und winde mir einen gelben Kranz, einen blauen und einen von Thymian.

Ich dachte heute an ein Bild von musizierenden Mädchen bei bedecktem Himmel, in grauen und grünen Tönen, die Mädchen weißgrau und bedeckt rot.

Ein Schnitter, im blauen Blusenhemd, der mäht all die Blümelein ab vor meiner Tür. — Ich weiß jetzt zwei andere Bilder, mit dem Tod darauf, ob ich die wohl noch male?

* * *

Und es dauert doch noch lange. Ich bin gesund und stark und lebe. Heil! —

Dr. Karl Hauptmann ist auf eine Woche hier. Er ist eine große, starke, ringende Seele, einer, der schwer wiegt. Ein großer Ernst und ein heiliges Streben nach Wahrheit ist in ihm. Er gibt mir viel zu denken.

Er las aus seinem Tagebuche: Gedankliches und Lyrisches. Deutsch hart im Wortlaut, schwer und unbeweglich, doch groß und tief. Lege die Eitelkeit ab und sei Mensch. Die Eitelkeit setzt Mauern auf zwischen dir und der Natur. Du kommst nicht zu ihr hindurch. Die Kunst leidet dadurch. Vertiefen, von innen nach außen leben, nicht von außen nach innen. Deshalb gegen Paris für mich. — Daneben Rainer Maria Rilke, ein feines, lyrisches Talent, zart und sensitiv, mit kleinen, rührenden Händen. Er las uns seine Gedichte, zart und voller Ahnung. Süß und bleich. Die beiden Männer konnten sich im letzten Grunde nicht verstehen.

* * *

— Mir ist, ich wäre in der Einsamkeit,
Und meine Seele waget kaum zu atmen.
Mit enggeschlossnen Flügeln sitzet sie
Und lauschet großen Auges in das Weltall.
Und über mich kommt eine sanfte Milde,
Und über mich kommt eine große Kraft,
Als ob ich weiße Blumenblätter küssen wollte,
Und neben großen Kriegern große Kämpfe fechten.
— Und ich erwache vor Bewundrung erschauernd:
So klein, du Menschenkind, und doch die Wogen
So riesengroß, die deine Seele schaukeln. —

Emil Waldmann: Römische Kaiserphysiognomien.

Im Eckzimmer des kapitolinischen Museums, oben, im ersten Stock. An den Wänden stehen auf Börten, in zwei Reihen übereinander, die Büsten römischer Cäsaren und ihrer Frauen, aus vier Jahrhunderten: Jünglinge und Männer, Greise und Kinder, Römer, Italiker, Asiaten und Afrikaner. Alles in allem die Versammlung jener Menschen, in deren Händen die größte Macht der Welt vereinigt war, die es je gab, und von der auch Alexander der Große einst nur hatte träumen können.

Der Bedeutendste unter ihnen, Augustus, steht unauffällig in einer Ecke. Ein feiner Kopf mit großen, schönen Augen, scharfen Formen von edlem Bau, mit dünner Haut. Der Blick besonnen, aber gütig, der Ausdruck ein wenig kränklich, nicht ganz so gelassen wie in jener Feldherrnstatue, die sich Livia in ihrem Witwensitz zu Primaporta aufgestellt hatte, nicht ganz so kaiserlich. Aber auch noch nicht so durchaus vergeistigt, wie in dem Londoner Kopf seiner Alterszeit, wo er aussieht wie Friedrich der Große als Greis, unendlich verstehend, ein wenig bekümmert und ein wenig resigniert: der Mann, der in späten Tagen Furcht hatte vor der Größe der eigenen Herrschaft und seinem ungeliebten Erben Tiberius riet, er solle das Reich nicht noch mehr ausdehnen. Man möchte wissen, woher diesem wahrhaft edlen Antlitz das Kummervolle kam, ob durch diese letzte skeptische Erkenntnis des Weisen, oder durch den Gram über die fürchterliche Schande seiner lasterhaften Tochter Julia, die sich in ihrem Wahnwitz nicht scheute, seine Rednertribüne zur Statte ihrer mehr als öffentlichen Buhlerei zu machen. Vielleicht war es auch Schuldbewußtsein — er sagte sich doch, daß er Tiberius unglücklich gemacht hatte dadurch, daß er ihn zur Ehe mit diesem entarteten Geschöpf zwang. Doch das bleiben Rätsel. Das letzte Wort hat Augustus nie gesagt, in keiner Sache.

Tiberius, sein Nachfolger, ein Mensch von andrer Rasse. Ein harter, intelligenter Soldatenkopf mit hohem, breitem Schädel. Äußerlich dem Augustus etwas ähnlich, mit der scharfen Nase und dem energischen Kinn, aber nicht so menschlich, etwas unfrei und ohne Glauben an sich selbst. Stramm, undurchdringlich, sehr leidenschaftlich und verschlossen, wenn auch nicht ganz ohne Güte. Aber doch eine Physiognomie, der man es ansieht, daß diesem Menschen alles um Befehlen und Gehorchen geht, der beides kann, der aber doch in der Einfachheit seiner verbitterten Soldatennatur entsetzlich betrogen und am Ende zum Bösen getrieben wird von Günstlingen und Weibern. Doch der Wahnwitz, der dann, auf Capri, in Todesangst und tolle Mordlust ausartet, ist in seinen

Bildnissen noch nicht sichtbar. Vielmehr bleibt dieser imposante Kaiserkopf der Idealtypus, nach dem für lange Zeit hinaus die Bilder der Cäsaren stilisiert werden.

Neben ihm steht seine Stieftochter Agrippina, das Kind der verhaßten Julia und des merkwürdigen Agrippa. Eine kalte Schönheit, ursprünglich vielleicht mit gewissem herben Reiz oder doch mit dem Reiz kaltnasiger Koketterie. Aber durchaus dem Gesicht sein Gepräge gibt ihr alberner, nackensteifer Hochmut sowie die eisige Herrschgier in den brutalen Augen und den verzogenen Lippen.

Dann kommt Caligula, ihr Sohn. Er sieht seinem Großonkel Tiberius ähnlich, mit dem schönen, hohen Kopf und dem feinen, nicht großen Mund. Der Wahnsinn, der Tiberius nur am Ende seines Lebens heimgesucht hatte, lauert hier schon von Anfang an, auch in den schönen Jugendbildnissen, in der bösen, wüsten Stirn und den kleinen, tief versteckten und wohl tückisch funkelnden Augen. Der bleiche junge Mann mit den eingesunkenen Schläfen muß das Entsetzen Roms gewesen sein, wenn er, wahnwitzig vom Spieltisch auffahrend, heimlich den Befehl gab, einen reichen Mann ermorden zu lassen, um schnell ein paar Millionen zu verdienen; wenn er sich nackt auf Haufen gestohlenen Goldes wälzte oder wenn er seine schöne Schwester Drusilla zur Göttin ausrief, weil er, der Gott, sich mit ihr „vermählt“ hatte. Man will sich schaudernd abwenden von diesem Ungeheuer, dessen einzige wahre Leidenschaft das Massenmetzeln war, und das glücklicherweise vor dem dreißigsten Lebensjahre von der Erde verschwand — da grinst einen sein Nachfolger an, Claudius, ein triefäugiger Narr mit grobem, wackelndem Kopf, widerlich großen Ohren und ekelhaften Lippen, ein öder Fresser und kümmerlicher Weiberheld. An Stelle des Wahnsinns nun der Schwachsinn, als Nachfolger eines tollen Ungeheuers nun der „Dümmste unter den Dummen“. Dies war das Schlimmere. Wenn bei Caligula doch hinter allem und trotz allem noch gewisse bedeutende Züge sind und in den Anfängen doch noch gewisse Leistungen, an die sich Hoffnungen knüpften, hier in diesem rein durch Zufall auf den Thron gekommenen Idioten ist das Deprimierendste verkörpert, was je in der Reihe der Cäsaren auftrat. Noch seine Idealporträte sehen aus wie Karikaturen auf Tiberius, und vor der realistischen, abscheuerregenden Kolossalstatue im Vatikan fragt man sich, ob sich hier der Bildhauer habe schadlos halten wollen für die vielen Idealportrtäts, die er ihm zu Lebzeiten machen mußte — so, wie sich Seneca in der über alle Maßen boshaften „Himmelfahrt des Claudius“ gerächt hat dafür, daß man ihn zwang, ihm die panegyrische Leichenrede zu verfassen. Daß ein Wahnsinniger Menschen umbringen läßt, begreift

man zur Not; aber daß ein Dummkopf fast vierhundert Ritter und Senatoren zur Strecke bringt (ungezählt die vielen gemordeten Frauen), mußte schließlich selbst Seneca erbittern, der ihn dann in eben dieser „Himmelfahrt“ zum rohen Henkersknecht avancieren läßt.

Ihm zur Seite, womöglich noch uninteressanter und plumper, schön frisiert, mit aufgeworfenen, gemein lächelnden Lippen, seine Frau Messalina. „Doch das ist ein weites Feld,“ sagte der alte Fontane in Fällen, wenn etwas nicht der Rede wert war. Lohnender die andere Frau, Agrippina die Jüngere, seine Nichte, die aus ihrer ersten (?) Ehe einen Sohn, den Nero, mitbrachte. Ein schöner großer Kopf mit vollen Formen, ein echter römischer Adelskopf mit feiner, stolzer Nase, herrlichen, weit offenen Augen und großem Munde, zu dem nur die schmal gezogenen Lippen nicht recht passen wollen. Sehr begabt und bedeutend; stark sinnlich und unkeusch auch sie, aber nicht gemein, sondern mit höheren Zielen: Der klare Wille zur Macht. Eine tragische Person, schließlich doch elend untergegangen unter den Knüppelhieben der Mörder, die ihr Sohn Nero ausgeschickt hatte; noch im Sterben schreiend, es könne nicht ihr Sohn gewollt haben; — sie hatte alles für ihn getan und alles geopfert.

Da steht er selber mit seinem riesigen Haupt auf dem mächtigen Cäsarenhalse. Im dämonischen Antlitz, von bacchisch schönen, schlangenartigen Locken umspielt, noch die Züge des wahnsinnig und schamlos verschleuderten Talentes, geniale Nase wie Balzac, dickes, bedeutendes Kinn, scharfe, heftige Linien im ganzen Profil, von der Stirn angefangen in kurzen Stößen herunterfahrend. In den übernatürlich großen Augen und in den Winkeln des üppig schmeckenden Mundes lauert ein böses Lachen. So kann er ausgesehen haben in jener Nacht, als er angesichts des brennenden Roms wie ein irrer, trunkener Mime den Untergang Ilions zur Harfe deklamierte.

Vielleicht ist es ein Zufall, daß hier im Museum dieses entsetzliche Lachen sich gegen eine seiner Frauen richtet, Sabina Poppäa, die er bei Gelegenheit dann mit einem Fußtritt umgebracht hat. Vielleicht ist auch diese Büste überhaupt eine Fälschung aus der Empirezeit. Aber dies Beieinander ist dennoch unendlich vielsagend in seinem Kontrast. Der dämonisch lachende Wüstling, und dieses Königin-Luisen-Gesicht mit dem Madonnenscheitel über dem süßen Profil und den träumerischen Augen, dieses holde Antlitz, das aber durchaus nicht echt war, sondern eine geschickte Maske; die Maske einer kalten, depravierten Schönheit, die sich durch Prüderie teuer macht und doch nichts zu bieten hat als ein wenig Geist, ein wenig Gewandtheit und einen Haufen Unzucht.

Nun kommt ein neues Geschlecht, ein anderer Schlag, die Flavier. Tüchtiger, ohne die großen Verbrecher. Vespasian muß ein kleiner Mann gewesen sein, wahrscheinlich dick und asthmatisch. Ein breiter, voller Kopf mit lebendigem, ewig bewegtem Mienenspiel, Redner mit ausgearbeiteten Zügen, etwas schlemmerhaft, dabei voll von gesundem Menschenverstand. Und der einzige in der ganzen Reihe, der witzig aussieht. Titus, sein Sohn, als Kronprinz liederlich und angesteckt von Neros Künstlerfratze, wirkt nachher etwas düster und rechnerisch, auch wie sein Vater etwas sarkastisch. Domitian gediegen und sehr bürgerlich. Von Frauen sieht man nicht viel. Da ist eine, die vielleicht mit Unrecht Titus Tochter genannt wird, Julia die Jüngere, eine Hofdame mit hoher, künstlicher Lockenfrisur, ein reizendes Köpfchen auf feinem, schmalem, etwas gebogenem Hals, vollen, schönen Lippen und sehr edler Nase. Im Ausdruck ein wenig empfindsam; die könnte einen Salon gehabt haben.

Die Linie der Tüchtigkeit, so in der flavischen Dynastie begonnen, steigt weiter. Nerva, ein verspäteter Republikaner, beugt seinen scharfen Greisenkopf mit der Hakennase und der herausgeschobenen Unterlippe weit vor, spähend, wie Houdons Voltaire, nur ohne Bosheit. Trajan, der Größte seit Augustus, ist das Genie der höchsten, anständigsten Sachlichkeit. Mit der geraden Stirn, der scharfen Nase und dem festen, runden Kinn sieht er mehr wie ein hervorragender Beamter aus als wie der bedeutende, ehrliche, weitblickende Kaiser, der er war. Seine Frau Plotina neben ihm gütig, reizlos und ein wenig leidend.

In Hadrian, von dem vielleicht die meisten Bildnisse überhaupt existieren, tritt die äußerliche Genialität in Erscheinung. Ein interessanter Kosmopolitenkopf, klug, ohne Weisheit, vielseitig, aber ohne Tiefe. Unangenehm die zu spitze Nase und das zu spitze unter einem kurzen Vollbart versteckte Kinn, und trotz allem etwas gewöhnlich. Die Ehe mit Sabina wird kaum sehr glücklich gewesen sein. Sie war schön, in klassisch reinen Linien; doch ohne jeden Charme, so wie kinderlose Frauen leicht werden, und man glaubt ihr eine gereizte Bitterkeit anzusehen.

Um sich ein wenig zu sammeln für die endlose Reihe der Herrscher, die einem noch bevorsteht, tritt man ans Fenster und schaut hinab auf den Kapitolsplatz, Michelangelos herrlichem, aus drei Fassaden und einer wundervollen Treppe aufgebauten Platz. Da reitet im Sonnenlicht, funkelnd in Grün und Gold, auf seinem mächtig drängenden Pferde Marc Aurel, mit ruhig gebietender Gebärde. Von hier oben sieht man seinen Kopf am besten, diesen häßlich gewordenen, aber so unendlich sympathischen Denkerkopf.



Ein Mann der strengsten Pflichterfüllung, bei weitem nicht so bedeutend wie Trajan, nicht einmal so glänzend begabt, wie Hadrian, aber dennoch groß und ehrfurchterregend. (Man denkt an Kaiser Wilhelm den Ersten.) Merkwürdig, wie es zugegangen sein mag, daß er häßlich wurde in diesem Leben voll Arbeit und philosophischer Betrachtung. Als junger Mann war er hübsch, ein heiteres, offenes Kindergesicht unter bezaubernden Locken. Mozart als Knabe mag so ausgesehen haben; nur die weit vorliegenden flachen Augen stören die holde Lieblichkeit. Auch hier wieder, wie immer in der Welt, die schmerzende Erkenntnis, daß das Gleichgewicht der Seele nur unter Schmerz und Verzicht errungen wird, vielleicht auf Kosten persönlichen Glückes. Seine Frau, Faustina die Jüngere, scheint eine ernste, stille Gefährtin gewesen zu sein, geistig bedeutend, schlicht und streng.

Unter den Späteren nur wenige Charakterköpfe. Septimius Severus tut großartig, ist aber unerträglich aufgeblasen. Die schöne Frau, Julia Domna, versteckt ihre wüste Herrschgier unter flacher Schöngeisterei und ruiniert sich ihre Schönheit in schamlosen Lüsten. Ihr Sohn Caracalla, mit dem berühmten wilden Ausdruck in dem auf die Seite geworfenen Antlitz, macht Nero und Alexander den Großen nach und ist doch nur ein brutaler, größenwahnsinnig gewordener Legionär. Das schauspielerhafte Herumwerfen des Kopfes scheint nicht von einem Cäsarenbefehl begleitet, sondern einem knurrenden, scheuchenden Soldatenfluch. Der Wahnsinn wütet weiter in Heliogabalus, der vielleicht doch nicht nur ein untergeschobenes Kind war, sondern am Ende wirklich sein leiblicher Sohn. Dieses Nachtgespenst mit den scheuen, großen Augen und den nach einem nicht einmal zwanzigjährigen Leben voll wüster Ausschweifungen enttäuschten Mundwinkeln sieht in der Tat aus wie das total verrückte Kind eines wahnsinng gewordenen Kriegsknechts.

Doch das sind alles schon längst keine Römer mehr. Seit Septimius Severus herrschen die Asiaten, und nun löst ein Barbar den anderen ab, Angehörige alle der vielen Rassen, die das Imperium vereinigte. Nur ganz selten einmal ein feiner, bedeutender Kopf. Herennius Etruskus, der Erbe eines alten adligen, starken Italikergeschlechtes, und Philippus Arabs, ein edler Afrikaner mit schwermütigen, ernsten Zügen, und Clodius Albinus, ein bekümmerter greiser Gelehrter, sind fast die einzigen erfreulichen Erscheinungen in der großen Reihe dieser Zufalls- und Soldatenkaiser, die auf dem alten Throne der Cäsaren ihr Schattendasein führen und den Untergang nur mühsam aufhalten.

Otto Corbach:
Volksempfinden und auswärtige Politik.

Die Diplomatie und leider auch die öffentliche Meinung in West- und Mitteleuropa hat es völlig verlernt, Volksempfindungen für die Tagespolitik zu berücksichtigen. Man rechnet nur noch mit den vorhandenen Staatsformen, in die die Völker meist wie in Prokustesbetten hineingezwängt sind. Nur so erklärt es sich, warum unsere Diplomaten und die in ihren Fußstapfen wandelnden Zeitungspolitiker immer wieder überrascht werden, wenn plötzlich irgendwo der „status quo" sich ändert, weil Völker oder Volksteile unerträglich gewordene Gewaltrechte brechen, denen sie bisher gehorchten. Die englische auswärtige Politik hat sich früher lange Zeit durch ein sicheres Gefühl und klares Verständnis für die tieferen, unbefriedigten Bedürfnisse fremder Völker, für deren Leiden und Hoffnungen, die innere Verfassung ihrer Regierungen und die Kräfte und Aussichten ihrer Freiheitsbewegungen ausgezeichnet, aber auch sie ist entartet. Es ist nun gewiß kein Zufall, daß die Fähigkeit der englischen Diplomatie, in den aufstrebenden Kreisen anderer Völker Zuneigungen und Vertrauen durch tätige Teilnahme zu gewinnen, in demselben Maße zurückgegangen ist, wie ihre Fühlung mit den Bedürfnissen der bürgerlichen Gesellschaft im eigenen Lande. Vor etwa 90 Jahren hatte Fürst Metternich in Wien einmal Grund, über die Kritik verstimmt zu sein, die im englischen Unterhause an den britisch-österreichischen Beziehungen geübt worden war. Er wandte sich in seinem Ärger an den britischen Geschäftsträger Sir Henry Wellesley; er erwarte, erklärte er ihm, die Londoner Regierung werde sich an die Haltung des Unterhauses nicht kehren. Sir Wellesley berichtete dem damaligen konservativen Minister des Äußern, Canning, diesen Zwischenfall; dieser jedoch antwortete ihm darauf, Fürst Metternich irre, wenn er glaube, die Kritik des Hauses der Gemeinen dürfe von den Ministern überhört werden; die britische auswärtige Politik sei keineswegs eine bloße Angelegenheit des Kabinetts: „Wenn wir unsern Einfluß im Auslande erhalten wollen, so muß er den Quellen unserer Kraft in der Heimat entströmen, und die Quellen unserer Kraft liegen hier im guten Einvernehmen zwischen Volk und Regierung, in der Übereinstimmung zwischen der öffentlichen Meinung und den öffentlichen Beratern, im gegenseitigen Vertrauen und im Zusammenwirken des Hauses der Gemeinen und der Krone. Wenn Fürst Metternich sich selbst glauben gemacht hat, daß das Haus der Gemeinen nur ein Hemmschuh sei, ein Hindernis

für die Bewegungsfreiheit der Ratgeber der Krone, daß die Voreingenommenheit des Parlaments gemildert, sein Eigensinn besänftigt werden dürfe, aber die Haltung der Regierung von seinen Anregungen unabhängig bleiben müsse, daß es, kurz gesagt, gelenkt, aber nicht befragt werden solle —, so ist er im Irrtum. Es ist ein ebenso wichtiger Teil der nationalen Beratung wie der nationalen Autorität, und wehe dem Minister, der sich unterfinge, die Geschäfte dieses Landes nach einem Prinzip zu lenken, das es gestattete, den Lauf seiner auswärtigen Politik gemeinsam mit einer großen verbündeten Macht zu bestimmen, und der sich darauf verließe, daß er deren Absichten verwirklichen könne, indem er ein wenig Sand in die Augen des Unterhauses würfe." Das wurde im Jahre 1823 geschrieben. Heute klingt es auch in England in den Ohren der Machthaber fast wie eine revolutionäre Lehre, wenn einer fordert, das Parlament solle befragt werden, bevor die Minister Bündnisse eingehen oder eine neue Wendung in der auswärtigen Politik. Was unternommen wird, geschieht ohne Wissen des Parlamentes und des Volkes; erst lange nach einer von den Ministern heimlich ausgeführten Amtshandlung erfährt man darüber Näheres, doch nur, um zu hören, daß die Nation für das einstehen müsse, was in ihrem Namen von den Ministern im Dunkeln mit fremden Mächten vereinbart wurde. Das ist alles wie bei uns. Nur bäumt sich in England das Volksempfinden auch im Bürgertum gegen eine solche Autokratie des auswärtigen Amtes immer wieder auf. Nicht nur durch Volksversammlungen, sondern auch durch Beschlüsse von Handelskammern und Stadtverwaltungen.

Nur wer sich durch die glänzende Fassade des britischen Imperiums blenden lassen kann, bezweifelt, daß die britische auswärtige Politik unter Canning wahrhaft stark und groß war, während sie heute schwächlich und kleinlich ist. Es war immer viel Heuchelei dabei, wenn John Bull sich vor aller Welt für den großen Vorkämpfer der Freiheit und der nationalen Unabhängigkeit gab, aber es war früher doch nicht bloß Heuchelei; heute kennen die rückständigsten Völkerschaften nur noch ein „perfides" Albion. In Japan hat man schon lange nur noch für England als vorläufig unentbehrlichen Geldgeber freundschaftliche Gefühle. In China strotzen die Zeitungen gegenwärtig von Wutausbrüchen jungchinesischer Politiker über Englands Quertreibereien in Tibet und sein sonstiges Verhalten. In Indien gährt es gewaltig unter den 60 Millionen mohammedanischer Bevölkerung; man hat an den letzten Schicksalen Marokkos, Persiens und der Türkei erfahren, wie verlassen islamische Völker sind, wenn sie sich auf den Schutz Großbritanniens verlassen. Es ist ein sehr bemerkenswertes

Zeichen der Zeit, daß das englische Kolonialamt für eine sehr wichtige Gruppe von Kronkolonien und Protektoraten im fernen Osten der früheren gesetzlichen Gleichberechtigung zwischen Farbigen und Weißen ein Ende gemacht hat. Im Jahre 1904 bestimmte nämlich das englische Kolonialamt, daß in Hongkong, den Straits Settlements und den verbündeten malaiischen Staaten für alle Untertanen anderer als reiner europäischer Herkunft (auf beiden Seiten) das bisher innegehabte Recht, im politischen oder Verwaltungsdienst Ämter zu bekleiden, aufhöre. Dieser Bruch mit jener alten, weitherzigen Politik, die keine Unterschiede der Rasse vor den Gesetzen gelten ließ, beweist, daß sich auch in englischen Kronkolonien die britische Herrschaft nur noch mit starken, gewaltsamen Mitteln aufrecht erhalten läßt. Man erwäge aber, daß es auf die Dauer unmöglich sein muß, 350 Millionen Farbige von winzigen Minderheiten weißer Beamten mit Gewalt in Schach zu halten.

Im Deutschen Reiche ist seit dem 70er Kriege „Realpolitik" Trumpf. Auch die öffentliche Meinung in der bürgerlichen Gesellschaft fordert von den leitenden Staatsmännern, daß sie als Realpolitiker nur mit Tatsachen rechnen. In diesem Sinne hat z. B. ein Bäumchen als Tatsache neben einem Baum nicht viel zu bedeuten; denn der Baum ist groß und das Bäumchen ist klein. Daß das Bäumchen voraussichtlich ein großer, stattlicher Baum sein wird, wenn der alte Baum morsch geworden ist, das bleibt außer Betracht, das wäre „Zukunftsmusik". So etwas Unreales wie Zukunftsmusik aber überläßt der deutsche Bürger grundsätzlich der Sozialdemokratie, die darum fast alle hinter sich schart, die noch jugendliche Vorstellungskraft, gesunden Idealismus besitzen. Die deutsche Diplomatie hat bisher fast immer nur mit gewordenen, nie mit werdenden Machtelementen zu rechnen verstanden; sie wankte daher stets in der falschen Richtung, sobald eine innerlich morsche, alte, mit einer jungen, noch unbewährten, aber in aller Stille erstarkten Macht in Kampf geriet. Sie mißachtete Japan, so lange es Rußland noch nicht besiegt hatte, sie hatte vom Jungtürkentum so gut wie keine Ahnung, so lange Abdul Hamid am Ruder war, sie verkannte die Kräfte der Balkanslaven vor dem jüngsten Kriege, und trotz all solcher Erfahrungen verwechselt sie noch heute den Zaren und seinen Hof mit Rußland wie es ist und sein wird.

Es gibt starke Staaten, zu denen schwache Völker gehören, und starke Völker, zu denen schwache Staaten gehören. Die Lenker moderner Staaten suchen den Völkern, von denen sie abhängen, einzureden, daß diese sich am sichersten fühlen dürfen, wenn sie möglichst viele Kräfte in Staatswerte, vor allem in Militarismus

umsetzen. Indessen sind die Pioniere des Militarismus nie aus wahrhaft starken, das heißt einer langen Dauer und weiten Verbreitung fähigen Völkern hervorgegangen, sondern immer aus solchen, die, durch räumliche Beengung zu frühzeitiger Hypertrophie des Verstandes genötigt, ihren künstlichen Zeitvorsprung an kultureller Entwickelung gegenüber vordrängenden rückständigeren, aber kraftvolleren und massenhafteren Menschenhorden mit künstlichen Mitteln möglichst lange zu behaupten suchten. Frankreichs Ehrgeiz, den Ruhm aufrecht zu erhalten, den es unter Napoleon als unbewußten Erwecker schlummernder Energien in östlichen, physich stärkeren Völkern erworben hat, ist die Grundursache, warum seine Erneuerungskraft zurückgeht. Dieser Ehrgeiz läßt die französische Nation sich in der Produktion von Sicherheiten erschöpfen. Ohne das Revanchebedürfnis würden die Milliarden französischen Geldes, die dazu dienten und dienen, die Slaven Osteuropas zur Bedrohung Deutschlands zu militarisieren, wohl überwiegend in wirtschaftlichen Unternehmungen angelegt sein. Jeder Militarismus, der aufhört, als ein Mittel der Machtausdehnung einer Nation zu dienen, zehrt als ein fressendes Übel an den Kräften der eigenen Nation. Der Instinkt der Selbsterhaltung in der Hohenzollerndynastie hat bisher die deutsche Politik genötigt, sich vorwiegend auf Gebieten zu betätigen, wo ihr englische oder französische Bestrebungen entgegenarbeiteten. In Westeuropa verliert aber der Militarismus in dem Maße an Bedeutung, wie Handel und Verkehr die wirtschaftlichen Interessen der Nationen miteinander verknüpfen und ineinander verflechten. Darum frißt auch in Deutschland der Militarismus nach innen. Das Anwachsen des Bureaukratismus und die um sich greifende Veramtung des wirtschaftlichen Lebens, sind hauptsächlich auf ihn zurückzuführen. Denn wenn der Militarismus, wie es seine ursprüngliche Bestimmung war, dazu diente, den Spielraum wirtschaftlicher Unternehmungen zu erweitern, anstatt ihn durch unfruchtbaren Konsum zu verengern, so würde es keinen Massenandrang zu den Beamtenlaufbahnen geben, und das Ideal der an und für sich gewiß erstrebenswerten sicheren Versorgung und Pensionsberechtigung würde nimmer private Angestellten- und Arbeiterkreise bei uns überwältigt, mumifiziert haben. „Bureaukratisches Regime bringt unser Volksleben zum Absterben", sagte im Reichstage einmal Reichskanzler von Bethmann Hollweg. Das Endergebnis wäre die völlige Knechtung des Volkes durch seinen eigenen Staat, unfähig, diesen als sein Werkzeug zu handhaben, läßt es ihn schließlich in fremde Hände übergehen und sich durch diese mit ihm ausbeuten. Staaten und Armeen sind künstliche Sicherheitsmittel; für die stärksten Völker sind aber die besten

künstlichen Sicherungsmittel nur Notbehelfe, die auf einen möglichst kleinen Anwendungskreis beschränkt werden müssen; sie können natürliche nie ersetzen, sie sind zu teuer. Darin beruht die unwiderstehliche, friedenstiftende Wirkung des Völkerverkehrs. Es ist billiger, sich zu verständigen, zu verbrüdern, als sich voreinander durch Militarismus zu schützen.

Aus allen diesen Gründen bedeuten die modernen Militärstaaten Eintagsfliegen im Vergleich zu Völkern, die sich mehr auf ihre Erneuerungskraft, ihren Fleiß, ihren Unternehmungsgeist, ihre Intelligenz verlassen, als auf eine politische Machtentfaltung. Die Juden, die seit Jahrtausenden nicht mehr zu den staatenbildenden Völkern gehören, haben schon viele Staaten überdauert, die sie ausrotten wollten. Die Chinesen sind oft von feindlichen Nomadenstämmen unterworfen worden, die über ihnen einen Ausbeutungsstaat errichteten; sie haben doch schließlich immer wieder jede Fremdherrschaft abzuschütteln vermocht und bilden heute den vierten Teil der Menschheit. Es gibt kein polnisches Reich mehr, aber heute mehr als doppelt soviel Polen als zur Zeit der Teilung Polens, und die heutigen Polen breiten sich rasch gerade auf Kosten der Völker aus, deren Staaten einst das polnische Reich unter sich teilten.

Kann es also kluge Politik sein, Beziehungen zwischen Staaten für wichtiger zu halten, als solche zwischen Völkern, oder jene gar allein zu beachten? Die deutsche Diplomatie hat seit dem russisch-japanischen Kriege infolge österreichischer Initiative den Mut gefunden, dem Zarenreiche die Stirn zu bieten, aber sie ist sich dabei doch nur selbst treu geblieben. Sie rechnet wieder nur mit Staaten, nicht mit Völkern. Der russische Staat ist heute schwächer, als vor dem letzten ostasiatischen Kriege, aber das russische Volk ist viel stärker. Rußland ist die am wenigsten entfaltete, aber auch die größte und am wenigsten erschöpfte Macht Europas. Was bei anderen Nationen eine Frage um Sein oder Nichtsein bedeuten würde, das ist für die Russen in der großen Politik nur eine Episode. Ein Russe erzählt, ihm habe, als er vor zwei Jahren auf einem japanischen Dampfer an Tsusima vorüberfuhr, ein gebildeter Japaner sein Mitgefühl für die verlorene Seeschlacht kundzugeben gesucht. „Als ich ihm aber sagte, wir wünschten von Herzen ein zweites Tsusima, da sah er mich mit völligem Unverständnis an. Er hielt mich augenscheinlich für verrückt.“ Der ostasiatische Krieg war nur eine Welle im Meer russischer Geschichte; der einzelne Russe empfindet ihn lediglich als eine starke Anregung für seine Nation, sich ihrer schlummernden Kräfte bewußt zu werden. Er zweifelt deswegen nicht im geringsten daran, daß Rußland einst alle seine Gegner zerschmettern werde. Was bedeutet dagegen

Österreich? Einen starken Staat und ein Gemisch von Völkern ohne starkes Zusammengehörigkeitsbewußtsein. Serbien schließlich ist ein schwacher Staat, zu dem aber ein offenbar verhältnismäßig starkes, opferfähiges, aufstrebendes, zielbewußtes Volk gehört. Wenn wir nun Österreich in serbischen Streitfragen gegen Rußland die Stange halten, so treten wir zum zweiten Male gegen Rußland ausgerechnet in einem Falle auf, wo es in der Pose des Vorkämpfers der Freiheit und Unabhängigkeit eines noch schwachen, aber tüchtigen slavischen Volkes auftritt, das unser Bundesgenosse in der Vergangenheit politisch oder wirtschaftlich zu erdrosseln suchte. Wenn die deutsche Regierung je sich dazu aufgerafft haben würde, auch nur ein Wort des Protestes zu riskieren, wenn das Zarenreich fremde Völker knechtete, wenn sie sich um das Schicksal der Deutschen und der deutschen Kultur in Rußland gekümmert, oder die Vergewaltigung Finnlands als einen Bruch des Völkerrechts gebrandmarkt haben würde, dann hätte sie in Deutschland selbst der Sozialdemokratie imponiert und auch in Rußland hätte sie moralische Eroberungen gemacht.

Kann das Deutschtum hoffen, das Slaventum auf die Dauer mit politischen Machtmitteln in Schach zu halten? Es gibt nur eine Möglichkeit, uns auf alle Fälle für absehbare Zeit die Rolle der führenden Kulturmacht auf dem Festlande zu sichern; die besteht darin, unsere politische Macht entschlossen für die Idee eines europäischen Patriotismus einzusetzen, die langsam in den aufgeklärtesten Köpfen Europas heranreift. Es gibt kein Volk, das mehr unter der Uneinigkeit Europas leiden muß und das mehr durch eine Einigung der Völker dieses Weltteiles zu gewinnen hätte, als das deutsche. Wenn es der politischen Wirksamkeit der uns Regierenden gelänge, bei unsern Nachbarn die Empfindung zu wecken und zu unterhalten, daß unsere militärischen Machtmittel für alle Zukunft nur bestimmt seien, das europäische Wirtschaftsleben vor Störungen bewahren zu helfen, statt es für einseitige deutsche Zwecke selbst zu stören, dann wären die größten Hindernisse für jene Bestrebungen beseitigt, die eine allmähliche zollpolitische Abrüstung zwischen den europäischen Ländern bezwecken, und wenn einmal die Zollschranken beseitigt wären, die den zwischenstaatlichen Handel Europas behindern, so würden sich gerade für das deutsche Wirtschaftsleben bei der Lage Deutschlands glänzende Aussichten eröffnen. Die bisherigen Machthaber in Deutschland mögen oft den besten Willen gehabt haben, eine das europäische Gesamtinteresse fördernde äußere Politik der Versöhnung zu treiben; jedenfalls haben sie dabei so gut wie keinen Erfolg gehabt. Das deutsche Staatswesen ist im Auslande verhaßt. Engländer, Franzosen, die

sämtlichen Südeuropäer, alle unsere Nachbarn, sogar die germanischen Bluts, wie Belgier, Holländer, Schweizer, Skandinavier, von den nichtdeutschen Völkerschaften Österreich-Ungarns gar nicht zu reden, teilen ein starkes Gefühl der Abneigung gegen das politische Deutschland. Der Verdruß hierüber kommt im deutschen Volke dadurch zum Ausdruck, daß es das Interesse am nationalen Prinzip im politischen Leben unter den Gefrierpunkt hat sinken lassen. Verleger und Herausgeber stramm „nationaler“ Blätter wissen ein Lied davon zu singen. So weit heruntergekommen ist bei uns bereits der politische Wert nationaler Gesinnung, daß es der Beifügung von „unabhängig“ bedurfte, um das Ansehen des Wortes „national“ wieder etwas zu heben. Seitdem werden keine bloß nationalen, sondern nur noch „unabhängig-nationale“ Blätter neu herausgegeben. Als ob sich für alles wahrhaft Nationale das Unabhängige nicht von selbst verstünde.

Der deutsch-österreichische Dichter Emil Ertl läßt eine der Gestalten in seinem Roman „Auf der Wegwacht“ die Ansicht äußern, die geschichtliche Mission Österreichs bestehe gerade darin, daß es kein nationaler Staat sei und sein könne: „Das neunzehnte Jahrhundert steht unter dem Banne des nationalen Gedankens. Ich verstehe ihn nicht nur, ich liebe ihn auch, ich selbst hänge mit allen Fasern meines Herzens an meinem Volke. Aber auch der nationale Gedanke bedarf noch der Läuterung. Wie die Religion soll er aufhören ein Schwert zu sein. Gleich einer durch edles Räucherwerk genährten Flamme brenne er im stillen Dämmer des Allerheiligsten! Vielleicht wird die Zukunft es verlernt haben, sich in nationalen Kriegen zu zerfleischen, so wie Religionskriege heute undenkbar geworden sind. Vielleicht wird die Zukunft es verlernt haben, sich in nationalen Rüstungen zu verzehren, und es für einen Frevel halten, die besten Kräfte des Wohlstands den höherstehenden Aufgaben der Gesittung zu entziehen.“ Die habsburgische Monarchie hat bisher wahrlich wenig im Sinne dieses Evangeliums gewirkt, aber was hindert das Deutschtum daran, es zu übernehmen? Es würde sich dadurch besser gegen das Slaventum schützen, als durch den stärksten Militarismus: Wer sein Leben wegwirft, der wird es gewinnen.

Joseph Aug. Lux: Reform der Männertracht.

An sich sind Kleider weder schön noch häßlich, alles kommt auf den Träger an. Auch bei der vielgeschmähten heutigen Männertracht. Man macht ihr den Vorwurf der Nüchternheit — aber, ich bitte, ist das ein Fehler? Man nennt sie farblos und einförmig — und übersieht geflissentlich, daß wir über eine Unzahl von Nüancen und daß wir vom Festkleid bis zum Aviatikerkostüm über einen solchen Reichtum von Formen verfügen, wie kaum eine Epoche der Kleidergeschichte vorher. Man findet sie langweilig und geschmacklos — ihr Herren Reformer! — sollte die Langweile und Geschmacklosigkeit nicht tiefer sitzen — in eurer Brust? Wer sich innerhalb der heutigen Tracht nicht geschmackvoll zu kleiden versteht — wird es in keiner anderen Tracht besser können. Wer den schwarzen Frack mit weißer Krawatte nur langweilig und trauermäßig empfindet, der hat eben noch nicht erkannt, daß in dem unverwüstlichen Akkord von schwarz-weiß die sicherste eleganteste und festlichste Wirkung liegt — die zugleich auf Zurückhaltung beruht. Vorausgesetzt, daß der Frack gut sitzt! Man vergißt aber, daß der einzelne Frack nicht entscheidet — das Gesamtbild entscheidet. Schwarz-weiß als Grundton, eine Musik auf zwei Noten, auf der eich eine nüancenreiche Kantilene erhebt, die schwelgerische, heiter sinnliche, von mitunter phantastischen und bizarren Einfällen strotzende Melodie der farbenfrohen Damentoiletten. Die Instrumentation des Gesellschaftsbildes braucht diese Kontrastwirkung.

Aber die Unentwegten zetern: Ofenröhren an den Beinen und Armen! Indessen — Hosen und Ärmel scheinen nur dann als Ofenröhren, wenn sie schlecht im Schnitt sind und wenn — der häufigste Fall — der Träger solcher Ofenröhren nicht ordentlich gehen kann. Die wenigsten Leute können gehen. Ich meine die Männer — Frauen haben so viel Rhythmus, daß sie sogar zu schweben scheinen — wie selten dagegen ein Mann, der sich zu bewegen versteht, ohne affektiert oder unbeholfen zu sein. Man beobachte doch die Menschen, wenn sie einzeln durch einen großen Saal zu schreiten haben. Am liebsten werden sie es vermeiden und sich an der Wand hindrücken. Und fühlen sich arg geniert, wenn sie durch die Mitte müssen. Mit den Händen weiß man nichts anzufangen, unfehlbar in die Hosentaschen damit. Oder gar kreuzweise über das Gesäß gelegt. Der Gang wird unnatürlich und steif. — Kaum einer von hundert, der wirklich gehen kann. Daran wird die Reform mit Kniehosen und Strümpfen nichts ändern. Das erste, was der gesunde Gassenbubenwitz in der Schule an dem

Professor entdeckt und verspottet, ist häufig die so linkische oder lächerliche Art, mit der so mancher „Menschenbildner“ das Podium besteigt. Leider geht der Gassenbubenwitz, der die Schwäche so rasch entlarvt, den meisten wieder verloren, sie werden wie ihre Vorbilder. Man sage nicht, daß es bloße Äußerlichkeiten seien — alles Äußere hat auch seinen inneren Grund.

Es ist auffallend, daß meistens die Leute, die sich nicht mit Geschmack zu kleiden wissen, am lautesten nach der Reform schreien. Zuerst waren es die Apostel der Professor-Jäger-Normalwäsche, die sich eine Tracht erfunden hatten. Man wird nicht behaupten, daß es sehr geschmackvolle Menschen waren, die vor etwa zwanzig Jahren in dem anormalen Normalkostüm herumliefen. Jetzt hat sich in Berlin wieder eine Gruppe von Männern zusammengeschlossen, die „eine Gesellschaft für Reform der Männertracht“ gegründet hat und durch Herausgabe von Schriften und Heranziehung von Künstlern und Kunstgewerblern Propaganda für ihre Ideen treiben will.

Man erinnert sich, daß schon vor zehn Jahren ähnliche Reformen mit der Frauentracht versucht wurden und daß die weiblichen Reformkleider von damals ebenfalls auf gewisse ethische und ästhetische Grundsätze gestellt waren, die in den Schlagworten von der „wahren Schönheit“ in Verbindung mit der „wahren Zweckmäßigkeit“ heute wieder in der männlichen Bewegung dienen. Die „wahre Schönheit“ der künstlerischen Reform-Frauentracht der Sezessionsjahre offenbarte sich in häßlichen, schlafrockartigen Säcken mit plumper, aufdringlicher Ornamentik, und die „wahre Zweckmäßigkeit“ bestand darin, daß die Stützpunkte des Kleides von den Hüften weg ausschließlich auf die Schultern verlegt wurden, wodurch bei schweren Stoffen den armen Frauen eine äußerst unvorteilhafte und gesundheitswidrige Haltung anerzogen wurde, als ob sie Lasten ziehen müßten; jede klagte über die furchtbare Ermüdung, die schon nach wenigen Stunden infolge des Gewichtes der nur von den Schultern getragenen schweren Kleider eintrat, besonders wenn es Gesellschaftskleider mit Schleppe waren. Nur Kunstprofessoren konnten solche Einfälle haben, die dem organischen und wohl auch psychischen Gesetz der Trachtenentwicklung einfach ins Gesicht schlugen. Die Sache ist an der ihr eigentümlichen „wahren Schönheit“ und „wahren Zweckmäßigkeit“ zugrunde gegangen. Die Dame von Geschmack war nicht zu bewegen, den Reformsack anzuziehen, und die Geschmacklosen, die es taten, sahen deswegen nicht geschmackvoller aus. An einer einzigen Pariser Schneiderin sind sämtliche reformierenden Kunstprofessoren zu Schanden geworden. Die Gattin eines bekannten

deutschen Architekturtheoretikers, die damals in Reformkleidern machte und auf Vortragsreisen mit Kleidermodellen in allen Städten auftauchte, gestand mir nach einem ihrer Vorträge, daß sie selbst die Reformkleider abscheulich fände. „Warum halten Sie dann Vorträge?“ fragte ich erstaunt. „Eigentlich würde ich lieber singen,“ sagte sie, „ich bin nämlich von Haus aus Konzertsängerin.“ Und sie sang noch am selben Abend in demselben Saal und demselben Kreis Cornelius und Mendelsohn und bewies ihre Schulung und ihren Geschmack — als Sängerin. Reformkleider trug sie nur zu Hause, wenn der Photograph kam, der Kunstzeitschriften wegen, die ihr Porträt brachten zu kunstgewerblichen Propagandazwecken, großblumige, biedermeierliche Stoffe im Hauskleiderschnitt — das Großblumige paßte hübsch zu ihrem Gesicht.

Die Sache ist vergangen wie alle „Anregungen“, die mit individueller Geste den Mangel an positivem Können verhüllen sollten — aber der sterile, quäkerhafte Puritanergeist ist geblieben und hat ein neues Operationsfeld erkoren — die Männertracht. In der Tat quäkerhaft ist das Idealkostüm, das als Gesellschaftskleid vorgeschlagen werden soll: Kniehose, ein hemdartiger Rock, hochgeschlossen, mit einem Gürtel um die Mitte, wie ihn die russischen Studenten tragen oder wie ihn die Handwerker des Mittelalters trugen, wie man auf alten Holzschnitten ersehen kann, die ja auch die langen Beinkleider als Arbeitstracht kannten. Solche Blusen und Kittel tragen die Arbeiter in manchen Gewerben übrigens heute noch. Als Arbeitskittel und Straßenanzug soll eine kurze Jacke gelten, die wir von den Oxford Boys her kennen und in einer gewissen Abart bei den Turnern und als Lodenjoppe bei den Jägern antreffen — wie man sieht, eine Reform, die nicht einmal Anspruch auf Originalität hat, weil sie als Uniform gewisser Stände längst in zweckmäßigerer Verwendung vorhanden ist, auch als Dienerlivree, und eine Dürftigkeit aufweist, gegen die unsere angeblich so nüchterne Herrengarderobe üppig und als das Werk einer verschwenderischen Phantasie erscheint. Nun ist gar nicht zu bezweifeln, daß ein gut gewachsener Mensch in der Kniehose vorteilhaft aussehen wird, wie andererseits nicht zu leugnen ist, daß er in langen Beinkleidern ebenso ausgezeichnet wirkt, wofern er es überhaupt versteht, sich elegant zu tragen. Überdies haben wir die Kniehose bereits, sie bildet einen wesentlichen Bestandteil unserer heutigen mannigfachen Sporttracht, die sich aus der Praxis heraus entwickelt hat und von den Herren am grünen Tisch ziemlich mißverständlich auch für die nichtsportlichen Gelegenheiten in Anspruch genommen wird. Bei dem Reichtum an Kleidervariationen wird auch der Einwand hinfällig, daß unsere Tracht seit hundert

Jahren erstarrt sei und keinen Fortschritt mache. Sie macht im Gegenteil sehr große organische Veränderungen durch und ist einem natürlichen Gesetz des Wachstums unterworfen, wie alles, das dem Leben dient und künstlich weder verändert noch durch etwas ganz Anderes, Willkürliches, ersetzt werden kann.

Die Kniehose ist auch aus naheliegenden praktischen Gründen nicht für alle Gelegenheiten das einzig zweckmäßige Kleidungsstück. Wer als Sportmensch die Kniehose getragen hat, empfindet außerhalb des Sportbetriebes die langen Beinkleider, die leichter und angenehmer sind, geradezu als Fortschritt. Dicke Männer mit versulzten Waden sind kein erquicklicher Anblick in Kniehosen und Strümpfen, ebensowenig Dickbäuche mit Spindelbeinen. Vergönnen wir ihnen die Pantalons!

Es kann sich nicht darum handeln, die Vorschläge der Reformer im einzelnen zu widerlegen — es streift ans Absurde, wenn unter anderen ein bekannter Professor — Schnittlauch auf allen Suppen — ganz ernsthaft eine Debatte über die Zweckmäßigkeit des Hosenschlitzes eröffnet und die altmodische Form des Hosenlatzes dringend zur Einführung empfiehlt. Ein Arzt erklärt das Taschentuch als eine unhygienische Einrichtung — er plädiert — nicht etwa für ein reines Taschentuch, sondern — für das Schneuzen mit den beiden Fingern — ohne Taschentuch. Und wieder meint der Professor Suppenschnittel, warum tragen wir nicht als einzige Kopfbedeckung die Kappe? Und warum ist die Kappe nicht aus Leder, dem einzig zweckmäßigen Material? Er meint wohl, weil sie im Sommer so hübsch heiß und schwer und im Winter sehr angenehm kalt ist. Man erkennt aber aus den wenigen Beispielen, die ich hier anführe, daß die „wahre Schönheit“ und die „wahre Zweckmäßigkeit“ auch in der Männertracht unterwegs ist. Es läßt sich heute schon voraussagen, daß es damit so ergehen wird wie mit der Frauen-Reformtracht. Dieselbe Geschichte wie in der Fabel vom Pferd und Kamel. Man wird so lange verbessern und die „Verbesserung“ wieder verbessern, bis man schließlich dort anlangt, wo die zeitgemäße Tracht heute steht.

Nicht daß etwa die heutige Männerkleidung keiner weiteren Entwicklung fähig wäre. Sie ist konservativ und dennoch fortwährenden Wandlungen unterworfen, wobei nicht der Modewechsel gemeint ist. Die Mode ist eine Schneidererfindung, die Tracht ist an die psychischen Voraussetzungen der Gesellschaft und des Volkes gebunden. Sie wird nicht erfunden oder gemacht, weder von einzelnen noch von einem Verein, sondern sie ist entstanden — gewachsen, wie das Schneckenhaus wächst. Und ändert sich erst, wenn sich die innere Verfassung der Allgemeinheit ändert. „Kleider



machen Leute" hat auch den Sinn, daß sich die gesellschaftliche Zugehörigkeit äußerlich durch die Tracht ausdrückt. Der einzelne unterliegt dem Kleiderzwang und hat es nicht in der Hand, willkürlich zu ändern, wenn er nicht der Lächerlichkeit oder der Ächtung verfallen will. Die Sucht aufzufallen, erregt Ärgernis, und es ist immer verdächtig, wenn einer heute im Kostüm des Apostels Johannes oder Tolstois in den Straßen herumgeht oder sich die Haare bis auf die Schultern wachsen läßt. Ich glaube nicht sehr an die Echtheit und innere Bedeutung solcher Menschen, die sich sozusagen die Haare über den Kopf wachsen lassen und in dem Gefühl, daß man ihnen keine Monumente setzen wird, vor sich selber Monument stehen. Die Bekannten reden deswegen von einem solchen „Original" nicht respektvoller und die Fremden sagen kurz und bündig: Der Kerl ist ein Narr! Ich fürchte ähnliches für die Reformtrachtler.

Es soll gar nicht geleugnet werden, daß unsere Herrentracht in manchen Stücken verbesserungsbedürftig ist. — Der steife Halskragen ist wirklich ein Übel. In der Sommertracht hat sich die hübsche Neuerung eingeführt, daß die Kragen der weichen Hemden über den Rock zurückgeschlagen werden und der Hals ganz bloß liegt. — Das ging am Land und auch nur im Sommer, solange es Klima und Wetter erlaubte. Vielleicht kommt von daher einmal eine Besserung für die städtische Tracht, die, wie alle Trachten, die Summe der Erfahrungen und Verbesserungen der Gesamtheit sind. Es ist bisher keinem gelungen, an Stelle des steifen Kragens eine Form zu setzen, die sich bewährt hätte. Wir müssen also trachten, das Beste aus ihm und den Gesellschaftskleidern, die wir haben, zu machen, und wer's nicht glaubt, der sehe sich die Zeichnungen eines Rezniček an, um zu wissen, wie durchaus elegant und ästhetisch befriedigend unsere Tracht sein kann. Wer aber im Frack wie eine Vogelscheuche aussieht, dem kann ich garantieren, daß er in jeder anderen Tracht auch nur eine Vogelscheuche sein wird. Das ist der springende Punkt.

Max Oehler: Soldatenlieder.

Daß die im Liede zum Ausdruck kommenden Empfindungen des Volks Beachtung verdienen, ist anerkannt. Seit der englische Bischof Thomas Percy 1765 in seinen „Resten alter englischer Dichtungen" die erste nationale Volkslieder- und Balladensammlung schuf und damit einen weitreichenden Eindruck erzielte, ist in allen Ländern fleißig gesammelt worden, und gerade in Deutschland haben die b·sten Geister der Volkspoesie, „der Muttersprache des Menschengeschlechts", ihre Aufmerksamkeit gewidmet; es genügt, an Hamann, Herder, Goethe, Heine, Arnim, Brentano, Uhland, Hoffmann v. Fallersleben, R. v. Liliencron, die Gebrüder Grimm zu erinnern. — In der neuesten Zeit, deren bestimmende Tendenzen solchen Bestrebungen wenig förderlich sind, ist zwar mit wissenschaftlichem Ernst, aber, wie es scheint, mit weniger Liebe weitergesammelt worden; immer aber hat sich der Sammeleifer vorwiegend auf die alten Volkslieder beschränkt.

„Sobald ein Volk anfängt, Kunst-Musik zu pflegen, ist es mit seinem Volkslied vorbei" — ein Satz, den man auf allen Gassen hört, der ganz einleuchtend klingt und trotzdem falsch ist. Was weiß und merkt „das Volk" eines Volkes von der Kunst-Musik? — Nichts. Es schert sich den Teufel darum und macht und singt nach wie vor die Lieder, die es versteht: ungeschickt im Ausdruck, plump in der Form, sprunghaft in der Gedankenfolge, inhaltlich bald lyrisch, bald dramatisch bewegt, oft sentimental, manchmal derb, nicht selten von überraschender Zartheit der Empfindung; die Melodien melancholisch oder ausgelassen lustig, auch die traurigen oft mit Widibummvalleras und Juchheirassas dekoriert, — alles genau dem Wesen des Volkes entsprechend und somit recht eigentlich Kunst; sofern nämlich eine Kunst nur dann diesen Namen voll verdient, wenn die Erzeugenden wie die Genießenden zu dem Geschaffenen in einem unmittelbaren Verhältnis stehen; — ein Zustand, von dem unsere „gebildeten" Kreise bekanntlich erheblich weit entfernt sind, wenigstens betreffs der Dichtung und der bildenden Künste, einschließlich der Architektur. Am besten steht es da noch mit der Musik. —

Wo sind denn nun solche Perlen der Volkskunst, wirkliche Volkslieder, heute zu hören? Überall, wo unverbildetes, unverhetztes und unabgehetztes, in den Großstadt-Tingeltangels noch nicht verkommenes Volk lebt, d. h. da, wohin die Leute, die den unaufhaltsamen Niedergang des Volksliedes verkünden, niemals kommen. Vielleicht aber die liebevollste Pflege, und zwar ohne alle Anwendung von Zwangsmitteln seitens der Vorgesetzten, findet das Volkslied im Heer. Soldaten haben zu allen Zeiten gern gesungen, — die Menge der alten Volkslieder, die ausgesprochene Soldatenlieder sind, legt Zeugnis dafür ab. Sie singen auch heute noch gern, auf dem Marsch, im Biwak, beim Putzen, Gewehrreinigen und anderen langweiligen Beschäftigungen. Die allgemeine Wehrpflicht macht das Heer zu einer zentralen Erhaltungs- und Verbreitungsstätte des Volksliedes. Die Mannschaft der jüngeren Jahrgänge lernt die Lieder von den „alten" Leuten und gibt sie an die nächste Generation weiter; in dem Gardekorps strömen Jahr für Jahr Leute aus allen Teilen des Reichs zusammen; in den östlichen, wenig bevölkerten, aber garnisonreichen Provinzen dienen Mannschaften aus den westlichen, dichter bewohnten Gegenden, aus Schleswig-Holstein, Rheinland, Westfalen, Hamburg; die Urlauber, die von den verschiedensten Truppen-

teilen an den Feiertagen in ihrem Heimatdorf oder -Städtchen zusammenkommen, längere Zeit auf Übungsplätze, zur Schießschule, zum Lehrbataillon usw. Kommandierte, — sie alle tragen zur Verbreitung ansprechender, leicht faßlicher Lieder bei. Nur so erklärt es sich, daß eine große Zahl von Liedern Gemeingut des ganzes Heeres ist und bleibt; man hört sie am Rhein, in Thüringen, wie in Ostpreußen und Schlesien. Oft genug erhält man auf die Frage, woher die Leute dieses oder jenes neu aufgetauchte Lied haben, zur Antwort: Das hat der Gefreite N. von Urlaub mitgebracht, oder: Das hat uns Sergeant X. (der von irgendeinem Kommando zurückgekehrt ist) „gelernt“. Vor einigen Jahren hörte ich plötzlich von einer aus Hamburgern, Westfalen und Westpreußen bestehenden Kompagnie oben im Nordosten des Reichs mit Begeisterung ein Loblied auf Tirol singen: „Das schönste in der Welt ist mein Tirolerland mit seinen stolzen Höh'n und seiner Felsen wand“ usw. Ich bin überzeugt, nicht ein einziger von den Sängern wußte, wo Tirol liegt. Nähere Nachforschungen ergaben, daß ein von einer süddeutschen Unteroffizierschule kommender Unteroffizier das Lied hier eingeführt hatte. Mit seiner hübschen, flotten Melodie bürgerte es sich rasch bei fast allen Kompagnien des Regiments ein und wird heute noch gesungen. Wie ein anderes Lied, in dem das Schwabenland eine entscheidende Rolle spielt, und das hier seit Jahren viel gesungen wird, sich nach dem Norden verirrt hat, habe ich nicht ergründen können. Es lautet folgendermaßen:

Auf dieser Welt hab' ich keine Freud',
Ich hab' 'nen Schatz, und der ist weit,
Er ist so weit, so weit, über Berg und Tal,
Daß ich ihn nicht mehr sehen kann.

Und als ich ging über Berg und Tal,
Da sang so schön die Nachtigall,
Sie sang so schön, so schön, sie sang so fein;
Sie sang, ich sollte glücklich sein.

Und als ich kam über Berg und Tal,
Sah ich mein' Schatz auf Schildwach stehn.
Mir sprang das Herz, mir tat's so weh,
Daß ich mein' Schatz auf Schildwach seh.

Und als ich kam in die Vorstadt hinein,
Da schenkt er mir ein Ringelein,
Ein Ringelein an der rechten Hand,
Damit sollt ich ins Schwabenland.

Ins Schwabenland da will ich nicht,
Denn lange Kleider trag ich nicht;
Denn lange Kleider und spitze Schuh,
Die kommen keiner Dienstmagd zu.

Eines Tages hörte ich von vorwiegend aus Hamburg stammenden, erst wenige Wochen dienenden Rekruten, die noch nie zusammen hatten singen können, auf dem Marsch zum Schießstand ein bekanntes Soldatenlied. Sie hätten es zu Hause oft von vorbeimarschierenden Abteilungen gehört, sagten sie. Man kann häufig beobachten, daß die sich bei den Kasernen herumtreibende Vorstadtjugend die in den Abendstunden aus den Kasernenfenstern erschallenden Lieder mit- und nachsingt; — ebenfalls ein wichtiger Verbreitungsfaktor.

Was singen unsere Soldaten nun, wenn man sie singen läßt, was sie wollen? Kürzlich hat man es für nötig erachtet, sich durch Verfügungen des Marschgesangs im Heere anzunehmen und vor allem „Heil dir im Siegerkranz“, „Ich bin ein Preuße“ und „Deutschland, Deutschland über alles“ empfohlen. Man wird damit wenig Glück haben, denn derartige Lieder sind gar nicht beliebt bei den Leuten: bald ist es der Text, bald

Rhythmus und Melodie, was ihrer Empfindungsweise nicht entspricht. Dagegen das Lied von dem Mädchen, das Brombeeren suchen ging und ganz etwas anderes fand:

Es wollt' ein Mädchen früh aufstehn,
Dreiviertel Stund' vor Tag,
Im Wald wollt' sie spazieren gehn,
Ju ja ju spazieren gehn,
Bis daß der Tag anbrach usw.;

oder: Kehr'n wir einst wieder
In unsrer Heimat ein,
Schwarzbraunes Mädel,
Du schenkst uns ein .....

oder: Setzt zusammen die Gewehre,
Legt ab des Tornisters Schwere,
Helm ab! hier ist Rendez-vous.
Laßt uns eins gemütlich singen,
Bald wird Horn und Trommel klingen,
Und vorbei ist's mit der Ruh .....

Das sind Lieder, die gern und freiwillig gesungen werden, die sich jeder rasch aneignet, die nicht eingeübt zu werden brauchen; sie singen sich von selbst, es sind Volkslieder. Es gibt viele Dutzende dieser Art, zuzeiten verschwindet das eine oder das andere auf Jahre hinaus und scheint gänzlich vergessen, da taucht es plötzlich wieder auf.

Wer macht diese Lieder und ihre oft entzückenden Melodien, die so untrennbar von dem Text sind, daß dem Kenner der Lieder immer etwas fehlt, wenn er sie geschrieben sieht, und daß er sie nur singend zu lesen vermag? — Niemand weiß es. Es sind Volks-, es sind Soldatenlieder der alten, echten Art: die alten, vertrauten Gestalten: der Jäger, der Wanderer, der Soldat auf einsamer Wacht oder zu Tode verwundet, der treue Kamerad, das Mädchen, die Jägersfrau, die Frau Wirtin, die Müllerin; die wohlbekannten Szenerien: der Wald mit Hirschen und Rehen und den Vöglein, die so wunderschön singen und unter denen die Frau Nachtigall den ersten Rang behauptet, Wiese und Garten, Blümlein und Bächlein, Berg und Tal, ferne Straßen und blutige Schlachtfelder und die weite, weite Welt; die uralten, ewig jungen Stoffe: Kampf und Tod für Freiheit und Vaterland, Liebe, Treue und Untreue, Abschiedsweh, Verlassenheit und Wiedersehn, Sehnsucht nach der Heimat und der Liebsten, Sterben und Begrabenwerden. Von Gräbern und ihrem Blumenschmuck wird mit Vorliebe gesungen, z. B. in den folgenden hübschen Liedern:

Ist alles dunkel, ist alles trübe,
Dieweil mein Schatz 'nen andern liebt.
Ich hab' geglaubt, sie liebet mich,
Aber nein, aber nein, sie hasset mich.

Was nützet mir ein schöner Garten,
Wenn andre drin spazieren gehn
Und pflücken mir die Blümlein ab,
Daran ich meine Freude hab.

Was nützet mir ein schönes Mädchen,
Wenn andre mit spazieren gehn
Und küssen ihr die Schönheit ab,
An der ich meine Freude hab'.

Ja, dort auf jenem Rasenhügel,
Da baut man mir ein einsam Haus,
Und wenn ich sie nicht lieben darf,
Dann kommen all die schwarzen Brüder
Und legen mich ins kühle Grab.

Die letzten Strophen des anderen Liedes lauten:

Ich muß wandern auf fremden Straßen,
Muß meinen Schatz einem andern lassen.
Die ich hab so treu geliebt,
Hat mich nun so sehr betrübt.

Auf meinem Grab, da könnt ihr's lesen,
Was für ein treuer Schatz gewesen,
Der hier liegt und der hier ruht.
Ach, sein Herz war treu und gut.

Auf mein Grab, da könnt ihr pflanzen
Viel schöne Blumen, schöne Pflanzen,
Auch die eine, die da spricht:
Leb wohl, leb wohl, vergiß mein nicht.

Doch nicht immer überläßt man sich der Trübsal, sondern gefällt sich in Trotz und Hohn:

Sie sagt', ich sollt' sie nehmen,
Sobald der Sommer kommt.
Der Sommer ist gekommen,
Ich hab' sie nicht genommen;
Scher dich weg von mir, scher dich weg von mir,
Scher dich weg von meiner Tür.*)

oder: Deine Schönheit reizt mich nimmer,
Denn es gibt ja viele Frauenzimmer,
Die viel schöner sind wie du,
Die viel schöner sind wie du.

Es wäre nun wunderbar, wenn im Heer mit seiner Ununterbrochenheit der Entwicklung, seiner hohen Bewertung der Überlieferung, seinem steten Anknüpfen an das Gewesene, — wenn in dieser Sammel- und Bewahrungsstätte des Volksliedes sich neben den neueren nicht noch Reste der alten Lieder erhalten hätten. Und in der Tat bringt das Durchblättern jeder beliebigen Sammlung alter Volkslieder den Beweis, daß es so ist. Ich greife die deutschen Volkslieder „Von Rosen ein Krentzelein" (K. R. Langewiesche) heraus und stelle hier einige der alten Texte und ihrer neueren Varianten zusammen. Es handelt sich bei den letzteren nur um solche, die ich selbst in den letzten Jahren von Soldaten habe singen hören. Da ist zunächst das alte Lied „Marlbruck". Der Herausgeber der genannten Sammlung sagt darüber: „Das Lied verdankte seine Entstehung dem Gerücht, daß Marlborough in der Schlacht bei Malplaquet 1709 gefallen sei . . . Seine Verbreitung in Deutschland bezeugen frühzeitig fliegende Blätter:

Alte Fassung:

Marlbruck zog aus zum Kriege,
Weiß nicht, kommt er zurück.

Er kommt auf Ostern wieder,
Längst Trinitatis noch.

Trinité ist nun vorüber,
Marlbruck kam nicht zurück.

Madame stieg in die Höhe,
So hoch sie steigen kann,

Sah ihren Pagen kommen,
Wie traurig kam er her.

„Ach Page, lieber Page,
Was bringst du Neues mit?"

„Das Neue, das ich bringe,
Macht schöne Augen naß.

Leg ab die rosigen Kleider
Und deinen Blumenschmuck.

*) Die weite Verbreitung des Liedes, dem diese Strophe entnommen ist, und das zu den beliebtesten Soldatenliedern gehört, wird dadurch bezeugt, daß Tetzner in seinem Buch „Die Slawen in Deutschland" (Braunschweig 1902) es unter den Hochzeitsliedern der Polaben anführt. Auch zwei andere ausgesprochene und bekannte Soldatenlieder nennt er unter den Liedern der Kuren.

Dein Marlbruck ist gestorben,
Tot und begraben schon.

Ich sah'n zu Grabe tragen,
Vier Offiziers trugen ihn.

Der eine trug den Harnisch,
Der andre seinen Schild.

Sein großes Schwert ein dritter,
Der vierte, der trug nichts.

Um seines Grabes Hügel
Ist Rosmarin gepflanzt.

Auf seinem höchsten Zweige
Schlug eine Nachtigall."

usw.

Neue Variante:

Ein Fähnrich zog zum Kriege,
Widibummvallera, juchheirassa!
Ein Fähnrich zog zum Kriege,
Wer weiß, kehrt er zurück,
Wer weiß, kehrt er zurück?*)

Er liebt' ein schwarzbraunes Mädchen,
Die war so wunderschön.

Sie ging zum hohen Berge
Und schaute nach ihm aus.

Sie sah einen Fähnrich kommen,
Von Blut war er so rot.

„Ach Fähnrich, lieber Fähnrich,
Was bringst du Neues mir?"

„Die Neuheit, die ich bringe,
Macht dir die Äuglein rot.

Dein Fähnrich ist erschossen,
Ist tot und lebt nicht mehr.

Ich hab' ihn sehn begraben
Von vielen Offiziers.

Der erste trug sein'n Küraß,
Der zweite sein Gewehr,

Der dritte seinen Degen,
Der vierte seinen Hut.

Über sein Grab wurde geschossen
Mit Pulver ohne Blei.

Da droben auf jenem Hügel,
Da singt die Nachtigall."

In dem sehr alten Lied von der schwarzbraunen Hexe, die von dem wilden Jäger zu Tode gehetzt wird, heißt es am Schluß:

Es wuchsen drei Lilien auf ihrem Grab,
Es kam ein Reiter, wollt's brechen ab.
„Ach Reiter, laß die Lilien stan!
Es soll sie ein jung frischer Jäger han!"

Dasselbe Motiv behandelt ein von den Soldaten viel gesungenes Lied:

Drei Lilien, drei Lilien,
Die pflanzt' ich auf mein Grab;
Da kam ein stolzer Reiter
Und pflückt sie ab.

Ach Reitersmann, ach Reitersmann,
Laß doch die Lilien stehn;
Die soll ja mein Feinsliebchen
Noch einmal sehn.

Und sterbe ich noch heute,
So bin ich morgen tot,
Dann begraben mich die Leute
Ums Morgenrot.

Ums Morgenrot, ums Morgenrot
Will ich begraben sein,
Da bin ich bei meinem Feinsliebchen
So ganz allein.

Auch das zuerst 1560 in Augsburg gedruckte Lied vom Gretlein, das von ihrem Liebsten von des Vaters Hof geführt wird, lebt noch heute unter den Soldaten:

*) Ich gebe die erste Strophe mit allen Wiederholungen, wie sie die einfache, im Marschrhythmus etwas eintönig dahinfließende Melodie verlangt.

Alte Fassung:

— — — — — — — — — — — — —
Da nahm er's bei den Händen,
Bei ihrer schneeweißen Hand,
Er führt' es an ein Ende,
Da er ein Wirtshaus fand.

„Nun Wirtin, liebe Wirtin,
Schaut aus um kühlen Wein;
Die Kleider dieses Gretlein
Müssen verschlemmet sein."

Die Gret' hub an zu weinen.
— — — — — — — — — — — —

„Ach Gretlein, liebstes Gretlein,
Warum weinest du so sehr?
Reuet dich dein freier Mut
Oder reuet dich dein' Ehr'?"

„Es reut mich nicht mein freier Mut,
Dazu auch nicht meine Ehr',
Es reuen mich meine Kleider,
Die werden mir nimmermehr."

„Ach Gretlein, liebstes Gretlein,
Nun laß dein Weinen sein,
Gehst du mit einem Kindlein klein,
Ich will der Vater sein."
usw.

Neue Variante:

Ich ging einmal spazieren
In einem grünen Wald,
Da begegnet' mir ein Mädchen
Von den Jahren achtzehn alt.

Ich nahm das Mädchen bei der Hand
Und führt' sie in den grünen Wald,
In dem Walde, ja im Walde,
In dem Wald in ein Wirtshaus rein.

„Frau Wirtin, schenken Sie mal ein
Für dieses Mädchen Bier oder Wein,
Denn sie hat ja Sammet und Seide
Und das muß versoffen sein."

Und als das Mädchen das vernahm,
Da fing sie sehr zu weinen an,
Ja sie weinte, ja sie weinte,
Ja sie weinte bitterlich.

„Lieb Mädchen, warum weinest du?
Weinst du um deinen stolzen Mut?
Oder weinst um deine Ehre,
Die du längst verloren hast?"

„Ich weine nicht um meinen Mut,
Auch nicht um meines Vaters Gut,
Doch ich hab' hier was verloren,
Und das finde ich nicht mehr."

„Hast du etwas verloren? —
Einen Sohn hast du geboren,
Darum weinest du, darum weinest du,
Darum weinest du so sehr!"

Ich dreht' mich um und lacht' sie aus
Und such' mir eine andre aus.
„Ohne dich, ja ja, ohne dich, ja ja,
Ohne dich kann ich schon sein!"

Das Zwiegespräch: „Weinst du um deinen stolzen Mut,
Oder weinst um deines Vaters Gut,
Oder weinst um deine Ehre?" usw.

kommt so oder ähnlich sehr häufig in den alten Liedern vor. Ich finde es in der genannten Sammlung noch in „Ulrich und Ännchen", „Stolz Sieburg" und „Das Mädchen und der Reiter". Das letztere hat — wenigstens mit den ersten Strophen — den Grundstock zu einem noch jetzt verbreiteten Soldatenlied abgegeben:

Alte Fassung:

Es ritt ein Reiter zum Berg hinauf.
Was sah er auf der Straße stehn?
Ein junges Mädchen, und das war schön.

Er red't mit ihr, er sprach zu ihr:
„Willst du nach meinem Willen tun?
Auf gruniger Heide zu jagen?"

„Nach eurem Willen tu' ich nicht,
Auf gruniger Heide jag' ich nicht,
Ich will eine Jungfrau bleiben.

Ich bin ein Mädchen von achtzehn Jahr
Und trage ein Kränzlein im schwarzbraunen Haar,
Die Rosen will ich brechen."

Und als sie die erste Rose brach,
Da rannen ihr die Tränen 'rab,
Da fing sie an zu weinen.

„Und weinst du vielleicht über Geld und Gut?„

— — — — — — — — — — — — — —

usw.

— — — — — — — — — — — — — —

„Ich weine um meine Ehre.

Ich weine um meinen Rosenkranz,
Der liegt zu Straßburg auf der Schanz,
Den darf ich nicht mehr tragen."

Neue Variante:

Es wollt' ein Jäger jagen
Dreiviertelstund' vor Tagen
Wohl in dem grünen Wald.

Da begegnet' ihm auf der Heide
Ein Mädchen im weißen Kleide,
Die wollt' er haben zur Eh'.

Er tät' das Mädchen wohl fragen,
Ob sie ihm helfen wollt' jagen
Ein Hirschlein oder ein Reh.

„Dir jagen helfen, das tu' ich nicht,
Das ist der Mädchen Arbeit nicht,
Du bist ein schlechter Jägersmann!"

Das tat den Jäger verdrießen,
Er wollte das Mädchen erschießen
Wohl um das einzige Wort.

Das Mädchen fiel ihm zu Füßen,
Er sollte sie doch nicht erschießen
Nur um das einzige Wort.

Er tät sich gleich wieder bedenken,
Er wollte das Leben ihr schenken
Um ihre süße Lieb'.

„Das Kränzlein sollst du bald tragen,
Ein schneeweißes Häublein und Kragen.
Und wirst meine Jägersfrau."

Das traurige Lied vom jungen Grafen, dessen Liebste ins Kloster geht und dem darüber das Herz bricht, läßt sich bis ins 15. Jahrhundert zurückverfolgen; es wird in veränderter Fassung überall im deutschen Heer viel gesungen. Das Urteil Herders über die mir nicht bekannte alte Melodie: „traurig und rührend; an Einfalt beinahe ein Kirchengesang", paßt durchaus auf die jetzige, die also im wesentlichen wohl unverändert geblieben ist. Die neue Fassung lautet:

Es welken alle Blätter,
Sie fallen alle ab,
So muß ich mein'n Schatz verlassen,
Den ich geliebet hab'.

Ins Kloster wollt' sie gehen,
Wollt' werden eine Nonn',
So muß ich die Welt durchreisen,
Bis daß ich zu ihr komm'.

Am Kloster angekommen,
Ganz leise klopft' ich an:
„Gebt heraus die jüngste Nonne,
Die zuletzt ins Kloster kam!"

„Ist eine 'reingekommen,
So kommt auch keine 'raus.
Und wer drin ist, muß drin bleiben
Im dunklen Nonnenhaus."

Da kam sie an die Pforte,
Schneeweiß war wohl ihr Kleid,
Und ihr Haar war abgeschnitten,
Zur Nonn' war sie bereit.

Was trug sie in dem Körbchen?
Zwei Flaschen roten Wein.
„So leb' wohl, mein Herzallerliebster,
Das soll dein Abschied sein."

Drauf hat er noch getrunken
Die zwei Flaschen roten Wein,
Und nach dreimal dreißig Stunden,
Starb er zu Köln am Rhein.

Alte Fassung (letzte Strophen):

Und da sie vor's Kloster kamen,
Wohl vor das hohe Tor,
Fragt' er nach der jüngsten Nonne,
Die in dem Kloster war.

Das Nönnlein kam gegangen
In einem schneeweißen Kleid,
Ihr Härl war abgeschnitten,
Ihr roter Mund war bleich.

Der Knab', er setzt' sich nieder,
Er saß auf einem Stein,
Er weint' die hellen Tränen,
Brach ihm sein Herz entzwei.

Man muß es bedauern, daß bei einigen Liedern die neuere Fassung eine gröbere, unkultiviertere Form zeigt als die alte.

* * *

In der Tagesliteratur tauchen hier und da Notizen auf, die das lebhafte Interesse weiter Kreise für die Volksdichtung bekunden. Es erstreckt sich häufig gerade auf Soldatenlieder im engeren Sinne, so das schon seit Mitte des vorigen Jahrhunderts bekannte Reservistenlied:

Was blinkt so freundlich in der Ferne?
Es ist das liebe Vaterhaus.
Wir sind Soldaten, sind es gerne,
Doch jetzt ist unsre Dienstzeit aus.
Drum, Brüder, stoßt die Gläser an,
Es lebe der Reservemann.
Wer treu gedient hat seine Zeit,
Dem sei ein volles Glas geweiht.
usw.

oder die alte „Rewelge“ (auch in der Sammlung „Von Rosen ein Krentzelein“), deren Anfangsstrophe der Stamm eines neuen Textes geworden ist:

Des Morgens zwischen dreien und vieren,
Da müssen wir Soldaten marschieren
Das Gäßlein auf und ab,
Feinsliebchen schaut herab.

oder die merkwürdige, bei den Soldaten sehr beliebte Umformung des wackeren „Ich hatt' einen Kameraden,“ die jeder Strophe folgenden Refrain angehängt hat:

Gloria! Viktoria!
Mit Herz und Hand
Fürs Vaterland!
Die Vöglein im Walde,
Die sangen so schön;
In der Heimat, in der Heimat,
Da gibt's ein Wiedersehn!

Es wäre zu wünschen, daß das offenbar vorhandene Interesse für den Volksgesang sich auch **betätigte**. Es ist eine so kleine Mühe, derartige Lieder aufzuschreiben; freilich muß durchaus auch die **Melodie** festgehalten werden: mit dem Text hat man das Volkslied erst halb. In jeder Provinz gibt es heute Vereine und Gesellschaften für Volkskunde, Landesgeschichte usw. und zahlreiche andere Sammelstellen, die für jeden Beitrag aus privaten Kreisen dankbar sind. Warum will unsere Zeit, der das Sammeln doch so außerordentlich erleichtert ist, sich von späteren Ge-

schlechtern vorwerfen lassen, sie habe vor lauter Eifer für das Alte bemerkenswerte Erzeugnisse der Gegenwart vernachlässigt, warum soll ihnen die Entdeckung vorbehalten bleiben, daß es auch um 1900 herum ein lebendiges Volkslied gegeben habe? — Pfarrer, Lehrer, Offiziere, Gutsbesitzer, Fabrik-Leiter — alle, die mit dem Volk noch in wirklich enge, tägliche Berührung kommen, sollten sich verpflichtet fühlen, mitzuhelfen, daß nicht Wertvolles unbeachtet am Wege liegen bleibe. Es singt und dichtet nach wie vor im deutschen Volk; es kommt nur darauf an, daß man zu hören versteht.

* * *

Wenn von Soldatenliedern die Rede ist, muß ich stets eines unvergeßlichen Erlebnisses mit dem Dichter gedenken, der den einzigartigen Volkston quellfrischer Ursprünglichkeit wie wenige zu treffen wußte, Detlev v. Liliencron. Wir hatten eines Abends in Weimar scharf pokuliert und endigten in später Stunde in einem Kaffeehaus. Das Gespräch kam auf Soldatenlieder und plötzlich stand der damals, wenn ich nicht irre, 64jährige Dichter auf und sang, begeistert wie ein Fähnrich und unbekümmert um die spärlich umhersitzenden Gäste mit halblauter Stimme:

Ein Schifflein sah ich fahren,
Kapitän und Leutenant;
Darinnen waren geladen
Zwei brave Kompagnien Soldaten,
Kapitän, Leutenant,
Fähnrich, Sergeant,
Nimm das Mädel, nimm das Mädel bei der Hand, vallera!
Kameraden, Soldaten,'
Nimm das Mädel, nimm das Mädel bei der Hand.

Wenige Wochen später erhielt ich aus Alt-Rahlstedt bei Hamburg folgenden, das warme Interesse des Dichters bekundenden Brief: „Recht vielen Dank für die gütige Übersendung der Soldaten-(Volks-)Lieder, die mich sehr interessiert haben. Die eine Strophe*)

Horch, „das Ganze“ wird geblasen!
Hahn in Ruh! — den grünen Rasen
Deckt manch tapfrer Kriegersmann.
Beim Appell wird mancher schweigen,
Und die blinden Rotten**) zeigen,
Daß der Feind auch schießen kann.

habe ich mir abgeschrieben.

Der Refrain des herrlichen, wahrscheinlich uralten Soldatenliedes: „Ein Schifflein sah ich fahren“ heißt: Kamerade, Soldate; das n fehlt hier. Wahrscheinlich stammt es aus Süddeutschland. In alten gedruckten Volks- und Soldatenliedern steht es immer ohne n.

. . . .

Ihr
sehr ergebener Kamerad
Liliencron.“

*) Aus dem oben erwähnten Lied: „Setzt zusammen die Gewehre.“

**) „Rotte“ heißen zwei hintereinander stehende Leute in der Kompagnie; „blind“ ist eine Rotte, bei der der eine Mann fehlt.

Politische Rundschau.

Die Welt ist wieder einmal aus den Angeln gegangen. Das Geschiebe der Mächte gegeneinander lockert das Gefüge alter Verbindungen und bringt neue in die Erscheinung. Der Anstoß ist durch die tatsächlich eingetretenen Machtveränderungen gegeben, wie sie der unerwartete Zusammenbruch der Türkei zur Folge hat. Im Niederbruch der Türkei kündigen sich die ersten Anzeichen der großen, westwärts gerichteten Bewegung des Slaventums an. Hat die Größe des Russentums immer darin bestanden, unerschüttert zu bleiben, trotzdem es politisch oder militärisch so oft in seiner Geschichte niedergeworfen wurde, so zeigen die Völker des Balkans eine Energie und Aktivität, die man dem Slaventum glaubte absprechen zu können.

Unsere Militärs aber können mehr aus diesen Ereignissen lernen, als Strategie und Technik, und zwar, daß es möglich ist, in der Spanne Zeit von 1879 bis 1912, also in einigen dreißig Jahren, eine moderne Armee aus dem nichts zu schaffen, wenn ein kriegerisches Volkstum bewußt in den Dienst der Durchsetzung seines Willens sich stellt. Die gänzliche Enttäuschung, welche die türkische Armee ihren deutschen Lehrherren bereitet hat, zeigt, daß alle Instruktion nur einen militärischen Scheinorganismus ins Leben ruft, wenn dahinter ein sieches, leidendes Volkstum steht, und daß daran auch durch die physische Eignung des „Soldatenmaterials“ gar nichts geändert wird.

Wie nach Clausewitz der Krieg die Fortsetzung der Politik mit Mitteln der Gewalt ist, so ist die Armee nur das Werkzeug, die Rüstung, die eine Nation anlegt, um ihren letzten Willen durchzusetzen.

Der Militär, der nichts als Soldat sein will, und der Pazifizist glauben das nicht, sie sehen beide in der Armee eine künstliche Gewaltorganisation, die man sich schaffen kann oder die man abschaffen kann. Der Exerzierplatzsoldat und der Pazifizist aber sind die gefährlichsten Elemente im politischen Leben der Nationen.

Der Zusammenbruch Preußens im Jahre 1806 ist das größte Beispiel dafür, wohin ein Volk 50 Jahre nach einer Heroenära größten Stils kommen kann, wenn der humanitäre Geist die kriegerische Opferfähigkeit, die allein den Soldaten macht, zersetzt hat und deshalb die formale soldatische Ausbildung zu einem taktischen Künstlertum ausgebildet ist.

Das sollten unsere Verantwortlichen, die leider so oft ganz unverantwortlich handeln und sind, in erster Linie prüfen, ob in unserer Armee nicht wiederum ein Friedenssoldatentum zur Ausbildung gelangt ist, ob nicht die z. B. symptomatische Einführung friderizianischer Paradegriffe bei der am schwersten von solchem Geist betroffenen Garde nicht nur wertvolle, bei zweijähriger Dienstzeit unentbehrliche Ausbildungszeit wegnimmt, sondern auch den Geist moderner Fechtweise zerstört.

Das ist keine Pflege der Tradition: gewiß, die Helden von Mollwitz, Hohenfriedberg, Kolin, Prag und Leuthen, die im taktmäßigen Marschschritt in den Feind avancierten, sie haben exerziert „wie die Puppen“, nicht aber, um als Exerzierkünstler Vorstellungen zu geben, sondern um die Unvollkommenheit ihres Gewehrs zum Ausgleich zu bringen, die „Griffe“ dienten dazu, die vier Schuß in der Minute beim Avancieren „im währenden Chargieren“, für dessen Geschwindigkeit die Preußen berühmt waren, herauszubringen.

Der alte Fritz hätte große Augen gemacht, hätte ihm jemand „rekommandieren“ wollen, zur Pflege der Tradition seiner Infanterie etwa die Exerziergriffe aus der Zeit des alten Derfflinger beizubringen — er hätte es aber beim Augenmachen nicht bewenden lassen.



Meide auch den bösen Schein, ist ein sehr wahres Wort. Wenn heute die Franzosen hoffen, uns in dem kommenden Kriege zu schlagen, so gründet sich diese Hoffnung darauf, daß sie glauben, die deutsche Armee sei durch ihr Friedenssoldatentum ruiniert. Droht uns diese Gefahr, so muß sie freilich laut ausgerufen werden, das ist armselige Philisterpolitik geborener Geheimratsseelen, daß man nicht das Vertrauen in die Heeresleitung erschüttern dürfte. Das ist Chinesenpolitik, Gift für ein Volk der allgemeinen Wehrpflicht, aber dieser vormärzliche Geist, dem alles Frühjahrsbrausen des Geistes von 1813 so ganz fremd ist, sitzt tief als Erbteil der bureaukratischen Zeit im Deutschen. Die Gerichte darf man nicht kritisieren, denn das erschüttert das Vertrauen in unsere Rechtspflege, den Kaiser darf man nicht kritisieren, denn das erschüttert das monarchische Gefühl; — die Regierung schwebt ja bekanntlich zu dem Zweck, um jeder Kritik entzogen zu sein, über den Parteien im lichten Blau und kann deshalb nicht „erschüttert" werden, so daß einem nichts mehr übrig bleibt, als selbst erschüttert diesem Geist gegenüberzustehen.

Nun können wir aber in Rechtspflege, Verwaltung und Regierung mit noch so langsamer innerpolitischer Arbeit bestehende Fehler beseitigen, in militärischen Fragen aber können wir Mängel unseres Heerwesens mit unserer nationalen Existenz büßen müssen. Da ist laute Kritik nicht nur erlaubt, sondern notwendig und für das Heer selbst das Beste. Wie oft hat man nicht in früheren Jahren seine liebe Not damit gehabt, den lieben Nachbarn davon zu überzeugen, daß, wenn an der Bemannung, an der Panzerung, der artilleristischen Bestückung der englischen Flotte jenseits des Kanals laute und unentwegte Kritik geübt wurde, das nicht das Eingeständnis ihrer Minderwertigkeit wäre, sondern daß dort eine politisch durchgeschulte Nation mit eifersüchtiger Sorge darüber wachte, daß die Waffe der äußeren Politik Englands nicht stumpf würde.

So und nicht anders müssen bei uns die patriotischen Organisationen, nicht zuletzt der Wehrverein, wirken, der nicht dafür erforderlich ist, um uns eine heute doch sichere Majorität des Reichstages für etwaige Militärforderungen der Regierung zu gewinnen, sondern um die öffentliche Aufmerksamkeit auf diese Lebensfrage der Nation hinzulenken, sich bei selbstzufriedenen Erklärungen vor- oder nachgeordneter Stellen nicht zu beruhigen, sondern sich zu überzeugen, ob an allen Enden das Nötige geschieht.

Das nennt man öffentliche Meinung in England, nicht die Meinung der Vielzuvielen, die unsere Presse machen.

Dürfen wir aber ohne Sorge sein, wenn unser erster Kavallerist v. Bernhardi aller Welt im Tag verkündet, daß unsere Kavallerie grundsätzlich keine kriegsgeschichtlichen Studien triebe und ihre Offiziere sich mit Pferdedressur und der Tätigkeit des Reitlehrers zufrieden gäben, können wir ruhig zusehen, wenn wir feststellen, daß für die Kavallerie äußerlich alles geschieht, dagegen die heute so unendlich viel wichtigere Artillerie aus einer Animosität heraus, die auch für eine sehr komische „Tradition" erklärt wird, in ihrer Bespannung, Organisation und dem Avancement ihrer Offiziere in höhere Stellen zurückgesetzt wird, so daß ein höherer Offizier einmal vertraulich äußerte, ein Artillerist kann nur vorwärts kommen, wenn er auf seine eigene Waffe schimpft, dann beweist er nämlich, daß er ein eminent praktischer Soldat ist. Ist die Überalterung unseres Offizierkorps, die Zurücksetzung des bürgerlichen Elements, die nur Lakaien und solche, die es besser geworden wären, leugnen können, nicht eine weitere Gefahr?

Besteht bei uns nicht eine herkömmliche Inversion des Begriffs „kriegsmäßig", wenn alle unbequemen Neuerungen zunächst einmal als unkriegs-

mäßig abgelehnt werden: so war es beim Fußgefecht der Kavallerie, dem Rohrrücklauf und den Schutzschilden bei der Artillerie (wo wir es 1896 fertig brachten, ein gänzlich veraltetes, nachher mit Riesenkosten umgeändertes Geschütz einzuführen), und nicht zuletzt beim Luftschiffwesen.

Gewiß haben auch alle anderen Armeen ohne Ausnahme ihre traditionellen Fehler, und gewiß vertrauen wir, daß im Ernstfall die Güte unseres Soldaten- und Offiziermaterials und der lebendige Geist kraftvoller Tüchtigkeit der deutschen Nation alles durchholen wird, weil im Kriege die Spreu von dem Weizen sehr schnell sich scheidet, aber einen förmlichen Kultus mit unseren Einseitigkeiten brauchen wir doch nicht zu treiben. Alles Improvisieren im Ernstfall aber ist heute schwieriger geworden, bei der gesteigerten Technik ist es teilweise ganz ausgeschlossen.

Die Jahrhundertfeier von 1813 können wir auf diesem Gebiet vortrefflich im „Geist und in der Wahrheit“ tätig begehen.

In der äußeren Politik hat unsere Regierung schon wieder „Erfolge“, und das ist nach den Erfahrungen der letzten Jahrzehnte ein nicht bedenkenfreies Symptom. Herr v. Jagow, dem unsere äußeren Geschicke anvertraut sind, hat ein Kräutlein Rührmichnichtan in seinem Gärtlein gezogen, die deutsch-englische Verständigung, und hat einen rechtzeitig noch umredigierten Bericht über das plötzliche Aufblühen dieser Wunderblume veröffentlicht.

Tirpitz hat dann dieselbe hoffnungsvolle Aussicht eröffnet, daß wir uns mit einem Flottenverhältnis 10 : 16 England gegenüber begnügen wollten — und England, ja England hat sich noch nicht erklärt, aber der Prinz von Wales, Gott sei Dank der junge und nicht Viktorias biederer Sohn, wird uns bei den Manövern besuchen! Altengland erwartet, daß jedermann in Deutschland seine Pflicht tue.

Zunächst dürften diese Freudenbotschaften doch auf ihren realen Gehalt zurückzuführen sein, der kein anderer ist als der, daß Deutschland England gegenüber den Verzicht auf eine Rivalität zur See ausspricht. Das kann sehr gut, sehr erfolgversprechend für die Zukunft sein, aber eins ist es nicht, nämlich ein Erfolg, denn das Vergnügen hätten wir uns schon früher jederzeit leisten können. Wir erkennen dadurch an, daß England uns durch die Triple-Entente mattgesetzt hat, und es ist sehr die Frage, ob es nicht richtiger war, in der trotzigen Haltung des eingekreisten Bären zu verharren, bis der unnatürliche Bund England—Rußland—Frankreich zerbrach. Fraglich ist ferner, ob es gut war und ob darin nicht lediglich eine Fortsetzung des mit Recht in deutschen Landen so unbeliebt gewordenen Zickzackkurses liegt, daß man das so laut gepriesene Einverständnis mit Rußland wieder preisgab, dessen Feindschaft sich auf den Hals zog, ohne auch nur die geringste faktische Gegenleistung Englands zu erlangen.

Das sind Fragen, die nicht im bejahenden oder verneinenden Sinn hier entschieden werden können und sollen, denn die Verschiebung hat sich eben, wie am Eingang gesagt, außerhalb dieser Bündnisse durch das elementare Ereignis des Zusammenbruchs der Türkei vollzogen. Wer wie Schultze-Gävernitz es in seinem Vortrage in Bremen in sehr geistreicher Weise getan hat, unsere äußere Politik nur im Gegensatz zu England sieht, muß es als Erfolg buchen, daß Verhältnisse eingetreten sind, durch die fraglos ein gemeinsames Bedürfnis geschaffen ist, dem Vordringen des von Rußland geführten Slaventums ein Paroli zu bieten.

Realpolitisch ist die Situation aber doch die, daß mit dem Niederbruch der Türkei ein Gegengewicht unserer Auslandspolitik gegen Rußland ausgefallen ist, daß Rußland mit seinen Hilfsvölkern Österreich flankierend um-

faßt und wir bei unserem Angewiesensein auf Österreich diese Gefahr eines über den Balkan führenden Vormarsches Rußlands als so groß und drängend erkennen müssen, daß wir die Front dorthin nehmen müssen und uns die Auseinandersetzung mit England nicht mehr leisten können. Dabei kommt uns allerdings zustatten, daß England den russischen Vormarsch kaum weniger ernst ansehen muß als wir: es ist wieder vor die wirklichen Probleme seiner Politik gestellt und muß, wie hier stets betont worden ist, den starken Arm Deutschlands gewinnen, als der einzigen Macht, die im Bunde mit Österreich Rußland in Schach zu halten vermag.

Es ist ein bitterer Entschluß, wenn wir, um nicht überall ausgeschaltet zu werden, wieder der Soldat Englands auf dem Kontinent nicht immer rühmlichen Andenkens werden sollen. Wäre eine Lösung unserer Schwierigkeiten durch Vereinbarung mit Rußland nicht leichter zu haben gewesen, wird Rußland jetzt nicht bei der Regelung der Balkanherrschaft eine Österreich und damit uns an Macht und Ansehen schädigende Politik weiter treiben? Sollte bei der neusten Wendung unserer Politik nicht das einfache Bedürfnis mitgespielt haben, aus der Isolierung herauszukommen?

Jedenfalls bringt uns die neueste Entwicklung wieder der Gefahr eines Krieges mit Rußland und Frankreich näher, den Frankreich neuerdings direkt sucht. Das peinigende Gefühl will sich nicht von unserer Seele lösen, daß wir unser Geschick wieder aus der Hand Englands empfangen. Wir haben unsere ganze türkisch-muhammedanische Politik liquidiert, ohne einen Pfennig aus der Masse zu erhalten, und das Lied von der deutschen Treue hat in den Ohren der muhammedanischen Welt einen bösen Nachklang bekommen, wer hätte den offenen Brief Enver Beys ohne Herzbeklemmung lesen können. Mußten wir denn, um durchaus dabei zu sein, auch unter der Note der Note der Mächte stehen, durch die den Türken der Rat gegeben wurde, Adrianopel aufzugeben, so daß dann Konstantinopel einem späteren Angriff offen liegt?

Wenn sich heute der Blick rückwärts wendet auf die versäumte Gelegenheit Preußens von 1805, so sicherte sich Preußen damals durch Opfer an Prestige den Frieden, während sein Gebiet durch innerdeutschen und polnischen Erwerb geradezu ungeheuerlich anschwoll. Die Kreuzzeitung belehrt uns, daß jener Frieden ein erbärmlicher, der heutige ein ehrenvoller sei — jedenfalls wurde er damals und heute durch ein Verzicht auf die Durchsetzung erkennbarer Ziele der äußeren Politik erreicht.

Wir sehen eine unfruchtbare Politik, die sich in immer stärkere Rüstungen hüllt. Hatte aber Goethe recht, der gesagt hat, daß kein Staat auf die Dauer einen nur auf die Defensive gerichteten Zustand ertragen könne, so fragt man sich, was soll dieses immer stärkere Anhäufen materieller Mittel des Krieges, wenn nicht der Wille dahinter steht, sie einzusetzen. Wieder beschleicht eine Sorge das Herz bes Patrioten, daß eine entschlußlose Regierung den nationalen Willen ablenken will auf neue Wehrforderungen, alle die gute Opferfreudigkeit unseres Volkes in Anspruch nehmen will, um sich neue Werkzeuge in die Hand legen zu lassen, die totes Kapital sind, wenn dadurch nur ein vollkommenerer Zustand des bewaffneten Friedens herbeigeführt wird.

In solchen Zeiten bedarf man mehr als je des aus der geschichtlichen Entwicklung geschöpften Vertrauens, daß auch die großen Staatsmänner nur Vollstrecker des immanenten Stromes des nationalen Willens sind, der, wenn er aus unversiegbaren Quellen strömt, seinen Weg gehen muß, und wenn ihn das Stauwerk des Kleinmutes verlangsamt und das Blachfeld der Entschluß-

losigkeit in anscheinend planlosen Windungen dahinführt, schließlich zieht er mächtig und unaufhaltsam und zielsicher seine Straße.

Das Jahr 1813 ist das größte geschichtliche Beispiel, wie der nationale Wille fast ohne Leib, ohne militärische Organisation, ohne alle materiellen Mittel gegen den Schaukelgang einer kopflosen Regierung seinen Weg sich gebahnt hat durch alle vornehme und minder vornehme Erbärmlichkeit zum Stoß in das Herz seines Vergewaltigers. Ob unser Volk solcher Leistung heute fähig ist, das liest sich nicht an den Stimmzetteln der staatserhaltenden Parteien ab, das kann auch mit aus dem Zorn einer revolutionären Bewegung geboren werden, wenn sie nur echt war. Die Geschichte fließt stets aus unterirdischen Quellen, die man nicht als politischer Moses aus den Steinen schlagen kann, die aber die hellhörigen Kinder des Glückes zur rechten Zeit erlauschen. Keine laute Feier darf uns im Jahre 1913 vereinen, aber eine stille der inneren Einkehr, der Sammlung zum Entschluß — zur rechtzeitigen Tat.

Bremensis.

Curt Stoermer: Paula Becker-Modersohn.

Fast sechs Jahre vergingen seit ihrem Tode, seit jenen Tagen, da die Werke der Lebenden noch dem allgemeinen Mißverständnis der Öffentlichkeit begegneten. Inzwischen hat sich gezeigt, daß die Aversion der Leute damals sogar ihr Gutes gehabt hat. Sie begünstigte das Wachsen einer Stille, in der sich eine Gruppe von Menschen fand, die das Wesen der Toten und ihre Kunst in sich entstehen ließen, einer Stille in ihrem Angedenken. Indem diese Nachfühlenden all ihre Werke als Dokumente eines wesentlichen Menschen erkannten und ihrem Werdegange folgten, erkannten sie als dessen Tendenz ein unbegrenztes Stilbewußtsein, alle gleichzeitigen und späteren Probleme umfassend, typisch für die ganze Entwicklung der neuen Malerei.

Da diese Schlußfolgerung durch die letzten Ausstellungen, in denen neue deutsche Malerei zur Geltung kam, nur gefestigt wurde, entschloß man sich, noch einmal mit einer umfassenden Sammlung von Werken Paula Modersohns vor die Gemeinde hinzutreten. Man hatte eine freundlichere Umgebung gewählt, als sie die gewöhnlichen Kunstausstellungen bieten können. Die Ausstellung findet im Folkwang-Museum in Hagen i. W. statt, jetzt im Februar 1913.

Paula Modersohn war einige Jahre Schülerin von Mackensen. Man fühlt diese Schule noch längere Zeit hindurch. Auch eine Beeinflussung Otto Modersohns scheint anfänglich stark. Doch waren das Einflüsse, die zu ihr gehörten gemäß Rasse und Charakter. In ihnen lag ein gefügiger Zusammenhang, dessen Umkreis noch weiter reicht über Leibl und die nordischen Realisten der Literatur. Indessen diese erste natürliche Bestätigung ihres nationalen Bewußtseins führte sie nicht weiter. Zuviel Schweres fand sie im eigenen Bereich. Paula Modersohn verlangte aus dieser Schwere hinaus, die ja allzuoft äußerlich und kleinlich ist. In Paris fand sie den Gegenpol, zwischen beiden Polen läuft fortab ihre Entwicklung. Sie erlebte das un-



eingeschränkte Temperament der Franzosen, genoß ihre Art leichter ästhetischer Lebensäußerung, ihre innere elastische Initiative den Dingen gegenüber. Sie kehrte nach Worpswede zurück. Es entstanden gewisse Studien, die uns zu ihrer Erkenntnis ganz besonders wichtig sind: Kinder, Tiere, Köpfe, Landschaften, auf den ersten Blick eine Chronik beseligter Augenblicke, die sie erlebte und darstellte. Doch eben bei diesem Dargestellten werden die meisten ihrer Bewunderer stehen bleiben, obwohl die dargestellten Dinge verlangen, über sich selbst hinaus betrachtet zu werden, so wie ihre Schöpferin sie gedacht hat: über sich selbst, über ihre Gegenständlichkeit hinaus bedeutungsvoll als Teile einer neuen Monumentalkunst. — Das Monumentale, Freskoartige kündigt sich schon äußerlich an in der Farbe und der Sicherheit des Aufbaues. Man mache die Probe und denke sich so eine Studie mechanisch vergrößert und in eine Wand eingelassen. Hätten wir nicht ein Fresko, jenes Fresko, das als heilsamer Gegensatz zu der in Deutschland grassierenden äußerlich „dekorativen“ und ästhetizistischen Richtung wahrlich anbetungswürdig sein würde?

Drei Dinge sind heute im Gegensatz zu früheren Stilperioden unmöglich zu vereinbaren: „dekorative“ Malerei und Monumentalkunst. Alles schlechte und unreife Künstlertum verwendet gallische Einflüsse ins „Dekorative“. Paula Modersohns Kunst ist eine Monumentalkunst.

Das innerlich Monumentale an ihr ist die Ursprünglichkeit des Erlebens. Darum erinnert uns die Art, wie sie einen Schimmel, ein Kind, einen Baum malt, indem sie den einfachsten Eindruck solch eines Objektes gibt, so oft an Künstler früherer Stilperioden, die Giotto, die primitiven Florentiner und Franzosen, an jene Zeiten, da Menschen noch ihr Erleben schlicht und deutlich bildmäßig gestalteten. Es ist bezeichnend, daß den Bildern Paula Modersohns jede leidenschaftliche, aktive Geste fehlt. In ihren Porträts, Figuren und Landschaften ist der Inhalt stets negativ, gewissermaßen selbstlos.

Aus dieser Fähigkeit, die Natur in edelster Simplizität zu schauen, erklärt sich dem psychischen Analytiker ihre Vorliebe für die Geste des Mütterlichen, ihre Bevorzugung des fast konkret Weiblichen. Es gibt eine Anzahl solcher Zeugnisse ihres Schaffens, die eben von dieser besonderen Innigkeit ausgehen. Da sind Mütter mit Kindern, da sind vor allem all die Säuglinge in Kissen, Wiegen und Kinderwagen, ist der liegende Akt mit dem Kinde; ein besonders monumentaler und überzeugender Ausdruck der innigen Intention. Die nackte Frau liegt in hockender Stellung auf einer weißen Fläche, eng an ihrer Seite das Kind, oben ist der Raum durch eine bleigraue Fläche abgeschlossen. Schon der Vorwurf ist außerordentlich suggestiv, doch die Monumentalität des Werkes liegt nicht hier, sondern in der Art, wie dieser Gegenstand gemalt ist. Alle Luft, alle räumliche Vorstellung ist ausgestaltet. Die Darstellung des Stoffes ist eine rein plastische. Das Gegenständliche realisiert sich in einem Ausdruck, der absolut Form ist, Modulation der Flächen. Das gewaltig Plastische, die starke Synthese des formlichen Erlebnisses schufen diese Objektivität und diese Erfüllung aus dem Detail. Hier hat die Künstlerin ein zukünftiges Malproblem vorgeahnt, ja mehr noch: gelöst! Ihre Stilleben zeigen besonders deutlich, wie bewußt sie vorging, Luft und Perspektive durch rein malerische, koloristische Werte umzugestalten. Aus der kleinsten Fläche fühlt man die Monumentalität eines Bildbaus und eine innere Struktur der Farbe. Es gehört zu Paula Modersohns Besonderheit, auf der kleinsten Wand monumental wirken zu können.

Ihre Farbe hat schon recht früh bestimmte Werte. In den Studien ist es zunächst ein goldwarmer Zusammenklang in Braun, Grau und Rot. Es sind meist Kinder auf Moordämmen zwischen Birken, vollbelichtete Gesichter gegen ein Stück Himmel, die sie so intensiv farbig und goldig malt. Zum zweiten sind es grau-silberne Stimmungen, meist Dämmerungen mit irgendwelchen Tieren, besonders einige Stilleben mit kalten, metallenen, gläsernen Dingen, wie das Stilleben mit dem venezianischen Spiegel (im Besitze des Herrn Dr. Kurt Becker), welches wohl das Vollendetste dieser Art ist.

Es liegt bei der farbigen Wiedergabe von Erlebnissen stets eine feine Gesetzmäßigkeit darin, daß ihr an reellen Verschiedenheiten in der Natur nichts gelegen ist. Paula Modersohn malte nie sonnige oder dunkle Stimmung, Tag oder Dämmerung, sondern es war immer ihre mystische Empfindung, die das Material der Farbe beansprucht. So malte sie Gold oder Silber, so gab sie warm, grau oder kalt.

Später wird diese Gesetzmäßigkeit bewußt und gesteigert, breitet sich über größere Flächen. Der gelbe Kinderakt zwischen Blumenvasen ist typisch für diese Entwicklung. Bedingt wird hier die Farbe durch die strenge Schlichtheit des Aufbaus. Die Leuchtkraft ist fast dramatisch in das Gelb gehoben, darauf liegen die Hände, braun modelliert. Der Hintergrund ist ein intensives Grau-Blau. Alles scheinbar Bizarre in der Aneinanderreihung der Formen, etwa des Kindes zwischen den Vasen und Blumen, ist nichts anderes, als das Eigenartige, wahrhaftige Erlebnisse einer einsamen Natur, deren Freude bei Kindern und Blumen war. Das Sinnlich-Naive ihrer Art, Malerisches zu erleben, scheint uns dennoch ein innerstes Charakteristikum des Künstlertums in dieser Frau.

Eines ihrer letzten Werke ist die Allegorie mit den beiden seitlichen Genien. Das Bild blieb unvollendet. Eine leidenschaftslose, naive Ruhe liegt in der Tendenz der Gestalten. Das Ganze ist rein bildmäßig aufgebaut und wirkt, dem heutigen Ornamentalstil entgegen, höchst architektonisch mit der inneren Vollendung eines griechischen Reliefs. Es ist Fragment geblieben, so wie das Gesamtwerk Paula Modersohns im Verhältnis zu den immensen Ausblicken, die es dem aufbauenden Geiste gewährt, Fragment blieb. Es ist zweifelhaft, ob sich die Öffentlichkeit damit zufrieden geben wird. Wir wissen nicht, ob man reif genug sein wird, diese Form eines Wachsens, das eminent fruchtbar und ausdrucksvoll war, zu verstehen. Es ist fraglich, ob viele sein werden, die zur Würdigung der so gehaltvollen Unausgeglichenheit dieses Werkes genügend eigene Abgeklärtheit und gereifte Aufnahmefähigkeit besitzen. Denn nur vollständige innere Reife wird dem Wachstum ganz gerecht.

Wahrscheinlich wird die Zeit kommen, da auch die Öffentlichkeit erkennt. Und dieses Erkennen wird voraussetzen, daß man inzwischen über ein zielloses Beschauen von Einzelheiten hinausgekommen. Schließlich wird man rein von sich selber dahin gelangen, wo jene Künstlerin endgültig steht. Man wird finden, daß bei ihr eine monumentale Malerei angesetzt hat, die nur durch ein reines, ursprüngliches Talent möglich wurde. Schließlich werden auch die Historiker erkennen, daß Paula Modersohn die einzigste war, die uns zwei Schulen in einer hohen stilistischen Form übersetzt hat: deutscher Realismus und französischer Impressionismus sind in ihrem Werke zusammengeschlossen zur Monumentalkunst.*)

*) Soeben erschien ein Katalog von Werken Paula Modersohns. Er enthält 6 Abbildungen nach Gemälden, darunter ein Selbstporträt. (Horen-Verlag, Worpswede.)

Wilhelm Hausenstein:
Neues in der Münchener Kunst.

Die Bremer Kunsthalle hat unlängst eine Mappe ausgezeichneter Radierungen des Münchner Malers Franz Reinhardt angekauft. Sie sind Beispiele des Künstlerischen an sich: notwendige und selbstverständliche Spiele einer Hand, die sich im Notwendigen und Selbstverständlichen bewegt wie die eines Kindes.

Reinhardt ist eine der wenigen verheißungsvollen Persönlichkeiten im Nachwuchs der Münchner Kunst. Er war von Haus aus Handwerker: Gehilfe eines Dekorationsmalers. In seiner Lage gab es für ihn keine intellektuellen Wege zur Kunst. Wie viele werden Kunstmaler, weil zufällig ihr Milieu von Kunstgeschichte, Ästhetik und allerhand reflektierender Kunstkultur erfüllt ist. Nicht immer werden diese sozusagen gebildeten Künstler bedeutend. Reinhardt hatte keinen andern Weg zur Kunst als den, der ihm von einem — wenn man so sagen soll — drängenden animalischen Instinkten nach Vergeistigung seines Handwerks geboten wurde. Er fühlte, es müsse höher gehen. Und so verließ er seine Heimat — er stammt aus dem Braunschweigischen — und kam mit jenem schönen, naiven, begeisterten Aberglauben nach München, der die Kunststadt München trägt. Hier arbeitete er als Schüler Stucks und als wohlgelittener Schüler des prachtvollen alten Wilhelm von Diez. Sein Brot verdiente er als ein rechter Geselle des Münchener Malerproletariats, als Knecht eines jener zahllosen anonymen Künstlerschicksale: er mußte eine Unmenge subalterner Arbeiten tun und aus der Welt seiner inbrünstigen Begeisterungen nicht selten zurückkehren, um an adlige Karossen Wappen mit dem Lineal und mit jenem Pinsel zu malen, den er mit seiner breiten Fougue am meisten haßt: mit dem spitzen.

Wenn man in sein Atelier kommt, ist der Eindruck zunächst etwa so, wie in einer barocken Landschaft. Da ist absolut nichts, was verbindlich aussieht. Da sind Bilder, die jedes ein Stück besinnungsloser, tiergewaltiger Naturkraft bedeuten. Aber in ihrem Zusammenrauschen sind sie dann wieder eine starke, geistige Kunstlogik. Hunderte von Skizzen und Bildern. Fast alle ohne Modell gemalt. Schichtungen von erregten Fleischmassen, maßlose Konture, heftige Motive wie Simson. Er malt mit besonderer Leidenschaft Simson: nicht gerade aus biblischen Stimmungen, sondern unter dem Zwang einer genialischen Brutalität. Da und dort in den feineren, differenzierteren und ruhigeren Formeln, die man von Porträts mit Recht fordert, ein kräftiges Bildnis, das die Modellrealität zugleich mit nachformendem Können und mit selbständigem Malerwillen meistert.

Hat der Künstler in der Weißglut seiner Phantasie mehrere Tage gearbeitet, dann setzt er sich wohl zur Ruhe hin und macht beim Lampenlicht in der Laune eines Exzedenten Dutzende gepeitschter Federzeichnungen. Äußerungen eines unglaublichen Temperaments, das in aller Not der Welt vergißt und sich höchst unkaufmännisch in sich selber verzehrt, weil es muß. Oder er gönnt sich einen guten Vormittag und radiert. Von seinem Atelier aus sah man lange in das Chaos der hohen Neubauten im nördlichsten Schwabing. Da saß er und radierte mit einer Nähnadel seiner Frau in die blanke Kupferplatte direkt nach der Natur eine köstliche Baugerüstszene. Er hat nie radieren gelernt. Aber er beherrscht die Technik so instinktiv, daß

er ohne weiteres an die gefährlichste Manier, an die der Kaltnadelradierung, herantreten konnte.

Um die Jahreswende erschien von Reinhardt ein Buch mit Zeichnungen Simsons.*) Links der klassisch robuste Text Luthers — eine Sprache, der gerade Reinhardt sich wahlverwandt fühlen muß; rechts die Zeichnungen — wilde Gebärden einer schöpferisch wühlenden, schlagenden, aufrichtenden, ausbreitenden Hand, die zugleich die gebundenen Reize des dekorativ Schönen, der Arabeske, der notwendigen Proportionierung von Schwarz und Weiß haben, Dinge, die bei ihrer anpackenden Ursprünglichkeit, in ihrem zuckenden Aufspringen, in der physischen Heftigkeit ihrer Reflexbewegungen, in der tollen Verve der Handschrift nicht selten auch die beruhigende Wohltat einer einfach vollendeten Geistigkeit, einer fertigen Abstraktion haben. Hier sind in einem neuen Illustrationsstil Ansprüche, die an das Erbe eines Daumier, eines Delacroix anknüpfen wollen und das Temperament dazu haben, wenn sie auch von der lateinischen Ausgeglichenheit, die selbst dem radikalsten Franzosen eignet, weit entfernt sein mögen. Aber bei Reinhardt hat selbst das Wüste den Wert der Schönheit.

Unter den jungen Münchener Malern, die wahrlich nicht allzuhäufig Neues und Starkes versprechen, ist Reinhardt eine der Kräfte, die sich selber die stärkste Bürgschaft für eine wachsende Zukunft enthalten. Er wird zu den Bedeutenden zählen — wofern ihm die Welt die Entwicklung nicht erstickt. In München werden immerzu Malertragödien gelebt. Bei Reinhardt wäre es ungewöhnlich erbitternd, wenn die Welt Echtes, das sich in der Einsamkeit trotzig entwickelt, über dem Gefälligen und Gangbaren vergäße.

Hugo Kloß: Konjunktur oder Krisis?

Geldknappheit — der Ausdruck gehört zu den Wörtern unseres Sprachschatzes, von denen dieser, wenn es nach den Wünschen der Mehrheit ginge, schleunigst gereinigt werden müßte. Wohl keine Melodie klingt dem Ohre, wenn der Ultimo naht, weniger angenehm, als die vom „Beutel schlaff und leer“, während sich die Seele in der Tat in den Himmel zu schwingen scheint, „sobald das Geld im Kasten klingt“.

Ungefähr die gleiche Wirkung, die eine mehr oder weniger große Fülle im Portemonnaie bei dem einzelnen hervorzurufen pflegt, übt sie auch auf das Leben der Gesamtheit aus. Auch hier gibt es Zeiten, in denen Geld so reichlich vorhanden ist, daß es in der Tat auf der Straße zu liegen scheint. Ein solcher Goldregen wirkt immer außerordentlich befruchtend auf das Wirtschaftsleben. Da blühen überall die Geschäfte; die Industrie ist mit Aufträgen überhäuft, so daß sie allen Anforderungen, die an sie gestellt werden, kaum gerecht werden kann; Neugründungen schießen wie Pilze nach dem Regen aus dem Boden, und alles glaubt ewig zu atmen im rosigen Licht. — Das ist dann der Wonnemond der Hochkonjunktur, die einzige Atmosphäre, in der geborene Optimisten wachsen und gedeihen können. Leider bleibt gewöhnlich, unter dem wechselnden Mond, der Himmel nicht lange so freundlich. Das Wirtschaftsleben ist nicht stabil, sondern fluktuiert unaufhörlich, und meist pflegt sich das Bild schnell gründlich zu verändern. Herr von Gwinner, der Direktor der Deutschen Bank, hat für diesen Um-

*) Bei Piper. Preis 8 Mark.



schwung einst das Wort von der Woge der Konjunktur, die sich überschlägt, geprägt, eine Bezeichnung, wie sie treffender kaum zu finden sein dürfte.

Man darf nie vergessen, daß jede Konjunktur bereits die Keime zu ihrem Verfall in sich trägt. Zu einer Krisis kommt es glücklicherweise nicht immer, sondern nur dann, wenn das Mißverhältnis zwischen Soll und Haben in der Bilanz der Volkswirtschaft so groß geworden ist, daß es sich ohne heftige Erschütterungen des Wirtschaftskörpers nicht mehr ausgleichen läßt.

Den Anlaß zur „Verflauung" der Konjunktur gibt gewöhnlich das Geld — dasselbe Geld, das zu ihrer Entstehung beigetragen hat. Der Prozeß ist scheinbar ziemlich einfach und doch so kompliziert, daß man bisher noch kein Mittel zu seiner gründlichen Beeinflussung entdeckt hat. Jede Konjunktur frißt Geld, frißt unheimlich Geld. Neugründungen, Vergrößerungen bestehender Werke, eine wilde Effektenspekulation, die gar bald den Boden der Tatsachen verläßt, alles das verschlingt ungeheure Summen, größere Summen, als überhaupt bar vorhanden sind. Unser weitgehend ausgebildetes Kreditsystem fördert die schon bestehende Neigung, über den eigenen Geldbeutel hinaus fremdes Kapital in Anspruch zu nehmen.

Das große Portemonnaie der Handelswelt ist die Reichsbank. Die hat Mittel in der Hand, sich zu schützen, wenn die Ansprüche, die an sie gestellt werden, zu groß sind. Dann kann sie den Diskont erhöhen und so das Geld verteuern. Teures Geld aber ist der Tod der Konjunktur.

Schon länger als ein Vierteljahr laborieren wir jetzt an permanenter Geldknappheit. Der Diskontosatz der Reichsbank hat mit 6 Prozent eine Höhe erreicht, wie wir sie lange nicht erlebt haben. Noch ist kein Ende des unerfreulichen Zustandes abzusehen. In der Industrie geht das Geschäft noch gut, aber an den Effektenmärkten trauern die Kurse, und die Spekulation hält sich ängstlich von allen Unternehmungen zurück, kein ermutigendes Zeichen!

Den Anstoß zu der trostlosen Verfassung des Geldmarktes hat diesmal in erster Linie der Krieg auf dem Balkan gegeben. Er ist ein großes Ereignis, das seine Schatten nicht voraus, sondern hinterher wirft. In aller Erinnerung dürfte wohl noch die Panik sein, die sein Ausbruch an den meisten Börsen hervorgerufen hat. Seit dem Kurssturz, der damals eingetreten ist, sind dem Geldmarkt Millionen entzogen worden. Die Leute haben das Vertrauen zu ihren Papieren verloren. Es gibt jetzt nicht wenige, die ihr Geld wieder in den Strumpf stecken, eine Methode, die alter Überlieferung zufolge im Schwange war, als der Großvater die Großmutter nahm. Man kann sich keinen Begriff machen von den Summen, die auf diese Weise dem Verkehr entzogen werden und brach liegen. Sie tragen jedenfalls viel dazu bei, die gegenwärtige Geldknappheit zu verstärken. Erst wenn das Vertrauen in die absolute Sicherheit der Banktresors wieder zurückgekehrt sein wird, kann man auf eine endgültige Erleichterung des Geldmarktes rechnen. Hoffen wir im Interesse der deutschen Volkswirtschaft, daß die Nachwirkungen des Balkankrieges möglichst bald überwunden werden und daß wir bald nicht mehr, wie jetzt, zweifelnd zu fragen brauchen: Was wird die Zukunft bringen — Konjunktur oder Krisis?

Schluß des redaktionellen Teils.

Verantwortlich für die Redaktion: S. D. Gallwitz, Bremen.
Einsendungen von Manuskripten (unter Beifügung von Rückporto) an die Redaktion Bremen, Am Wall 163. Tel. 6945.
Verlag: Kaffee-Handels-Aktiengesellschaft, Bremen.
Druck: H. M. Hauschild, Hofbuchdruckerei, Bremen.

Kaffee und Treffsicherheit.

Von Rudolf Zeitler, Jagdschriftsteller, Barwies.

Ich selbst, das will ich im voraus bemerken, trinke keinen Kaffee, sondern Wein, guten, wenn ich kann, schlechteren, wenn ich muß, stets aber lieber etwas reichlicher als zu wenig.

Was ich hier berichte, sind die Beobachtungen, die ein Jagdfreund an sich und ich an ihm machte.

Er trinkt Kaffee bei der Arbeit im Bureau, weil er abergläubischerweise behauptet, bei geistigen Getränken nicht arbeiten zu können, und er trinkt ihn auf der Jagdhütte, wobei ich allerdings zu seiner Entschuldigung bemerken möchte, daß es dort nur Regenwasser gibt, welches immerhin als Kaffee besser schmecken mag als im Naturzustande. Ich glaube es wenigstens.

Seit Jahren trinkt mein Freund ausschließlich den koffeinfreien Kaffee Hag der Kaffee-Handels-A.-G. in Bremen und behauptet, daß eine nervöse Aufgeregtheit nach langen Nachtarbeiten, deren Ursache er früher in der Überarbeitung und im Rauchen suchte, auf weiter nichts als auf das im Kaffee enthaltene Koffein zurückzuführen sei, und daß er nichts mehr davon merke, seit er ausschließlich den koffeinfreien trinke, und daß er es sofort merke, wenn er anderen genossen habe. Ich hielt das für Einbildung.

Natürlich gab es auch auf der Jagdhütte nur Kaffee Hag, und eines Tages, als die Gelegenheit günstig war, beschloß ich, ihn ad absurdum zu führen.

Der Wassertopf stand am Feuer, der Koffeinfreie war gemahlen und in die Kanne getan, mein Freund hatte sich für einige Zeit aus der Hütte entfernt. Schnell warf ich den gemahlenen Kaffee Hag ins Feuer und ersetzte ihn durch eigens zu diesem Zwecke mitgebrachten gewöhnlichen Kaffee. Ahnungslos brühte er ihn auf und ahnungslos trank er ihn, dann ging es zum Aufstieg ins Gemsrevier.

Schon wollte ich, während wir von einem Köpfl Ausschau hielten, ihm schadenfroh meine Sünden beichten. Hätte ich es getan, so wäre ich um eine wirklich interessante Beobachtung gekommen, denn plötzlich erklärte mein Freund, es sei ihm ganz lieb, daß keine Gemsen zu sehen seien, denn ihm sei so eigentümlich zumute, es »schnatterten« ihm alle Glieder, und wenn er jetzt schießen solle, so könne er für eine große Patzerei mit voller Bestimmtheit garantieren. Er konnte sich seinen Zustand nicht erklären, da er von der

Vertauschung des Kaffees ja nichts ahnen konnte, und ich schwieg wohlweislich.

Später legte sich seine nervöse Aufregung und wir trugen zwei Patronen weniger und dafür jeder eine Gemse zur Hütte.

Da es zu spät zum Abstieg war, beschlossen wir, oben zu übernachten, und ich war niederträchtig genug, das Experiment von heute früh zu wiederholen. Ich vertauschte wieder den gemahlenen Kaffee in der Kanne, wir aßen zur Nacht und mein Freund trank einige Tassen Kaffee, während ich, da ich ebenfalls sehr durstig war, mir den Rest des mitgenommenen Weines mit Regenwasser etwas verlängerte.

Dann krochen wir ins Heu und ich schlief binnen fünf Minuten wie ein Dachs, während mein Freund sich am anderen Morgen nicht genug wundern konnte, daß er vor drei Uhr nicht hatte einschlafen können.

»Wenn ich nicht selbst das Originalpaket aufgemacht und den koffeinfreien Kaffee selbst heraufgetragen hätte, so glaubte ich bestimmt, daß der Kaufmann aus Versehen gewöhnlichen geschickt hätte,« meinte er.

Ich muß wohl ein wenig gegrinst haben, denn plötzlich schien ihm ein ganzes Elektrizitätswerk mit Glühbirnen und Bogenlampen aufzugehen und er benahm sich wie ein gutbesuchter Kongreß von Rohrspatzen, beschimpfte mich als gemeinen Kerl und heimtückischen Giftmischer, und nur der Triumph, mich von der starken Wirkung des Koffeins unwissentlich, aber um so wirksamer überzeugt zu haben, brachte ihn wieder in bessere Stimmung.

Dieser kleine Versuch aber gibt zu denken. Ich bin seitdem überzeugt, dass jeder, der einige Tassen Kaffee hintereinander trinkt, davon üble Folgen verspürt, ohne sich aber der Ursache bewußt zu werden, weil er regelmäßig zu bestimmter Zeit ungefähr das gleiche Quantum genießt. Erst wenn der Kaffee- oder vielmehr der Koffeingenuß*) zeitweilig ausgesetzt wird, entdeckt ein guter Beobachter die Ursache, d. h. wenn er weiß, welche Wirkung das Koffein hat.

Weiß er das nicht, so kommt er vielleicht sein Leben lang nicht auf den Gedanken, daß eine gewisse Nervosität, Herzklopfen, die zeitweilige Unfähigkeit, das Gewehr ruhig an-

---

*) Koffein ist ein im Kaffee enthaltenes Alkaloid. Es ist ein starkes Herz- und Nervengift, und die höchste Menge, die der Arzt davon als Medikament verordnen darf, ist 0,5 gr, dieselbe Menge ist aber bereits in 3 Tassen Kaffee mittlerer Stärke vorhanden! Aus dem koffeinfreien Kaffee Hag ist dieser Stoff ohne Beeinträchtigung des Geschmacks und des Aromas entfernt.



zuschlagen und sicher abzukommen, von seinem gewohnten Frühstücks- oder Nachmittagskaffee herrührt.

Ich bemerke ausdrücklich, daß mein Freund, der mir unfreiwillig als Versuchskarnickel diente, nicht etwa ein »windiger Stadtfrack«, sondern eine sogenannte Bärennatur ist, ein Mensch, der es im Steigen mit fast allen Berglern aufnimmt, es sogar den meisten zuvortut, und, trotzdem er fast ein halbes Jahrhundert auf dem breiten, sündigen Buckel hat, Sommer und Winter mit »dekollettierten Knien« im Berg umeinandersteigt, dazu raucht, als wenn ein kleiner Bauer Brot backt, kurzum, so zäh ist, wie seine harzigspeckige Lederhose.

Ich selbst trinke, wie bereits erwähnt, so gut wie niemals Kaffee. Wäre ich aber daran gewöhnt, so würde mich das hier geschilderte interessante Experiment unbedingt zum koffeinfreien Kaffee Hag bekehrt haben.

Hag-Rundschau.

Kapitalserhöhung:

Die Generalversammlung vom 12. Februar genehmigte einstimmig die vorgeschlagene Kapitalserhöhung um 1/2 Millionen Mark auf 3 Millionen Mark und den Erwerb der Aktien der Kaffee-Patent-Aktiengesellschaft gegen Ausgabe von 1 050 000 Mark Obligationen.

Herzhygiene:

Dr. med. H. L. Balder äußert sich im „Magdeburgischen Generalanzeiger" Nr. 60 über den verderblichen Einfluß des Alkohols und des Koffeins auf die Herztätigkeit:

„Von den Genußmitteln sind es insonderheit zwei, die dem Herzen gefährlich werden: der Alkohol und das Koffein, indem sie, stete Tropfen, die Herzkraft immer und immer wieder über Gebühr in Anspruch nehmen und in ihrer verhängnisvollen Rück- und Wechselwirkung sich summieren, bis die Herzschwäche unheilbar geworden ist. Die Häufigkeit der Herzkrankheiten, des Herzschlages gerade in den wohlsituierten Kreisen wird dadurch erklärlich. . .

Den Tropenkaffee sollen wir nur bei besonderen Gelegenheiten, in Ausnahmefällen trinken. Bei erschöpfender Kopfarbeit, bei Nachtwachen, bei sportlichen Höchstleistungen zur Anreizung und als Peitsche, wenn es sein muß. Für den Hausgebrauch besitzen wir in dem koffeinfreien Kaffee ein vollwertiges Ersatzmittel, das dem Kaffee an Farbe, Geschmack und Aroma nichts genommen hat."

Hygienisches Institut der Universität Würzburg:

Auf Grund von zahlreichen, ausgedehnten und genauen Versuchen, die in diesem Institut angestellt wurden, veröffentlicht Prof. Dr. K. B. Lehmann eine ausführliche Abhandlung in der „Münchener Medizinische Wochenschrift" Nr. 6 und 7 mit dem Titel „Die wirksamen und wertvollen Bestandteile des Kaffeegetränks mit besonderer Berücksichtignng des koffeinfreien Kaffees Hag und des Thum-Kaffees", auf die besonders hingewiesen sei. Wir werden später Gelegenheit haben, auf diese Arbeit zurückzukommen.

„Die Naturwissenschaften":

Diese „Wochenschrift für die Fortschritte der Naturwissenschaft, der Medizin und der Technik" (Verlag Jul. Springer, Berlin) enthält in Heft 5 1913 S. 116 einen lesenswerten ausführlichen Aufsatz von Privatdozent Dr. Victor Grafe, Wien, über „Die Gewinnung und Entfernung von Naturstoffen durch Aufschließen",



Künstlerische Fabrikarchitektur:

„Zu den glänzendsten Aufgaben der Baukunst, an die noch vor einem Jahrzehnt kaum jemand dachte, ist jetzt auch der Fabrikbau geworden, gewiß ein erfreuliches Zeichen dafür, daß die Architektur wieder Fühlung mit dem klopfenden Pulsschlag des Lebens gewinnt. Der Fabrikbau ist in der Tat geeignet, ein steinernes Dokument unserer Zeit zu werden. Wir sehen denn auch, daß die ersten Künstler sich um die Eroberung dieses weit vorgeschobenen Postens heiß bemühen. Vor der Hand ist die Zahl der wirklich überzeugenden Beispiele allerdings noch nicht groß. Wagners Bau der Kaffee-Handels-Aktiengesellschaft (Kaffee Hag) in Bremen muß man unbedingt hinzurechnen. Ganz in Beton errichtet, ist der umfangreiche Gebäudekomplex lediglich aus dem sich in ihm abspielenden Fabrikationsprozeß heraus entwickelt und baut seine Masse in eindrucksvollem Rhythmus auf."

(Aus einem Aufsatz von G. Brandes über den Bremer Architekten Hugo Wagner in Heft 9 von „Niedersachsen", Verlag Carl Schünemann, Bremen.)

Die Güldenkammer:

In Nr. 10 „Das Neue Leben, Zeitschrift für alle akademischen Kreise" herausgegeben von Dr. C. Picht und G. Halm, Bonn, Verlag Oster & Joister, Köln, lesen wir:

„Die Güldenkammer hat jene glückliche Verknüpfung gefunden, zu der die moderne Entwicklung uns hindrängt: Literatur und Industrie zu verbinden. Erst wenn wir beide zu restloser Einheit werden verschmolzen haben — und doch wieder so, daß nicht die eine, ihre Grenzen verkennend, in das Gebiet der anderen übergreifen will, dann werden wir nicht weiter von seelenmordender Industrie und weltentfremdeter Kunst zu reden brauchen."

Weitere Kostproben im Zeitungsbetrieb:

Die Kaffee-Handels-Aktiengesellschaft, Bremen, die Herstellerin des koffeinfreien Kaffees, bot die Gelegenheit, die Vorzüge ihres Produktes kennen zu lernen, indem sie durch ihren Vertreter einen Ausschank für das Personal veranstalten ließ. Es konnte festgestellt werden, daß der coffeïnfreie Kaffee im Geschmack und Aroma von coffeïnhaltigem Kaffee nicht zu unterscheiden ist. Da ferner das Produkt durch die Coffeïnentziehung vollständig unschädlich gemacht wurde, so haben wir in diesem Kaffee ein Getränk, das allen im Zeitungsbetriebe tätigen Personen, an deren Nerven nicht geringe Anforderungen gestellt werden, zu empfehlen ist. (Hannoverscher Courier, 31. Januar 1913.)

Eine Kaffeeprobe veranstaltete die Kaffee-Handels-Aktiengesellschaft (Hag) in Bremen gestern vormittag für die Arbeiter und Angestellten der Schellschen Buchdruckerei in unserem Rotationsmaschinensaal, die den vollen Beifall der Konsumenten fand. Die Hag entzieht bekanntlich durch ein besonderes Verfahren den Kaffeebohnen das so gefährliche Gift Coffeïn, welches namentlich die Nerven und die Herztätigkeit ungünstig beeinflußt, und erreicht damit eine völlige Unschädlichkeit des beliebten Getränkes. Durch die Entziehung des Coffeïns erleidet der Geschmack des Kaffees keinerlei Einbuße, er ist genau so aromatisch und wohlschmeckend wie vorher, nur ist ihm die schädliche Nebenwirkung, welche das Coffeïn ausübt, genommen. Es ist also ein richtiger Gesundheitskaffee, den nicht nur alle Herz- und Nervenleidende unbedingt, sondern auch alle Kaffeetrinker genießen sollten, welche auf ihre Gesundheit bedacht sein wollen. Der von Jahr zu Jahr steigende Absatz des Kaffee Hag beweist, daß das Publikum mehr und mehr die Vorzüge desselben in gesundheitlicher Beziehung einsehen gelernt hat. (Neckar-Zeitung, Heilbronn, 14. Februar 1913.)

Haushaltungsschulen:

Mit welchem Interesse die Öffentlichkeit die Einführung eines so vortrefflichen und unschädlichen Genußmittels wie des koffeinfreien Kaffee Hag verfolgt, geht aus einem Artikel aus dem Striegauer Anzeiger vom 26. Februar 1913 hervor. Nach der Beschreibung der Kostprobe in der Haushaltungsschule und der Würdigung des verabreichten Genußmittels fährt der Artikel fort:

„Die Entgiftung des Kaffees erfolgt im großen Maßstabe in einer namentlich in moderner hygienischer Hinsicht zu einer Sehenswürdigkeit gewordenen riesigen Fabrikanlage der Kaffee-Handels-Aktiengesellschaft in Bremen. Der Leitung der hiesigen Haushaltungsschule gebührt Dank für ihr Bestreben, unsere Jugend mit den Errungenschaften neuzeitlicher Nahrungsmittelchemie bekannt zu machen, ihren schönsten Lohn findet sie sicherlich in der Beobachtung des wachsenden Verständnisses und der Freude, mit der unsere zukünftigen Hausfrauen in der schmucken Kochküche der Haushaltungsschule schalten und walten." Zahlreiche Haushaltungsschulen in ganz Deutschland haben sich in den Dienst der gleichen Bestrebungen gestellt.

Schaffermahlzeit:

Am Schlusse dieser traditionellen Mahlzeit, welche Bremer Kaufleute, Seeleute, Reeder und hochstehende auswärtige Persönlichkeiten vereint, wird seit Jahren neben koffeinhaltigem Kaffee auch der koffeinfreie Kaffee Hag verabreicht. Zu unserer Freude konnten wir feststellen, daß die große Mehrzahl der anwesenden Gäste, trotzdem sie durch das mit zahlreichen Reden gewürzte und aus altrenommierten Gerichten hergestellte Mahl um Jahrhunderte sich zurückversetzt fühlen mußten, dem modernen koffeinfreien Kaffee Hag den Vorzug gaben.

Schreibmaschinenkunde.

Man wird wohl erstaunt sein zu erfahren, daß bereits Anfang des 18. Jahrhunderts der Engländer Henry Mill den Gedanken faßte, eine Schreibmaschine zu bauen und im Jahre 1714 bereits ein diesbezügliches Patent anmeldete. Langsam reifte dieser Gedanke aus und 1866 erst gelang es einem Erfinder aus Alabama, James Pratt, eine Maschine zu konstruieren, die auch einen praktischen Wert besaß. Eine Beschreibung dieser Erfindung, die dem Drucker C. Latham Scholes und dem Techniker Carlos Glidden in die Hände fiel, brachte diese Erfinder, die mit der Herstellung einer Numerier- und Paginier-Maschine beschäftigt waren, auf den Gedanken, ihre Numeriermaschinen auch mit Buchstaben zu versehen. 1873 kam ihr erstes brauchbares Modell heraus. Man kann sich vorstellen, daß ein solches Modell vieler Verbesserungen fähig war. Einer der ersten, die es sich zur Aufgabe stellten, die Schreibmaschine zu der Vollkommenheit zu bringen, die sie jetzt besitzt, war der geniale Erfinder G. W. N. Yost. Seine Hauptaufgabe sah er darin, die Schrift so rein und klar zu gestalten wie eine Druckschrift. Er hatte nämlich die Beobachtung gemacht, daß die unklare Schrift durch die Übertragung der Farbe mittels eines zwischen Type und Papier befestigten Farbbandes verursacht wurde. Dabei verfiel er auf den Ausweg, das Farbband zu entfernen und die Typen in der Ruhelage auf ein Farbkissen zu legen, von dem die mit Farbe gesättigte Type unmittelbar auf das Papier aufschlägt. Der Buchstabe kam dadurch so klar und schattenfrei zum Vorschein, wie etwa beim Buchdruck, der ja auch kein Zwischenglied zwischen Satz und Blatt kennt.

Eine zweite glänzende Idee Yosts war der gelungene Versuch, die Typen nicht wie bei anderen Maschinen durch ein Typenlager zu führen, sondern vom Abdruckpunkte aus. Er konstruierte zu diesem Zweck den Zentralführer, der sich bis zum heutigen Tage glänzend bewährt hat. Es ist von Interesse zu erfahren, daß seit dem Jahre 1891, in welchem Yost diese Ideen verwirklichte, eine Verbesserung dieser Prinzipien nicht möglich war. Neben zahlreichen anderen Vorteilen haben die beiden beschriebenen Eigenarten dazu beigetragen, der Yost-Maschine den Ruf der vollkommensten Schreibmaschine und der Maschine der schönsten Schrift zu erwerben.


DIE FÜHRENDE KUNSTZEITSCHRIFT!
Das Oktober-Heft 1912 eröffnet den 16. Jahrgang.
DEUTSCHE KUNST UND DEKORATION
WOHNUNGSKUNST MALEREI · PLASTIK ARCHITEKTUR · GARTEN KÜNSTLERISCHE · FRAUEN-ARBEITEN
HERAUSGEBER HOFRAT ALEXANDER KOCH DARMSTADT.
XVI. JAHRG.
HEFT 1
Aus ſeinem Inhalt ſei hervorgehoben:
Die Große Berliner Kunſtausſtellung 1912: Werke von Otto H. Engel, Hermann Göhler, Arthur Kampf, Carl Larsson, Albert Männchen, Fritz A. Pfuhle, Paul Plontke, Ivan Thièle, Hans Toepper und anderen.
Profeſſor Eugen Bracht-Dresden: Gemälde aus der Jubiläums-Ausſtellung Darmſtadt, anläßl. ſeines 70. Geburtstages.
Ramón und V. Zubiaurre-Madrid: Gemälde der von den Intern. Ausſtellungen her beſtbekannten ſpan. Maler.
Haus Krawehl-Eſſen von Prof. A. Niemeyer-München: Architektur, die geſ. Innen-Einrichtung u. Ausſtattung eines vorn. Bürgerhauſes.
Wiener Kunſt-Gewerbe: Keramiſche Plaſtik, Metall-Arbeiten, Porzellan, Gläſer, Leder-Arbeiten, Brief-Kaſſetten, Kleider u. Bluſen, Stickereien etc. Koſtüme von Paul Poiret-Paris und noch vieles andere mehr.
MALEREI
PLASTIK
HAUS
MÖBEL
PORZELLAN
GLÄSER
SCHMUCK
KOSTÜME
Vierteljährl. Mk. 6.–, Einzelheft Mk. 2.50
130 ABBILDUNGEN SCHWARZ U. FARBIG
VORRÄTIG IN DEN BUCHHANDLUNGEN!
ILLUSTRIERTE PROSPEKT-HEFTE BEI BEZUG AUF DIESE ANKÜNDIGUNG GRATIS UND FRANKO!
VERLAGSANSTALT ALEXANDER KOCH · DARMSTADT.
FÜR JEDE KUNSTSINNIGE FAMILIE!



Kaffee-Handels-Akt.Ges. Bremen

COFFEIN
FREIER
KAFFEE



KAFFEE-HANDELS
AKT. GES. BREMEN



